



3 1761 073923930

Hammerlings Werke

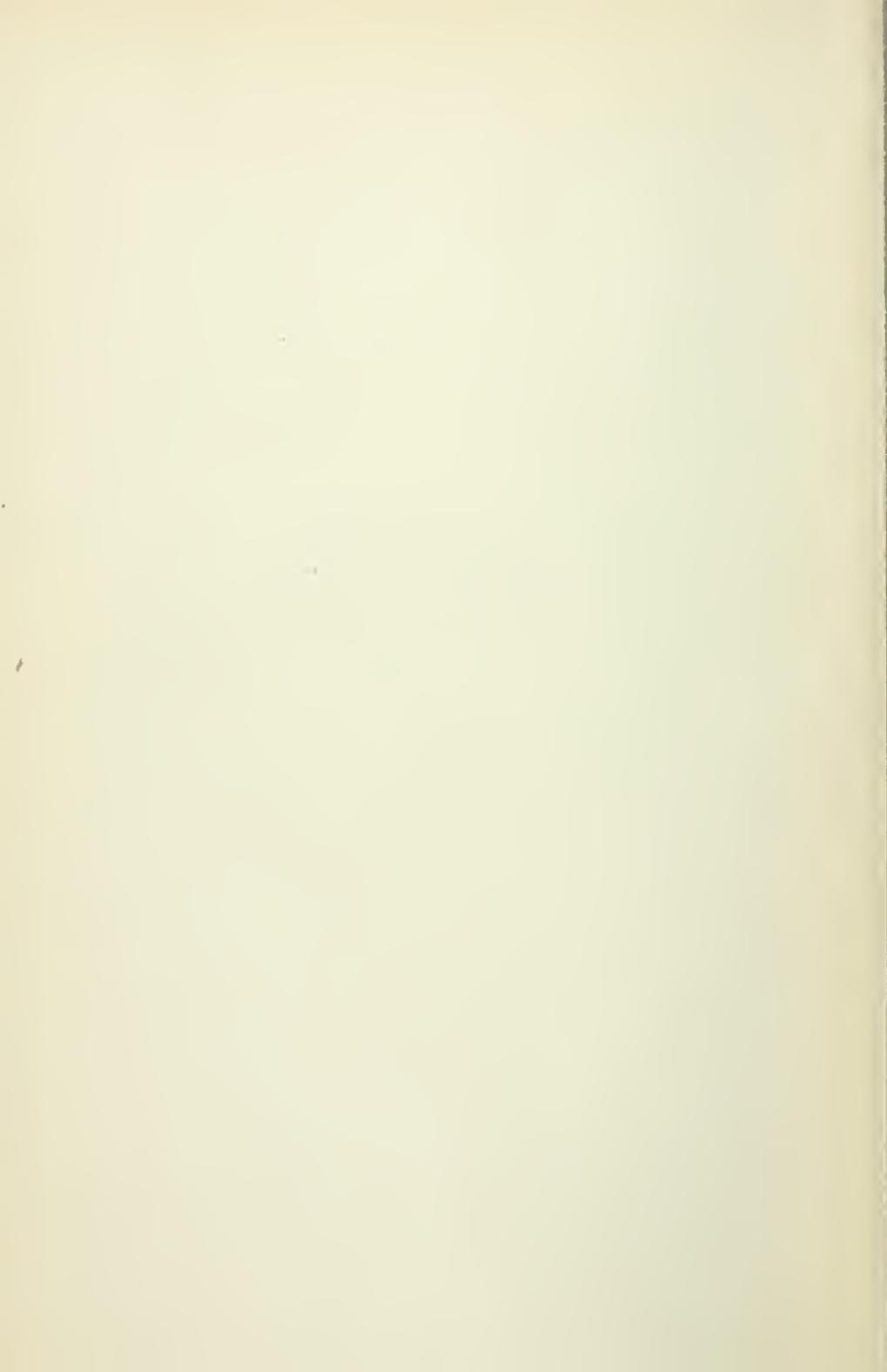


UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Hamerlings Werke

Dritter Band







Hamerlings Werke in vier Bänden.

AS

Ausgewählt und herausgegeben

von

Dr. Michael Maria Rabenledner.

Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger.

Dritte Auflage.

Dritter Band.



11111
11111
11111
11111
11111
25

Leipzig.

Max Hesses Verlag.

PT

2289

A1

1900

Bd. 3

Inhalt des dritten Bandes:



	Seite
Venus im Exil. Ein Gedicht in fünf Gesängen.	
Erster Gesang: Eros	11
Zweiter „ Die Göttin	19
Dritter „ Das Reich der Schönheit	27
Vierter „ Das Weib	54
Fünfter „ Venus Urania	64
Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern	75
Blätter im Winde.	281
Gedichte aus dem Nachlass.	483
Ein Schwanenlied der Romantik.	521





Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

<http://www.archive.org/details/werkeausgewhlt03hame>

Venus im Exil.

Ein Gedicht in fünf Gesängen.



 ieh' hin, ein heiliger Bote
Und sing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrote,
Vom kommenden Reiche der Schönen!“

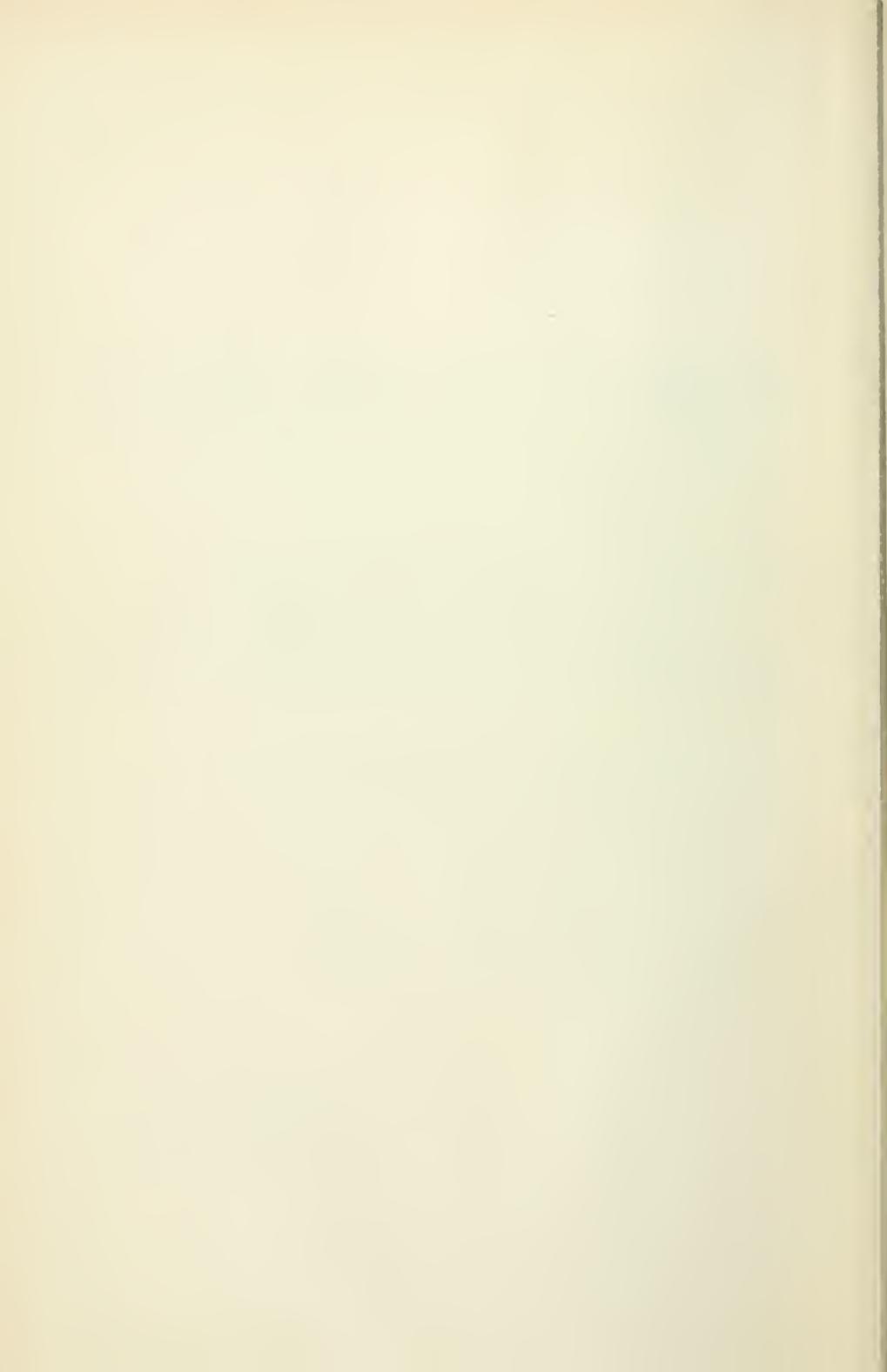
O o selbst im Leid des Glückes Stern mir glühte,
Und, wie der Lotoskelch dem heil'gen Ganges,
Aufs neu' der Woge meines Schmerzensdranges
Das Lied entstieg als reine Lebensblüte:

Da quoll mir, was ich längst schon im Gemüte
Getragen, hin im Strome des Gesanges,
Zum Preis, wenn auch noch schmerzgedämpften Klanges,
Der Göttin, deren Zauber mich umsprühte.

In manchem Bild, das Dichter uns entrollten
Von ihrem langen schmerzlichen Exile,
Schien minder sie gefeiert als gescholten:
Wie mannigfach die Sage sie umspiele,
Mir hat im schönsten Sinne sie gegolten
Als Führerin zu höchstem Lebensziele!

Venedig 1856.

Robert Hamerling.





Erster Gesang.

Eros.



„Das ist der Schmerz des Alls, nur Kreatur zu feinl
Platen.

„O Kreatur, unsel'ger Lebenszecher,
Dein Durst ist endlos, endlich ist dein Becher!“

Was rauscht der Wald, nun Mond und Sterne
glimmen?

Was flüstert still der Quell zu mir empor?
Die fernen Töne, die hieher verschwimmen,

Was schlagen sie so düster an mein Ohr?

Was wollt ihr, wundersam vertraute Stimmen?

Wie stimm' ich ein in euren leisen Chor? —
Ein Seufzer hat sich meiner Brust entwunden,
Und siehe da — der Einklang ist gefunden!

So ist ein Seufzer alles ird'sche Leben,

Der unverstanden in sich selbst erlischt?

Ich fühl' es — mit geheimem Todesbeben

Ist alle Lebenswonne stets gemischt.

Der Sphären Klänge hör' ich niederschweben,

Doch ewig drein des Todes Schlange zischt;

Ja, was im All erklingt, ist tiefes Sehnen,

Ist Ton des Fallens ew'ger Liebestränen.

So seid mir denn gegrüßt als Schmerzgenosßen

Ihr Wellen, klagend unbegriff'ne Pein;
Waldblumen ihr, von Schmerzestau begossen,

Und du vom Ach der Luft durchrauschter Hain;
Ihr seid gleich mir ins Sein hinausgestoßen,

Ins qualenvolle, ruhelose Sein,
Und harrt gleich mir des Heilands, der vom Bösen,
Von Schmerz und Tod soll die Natur erlösen.

Doch neidet' ich, wie oft, dem Nar die Schwingen,

Dem Schwan die Silberwelle, die ihn trug,
Der Nachtigall die Kunst, sich auszuflingen,

Den Wolken ihren mondbeglänzten Zug,
Den Winden, die von Pol zu Pole dringen,

In Freiheit atmend, ihren Ätherflug:
Ob die Natur im Innersten auch leide,
Der Menschenbrust gereicht sie doch zum Neide.

Denn Leben ist ja Schmerz, und Schmerz ist Leben:

So ist denn höh'res Leben höh'rer Schmerz;
Von allen Kreaturen, die da beb'en,

Ist die unseligste das Menschenherz;
Unendliches Gefühl ist ihm gegeben,

So trifft unendlich es des Pfeiles Erz:
Wie lockend es die Lebensflut umschläume,
Ihm bleiben nur die Thränen und die Träume.

Des Wissens Born erschloß mir seine Tiefen,

Ich stieg hinab in des Gedankens Schacht;
Doch ob auch meines Herzens Triebe schließen,

Sie träumten von des Lebens lichter Pracht;
Mir war, als ob mich Liebesstimmen riefen,

Und nie behielt mich ganz die schwarze Nacht:
Was einzig ich zum Lohnen solchen Strebens
Gesucht, es war die gold'ne Spur des Lebens.

Ja, Leben, du mein Lieb, das ich in Träumen
 Erschaut, stets folg' ich ahnend deiner Spur;
 Mir rauscht dein Liebeswort aus blüh'nden Bäumen,
 Dein Auge winkt mir aus der Sternenflur;
 Dein Antlitz dämmert mir in Wellenschäumen,
 Doch ewig grüßest du von fern mich nur.
 Soll ich begnügen mich mit Liebeszeichen,
 Und nimmermehr dich selbst, mein Lieb, erreichen?

Doch ach, was such' ich Namen dem zu geben,
 Wonach mein Sehnen ewig sucht und fragt?
 Ich hab' es Glück genannt, ich nenn' es Leben,
 Doch weiß ich selbst, was dieser Name sagt?
 Es ist ein unerfäßlich glühend Streben,
 Das mich durch alle Näh' und Ferne jagt.
 Den Drang, in dem die Menschenherzen pochen,
 Hat ganz und klar kein Mund noch ausgesprochen.

Ich sehne mich nach glühendem Umfangen,
 Nach heiżem Kuß, nach Rast an trauter Brust,
 Nach duft'gen Locken, warmen Liebeswangen,
 Ich sehne mich nach ungemeß'ner Lust;
 Dann kommt nach Geistesflügen mir Verlangen,
 Mein Denken läßt zurück der Erde Wüst;
 Dann faßt mich Thatendurst, dann, selbstvergessen,
 Wünsch' ich, es rauschten mich in Schlaf Cypressen.

Vom Berge lockt es mich zum stillen Thale,
 Und aus der Waldschlucht nach besonnten Höh'n;
 Von Wäldern träum' ich im geschmückten Saale,
 Von Städtepracht an tannendunklen See'n.
 Ja, fernes glänzt in wunderbarem Strahle,
 Und stets erscheint, was ich entbehre, schön.
 Was ich ergreife und wohin ich wand're,
 Wenn Eines ich erreicht, mir fehlt das And're!

Das ist's — daß mir ein Allverlangen stille
 Dies Einzelne, wie wär' es möglich? Nein!
 Unendlich ist das Denken und der Wille,
 Und endlich, endlich nur ist Kraft und Sein.
 Ob auch vielnam'gem Leid die Thräne quille,
 Der einz'ge Schmerz ist — Kreatur zu sein!
 O Kreatur, unsel'ger Lebenszecher,
 Dein Durst ist endlos, endlich ist dein Becher!

Könnt' ich das All wie eine Perle trinken
 Im Götterweine der Unendlichkeit,
 Dann dürfte meinem Durste Stillung winken,
 Und Labe meiner Sehnsucht tiefem Leid.
 So aber kann ich nur darein versinken,
 Will ich erlösen mich von Raum und Zeit,
 Und als ein Tropfen, der aus Flutabgründen
 Emporgewallt, zurück ins Ganze münden.

Wie gerne schlöß' ich diese Augenlider!
 O Hades, öffne mir dein dunkles Thor!
 Verschlinge mich, o Nacht des Nichtseins, wieder,
 Nehmt, Ungeborene, mich in euren Chor!
 Zieh', Stromeswirbel, mich in Grüfte nieder,
 Reiß', Adler, mich ins leere Nichts empor!
 Willst du dich, Felsenabgrund, mein erbarmen?
 O nimm mich auf mit off'nem Todesarmen! —

So hallt die Klage. Schmerzlicher erzittern
 Der Bäume Kronen um die Felsenkluft;
 Das Mondlicht schmücket mit bleichen Glanzes Flittern
 Des Abgrunds öde, gähnend off'ne Gruft.
 Die Vögel scheinen Hauch des Tods zu wittern,
 Die Blume welkt und hält an sich den Duft.
 Der Jüngling tritt heran zum schwarzen Schlunde
 Und blickt hinab nach seinem Schaudergrunde.

Er blickt hinab so kühl und todeslüstern;
 Tönt ihm kein trautes Liebeswort: O bleib'?
 Doch horch, im Laube rauscht ein seltsam Flüstern,
 Er wendet sich — da hebt ein holder Leib
 Sich los vom Grund, wo tief're Schatten düstern,
 Gespenstig dämmert ihm ein hohes Weib:
 Schön wie die reizendste der Jovisbräute,
 Bleich wie Persephone, des Hades Beute.

„Wer lockt mich,” ruft er, „von des Todes Pforte
 Zurück, und stimmt mein Herz noch einmal weich?
 Wer bist du? Künd' es mir mit einem Worte;
 Warum bist du so traurig und so bleich?
 Trat'st du hervor aus dunklem Kerkerorte?
 Entließ dich Pluton aus dem finstern Reich?
 Bist du der Engel, führend in die Stille
 Des Todes, oder künft'gen Seins Sibylle?”

Und wie er wagt ins Antlitz ihr zu schauen,
 Erhebt sein Herz in unbegriff'ner Pein;
 In Sehnsuchtstränen meint er hinzutauen,
 Der Wehmut düst'rer Schleier hüllt ihn ein.
 Dann wieder ist's, als ob das dunkle Grauen
 Durchwehte dämmernd lichter Rosenschein,
 Und mitten in der Qual des Todesbebens
 Durchzittert's ihn wie Ahnung höchsten Lebens.

„Winkst du,” so ruft er mit geheimen Grüßen,
 „Zum Leben oder Tode mir so traut?
 Ja, brechen wird mein sterblich Auge müssen,
 Weil es zu viel des Göttlichen geschaut.
 So laß mich sterbend sinken dir zu Füßen,
 Im Tod grüßt jubelnd dich mein Herz als Braut!”
 Er ruft's, und strebt zu ihr, und sieht entschwinden
 Ihr Bild, wie Nebelduft in Morgenwinden.

„Auch du,“ seufzt er, „auch du mußt mir entschweben?“
 Und ich — wie ward mir doch? ich fass' es kaum!
 Ich kann nicht sterben mehr, ich kann nicht leben,
 Verloren ganz in traurig süßen Traum.
 Nach jenem holden Bilde will ich streben,
 Will suchend geh'n bis an des Meeres Saum.
 Ich fühl' in mir den Todespfeil der Liebe,
 Wandernd verblut' ich wohl in süßem Triebe.“ —

Bleich, düster geht er tief in Waldesgrund,
 Wo Tannen ihn am dichtesten umgattern;
 Er setzt den Fuß auf Schwindelhöh'n, wo rund
 Ums Haupt ihm krächzend nächt'ge Vögel flattern;
 Er steigt hinab in schwarzer Thale Schlund,
 Wo Molche züngelnd ruh'n gestreckt und Nattern;
 Sein Fuß rizt strauhelnd sich am Steingerölle —
 Er achtet's nicht, er ginge durch die Hölle.

Und wie er bahnlos schweift im Ungewissen,
 Dringt leises Rauschen fern zu ihm heran;
 Er tritt hervor aus Waldesfinsternissen,
 Und steht auf mondeshellem Hügelplan.
 Ein Strom, der manch granit'ne Haft zerrissen,
 Geht breiter hier und stiller seine Bahn.
 Von Felsen starrt es wild im Stromesthale,
 Aufragend in des Mondes bleichem Strahle.

Der Jüngling grüßt den Strom mit frohem Läuschen;
 Was ist wie Stromestiefe hold und rein?
 Urweltlich wundersam tönt ihm ihr Rauschen,
 Und unersättlich blickt sein Aug' hinein;
 Und sanft beginnt er Klagen auszutauschen
 Mit ihr, sie lusst in Träume sanft ihn ein.
 So traut berührt der Flut geheimes Leben
 Ein Menschenherz, der Liebe hingegeben.

Doch horch! aus Träumen, die ihn hold umspinnen,
 Weckt ihn ein Klang, der durch die Lüfte hebt;
 Ist's Elfenzauber, der bethörten Sinnen
 Aus Mondesstrahlen Truggebilde webt?
 Dort ruht das Götterweib auf Felsenzinnen,
 Ihr wallendes Gelock im Winde schwiebt!
 Und wundersam entquillt dem Mund der Schönen
 Ein lockend Lied in leisen Zauber tönen.

Der Sterne Reigen hält und lauscht dem Klingen,
 Es staunt und zaudert und erwärmt die Flut;
 Die Winde senken lauschend ihre Schwingen,
 Der rauhe Fels erglüht in Rosenglut.
 Den Jüngling fasst das zauberische Singen
 Bethörend an, ihm siedet heiß das Blut.
 Hinüberschwimmen will er liebestrunken —
 Der Sang verhallt, der Felsen ist versunken.

Sein Auge bleibt geheftet an die Stelle,
 Die allzurasch das holde Bild verschlang;
 Da wogt die Flut in gold'ner Sternenhelle,
 Wie angeregt von wunderbarem Drang.
 Zu flüstern allgemach beginnt die Welle,
 Und aus der Tiefe kommt's wie Liebesklang.
 Der Jüngling horcht bethört den Zauber tönen,
 In Sehnsucht schmachtend nach der bleichen Schönen.

„Bist du es“, ruft er, „die mir im Gebrause
 Der Wellen singt ein lockendes O komm?
 Wohnst du da unten im Krystall'nen Hause?
 Wölbt sich zur Grotte dir der Silberstrom?
 Bei dir, ach, in geheimster Felsenklause,
 Was fragt' ich nach des Äthers lichtem Dom?
 O nimm mich auf, laß mich nicht länger schwieben
 In wirrem Traum — gieb Tod mir oder Leben!“

Da winkt's und lächelt's, singt's und flüstert leise,
 Und lockt ihn mächtig in die Flut hinab;
 Stets dringender erlönt die süße Weise,
 Stets enger ihn das Zauberneß umgab.
 „Du ziehst mich,“ ruft er, „Strom! in deine Kreise,
 O, würdest du mir Braubett oder Grab!
 Ach, nur zum Spotte locken süße Lieder
 Zu ihr mich in krystall'ne Tiefen nieder!“ —

Er ruff's, und süß antwortend trifft im Schweigen
 Der Mondnacht leiser Geistersang sein Ohr;
 Es wogt der Strom, und aus der Tiefe steigen
 Verlockende Gebilde sacht empor;
 Und flüsternd, singend, kosend schlingt den Reigen
 Um den Erbebenden ein luft'ger Chor:
 Verkörpert sich im Mondesglanz entfalten
 Sehnſücht'ger Ahnung heilige Gewalten.

Dem Zauber lauscht, der aus den Demantfunken
 Des mondbeglänzten Schaumes klingt und sprüht,
 Der Jüngling, und es fühlt sein Herz sich trunken
 Vom Strahl ersehnten Glückes angeglüht.
 Hold eingelullt ist er dahingesunken
 In wonnig tiefen Schlummer, und ihm blüht,
 Wie hold um ihn der Nixen Chöre schwelen,
 In gold'nem Traum ein wunderbares Leben.





zweiter Gesang.

Die Göttin.



„Ruhet er, Göttliche, nun auf deinem geheiligten Schoße.
Neige dich über ihn hin, und gieße die liebliche Rede
Über ihn aus“ — — —

Lucretz I. 39.

„Urania ist sie dort, hier Aphrodite.“ —

Dun laß zurück den Schauder, laß das Trauern,
Du bist entrückt der Erde dunklem Wüst;
Es ist dein Herz gereift in Todesschauern
Und Sehnsuchtspeinen zu olymp'scher Lust.
Umwölbt hier von der flut krystall'nen Mauern,
Eröffne dem ersehnten Glück die Brust!
Du starbst der Welt, ich will zurück dich geben
Dem lichten Sein zu neuem sel'gen Leben.

So spricht zum Jüngling in der holden Kühle
Der Stromesgrotte die Bethörerin;
Die Welle schmiegt sich ihr zu weichem Pfühle
Und wölbt zur Grotte sich, zum Baldachin;
Es reiht ihr Perlenkränze das Gewühle
Der flut und streut ihr Demant und Rubin.
Ein rosig Licht umwallt die Göttergleiche
Und küßt ihr Angesicht, das schöne, bleiche.

Und so von scheuer Wellenslut umflossen,
 Weltabgeschieden durch der Woge Spiel;
 Hat Ruh' sich in des Jünglings Herz ergossen,
 Als stünd' er an der Sehnsucht letztem Ziel.
 „Wer bist du," frägt er, „die du mir erschlossen
 Im Wellenreich, o Schönste, dies Asyl?
 Bist eine du der Nixen, deren Weise
 Oft Menschensohne zog in ihre Kreise?"

„Was suchst du," ruft sie, „Namen mir zu geben?
 Bin Nixe, bin Sirene, Waldesfee,
 Bin Göttin, bin die Liebe, bin das Leben,
 Bin, was du dir ersehnt in Sehnsuchtsweh.
 Vielnamig schilt und preist mich menschlich Streben,
 Es wechselt die Gestalt, in der ich geh'.
 Verlangt dich mehr zu wissen, horch der Kunde,
 Die nun dir tönen soll aus meinem Munde.

Entstiegen war den Wassern, lebensträcht'gen,
 Das Feste, das in ihrem Schoß geruht;
 Maßlos erquoll es, schwoll im Übermächt'gen,
 Und formilos drängte sich die wilde Brut.
 Unselig stand in diesem Grau'n, im nächl'gen,
 Der Mensch, das jüngste Kind der Lebensflut.
 Es klang ihm in des Werde Zauberspruche
 Kein Segenswort, ihm scholl's gleich einem Fluche.

Da gärt' es noch einmal im Flutenschoße,
 Und aus der Tiefe stieg ein Wunderbild:
 Cytherens Reiz erglänzt, der mangellose,
 Auf sterndurchblitzten Schaumes Lilienbild.
 Wie fiel in ird'sche Flut die Himmelsrose?
 Es staunen Meer und Himmel und Gefild',
 Und jubelnd schlingen hoch in gold'ner Ferne
 Den Liebesreigen Sonne, Mond und Sterne.

Es schäumt das Meer, und tausend Liebesfunken
Verspricht die Purpurwoge, wo sie schwamm;
Maßloses fällt, wie dienstbar hingesunken,

Und häßliches verzehrt sich wie vor Scham.
Und alles schmiegt, hinblickend Schönheittrunken,

In holdes Maß sich, prangend wundersam;
Die Schrecken ruhn gebändigt; Reiz und Güte
Geh'n lieblich auf in sel'ger Lebensblüte.

Das Göttliche berührt zum ersten Male
Fühlbar die Welt, die todgeweiht sich schien;
Und angeglanzt von jenem sel'gen Strahle
Sinkt still der Mensch in Lieb' und Freude hin.
Zum ersten Mal ertönt im Erdenthale
Der Jubelruf: o Wonne, daß ich bin!
Nun lohnt sich's erst, zu ringen und zu streben,
Nun sind die Tage lieblich, süß das Leben.

Und wie die Herzen voll im Überschwange
Zujauchzen diesem neugebor'nen Glanz,
Da wird der Ruf des Jubels zum Gesange,
Der Sprung der Freude wird zum Reigentanz;
Da flechten zu harmonisch einem Klang
Die Töne sich, der Blumenflor zum Kranz;
Und in des Rhythmus heiligen Gewalten
Erblühen Töne, Farben und Gestalten.

Herabgelockt auf irdische Gefilde,
Aus Wolken tritt der Götter sel'ge Schar,
Holdwandelnd, schöne himmlische Gebilde,
Die das Entzücken, nicht die Furcht gebar.
Von des Olympos Höh'n begrüßten milde
Die Erde sie, die aufblüht wunderbar;
Und staunend weilen die Uranionen
Und lagern freudig sich auf gold'nen Thronen.

Die Göttin aber trägt aus wildem Tanze
 Der Wogen weißer Schwäne Glanzgefieder:
 Hochthronend grüßen längst im Sternenfranze
 Venus Urania der Sphären Lieder;
 Zur Erde aber schwiebt in ird'schem Glanze
 Als Venus Aphrodite sie hernieder;
 Urania ist sie dort, hier Aphrodite:
 Dort kränzt sie Sternenglanz, hier Rosenblüte.

Und sie empfingen, als zu ird'schem Strande
 Sie her auf holdbewegter Woge schwamm,
 Des schönen Hellas blüh'nde Meereilande,
 Wo ew'ger Lenz mit ihr den Wohnsitz nahm.
 Drum blühte dort das Leben, nah' dem Brände
 Der Schönheitsonne, doppelt wundersam.
 Und alle Genien kamen, alle guten,
 Zu wiegen sich mit ihr auf gold'nem Fluten.

Heroen streben, wert des Götterranges,
 Wildnisse wandeln sich zur Blumenau;
 Aufgeht wie nie die Blüte des Gesanges,
 Im Kunstgebild' steht reinstes Sein zur Schau.
 Und hehre Allmacht des Begeist'rungsdranges
 Erschuf das Bild der schönsten Götterfrau:
 Wie sie erschaut geweihte Menschenköhne,
 Steht vor dem Volk sie nun in ihrer Schöne.

Es fügt sich rhythmisch ihr zu Tempelzinnen,
 Der Marmor, steingeword'ne Melodie;
 Die Wellen zaudern, die vorüberrinnen,
 Sie spiegelten so hehre Wunder nie;
 Und hoch im heil'gen Raume thront sie drinnen,
 Und Eros schmiegt sich lächelnd an ihr Knie:
 Der hatte schon der Urnacht sich entrungen,
 Doch war er neu aus ihrem Schoß entsprungen.

Vor jel'ger feste Jubelschall und Glanze
Verstummt uralten Schmerzes wilder Grimm;
Auf Bergeshöhen ward vom Rasetanze
Der Bacchen übertobt sein Ungestüm,
Und wie gescheucht von einer Todeslanze
Entwich vor Muijensang das Ungetüm.
In Höhlen lag's, ein Drache, hingekauert,
Der schlummert halb, und halb auf Beute lauert.

Und doch — nicht ewig hält den dunklen Graus
Gebannt der Zauberstab der Charitinnen;
Nicht stets zerrinnt dem Blick wie Tropfen Taus
In heit'rem Licht, was düst're Parzen spinnen.
Allmählich bei des Lebens gold'nem Schmaus
Sinkt manches Haupt in grüblerisches Sinnen,
Und leise tönt die ew'ge Rätselfrage
Des Daseins durch die heit're Göttersage.

Und Stimmen, uraltheil'ge, die da klangen
Am Indus, Euphrat, im Ägypterland,
Sie schollen leis' herüber, düster drangen
Sie wiederhallend an hellen'schen Strand,
Daz bleich empor entsetzte Seher sprangen,
Und von den Lippen sank der Becher Rand.
Das Irdische gleich einem Kinderspiele
Hinwerfend, blickten sie nach höh'rem Ziele.

Aufwärts erhebt sich Platons Glutverlangen,
Ein neues Heil zu suchen in der Höh';
Und es erscheint ihm hehr in lichtem Prangen,
In heil'gem Himmelsglanze die Idee.
Und wie verkündend seine Worte klangen,
Durchdringt die Welt ein neues Sehnsuchtsweh --
Wie einst, als Aphrodite ward geboren,
Ist nun aufs neu in Staunen sie verloren . . .

Und vor dem Glanz, der herrlich über Sternen
Aufgeht, erscheint der ird'sche trüb' und fahl,
Doch ach, er flammt in ew'gen Geisterfernern,

Und Geistern nur glänzt seiner Schöne Strahl.
Der Menschengeist strebt solchen Flug zu lernen,
Ihn aber bannt der Leib ins ird'sche Thal:
Da flucht er, wahnbehört, von Qual durchdrungen,
Dem Leib, von Anbeginn mit ihm verschlungen.

Abstirbt der Mensch der Welt, nach Tod verlangend,
Hochaufrichtet steht des Schmerzes Kreuz,
Auf welchem, zwischen Erd' und Himmel hangend,
Hinschmachtend seufzt der Träger alles Leids.
Vor diesem Seufzer hebt die Erd' erbangend,
Und hinwelkt jeder ird'schen Blüte Reiz.
Eros — vom Schoß der Göttin steigt er nieder
Und hüllt in rauhes Büßgewand die Glieder.

Sie selber steigt von ihren gold'nен Thronen
Und geht von ihnen, ird'schem Weibe gleich.
Auf dem Olympos die Uranionen
Erbleichen, untergeht ihr heit'res Reich.
Verbannt nun muß die Hohe einsam wohnen,
Ihr Götterantlitz wird vom Grame bleich,
Unsterblich wallt ihr Bild im Seitenstrom,
Dem Menschen aber ward sie zum Phantome.

Und unterm Fluch entthronter Hoheit schmachtet
Die Göttin des Exiles Seiten hin:
Ihr göttlich Wesen wird verkannt, mißachtet,
Nicht mehr erfäßt es nordisch dumpfer Sinn!
Von kleinlichen Geschlechtes Wahn umnachtet,
Dräut sie, gestempelt zur Bethörerin,
Zur Teufelin, mit buhlerischem Werben
Den Lustberauschten führend ins Verderben.

Nicht war sie es im sinn'gen Altertume:

Wohl blühend stand sie da, von Reiz umflossen,
In Paphos' und in Knidos' Heiligtume,

Doch von der Seele Zauber übergossen,
Als geistverklärten Lebens reinste Blume,

Wo sich des Daseins Wunder voll erschlossen,
Und sich in göttlich heit'reni Selbstvergnügen
Natur und Geist zu holdem Bunde fügen.

Ja, in der Urwelt heil'gem Ahnungsgrauen

Stand sie vom Sternenranze noch gekrönt;
Die herrlichste, die lieblichste der Frauen,

Vom Lied der Sphären war sie hehr umtönt.

Noch hatte nicht ein minder reines Schauen

Die ird'sche von der himmlischen getrennt —
Unsel'ge Trennung, deren Fluch das Streben
Der Zukunft lange ringen wird zu heben.

Verkannt auch und geschmäht läßt Aphrodite

Noch stets die liebgeword'ne Erde nicht;

Verborgen blüht ihr Reich — nicht ganz zur Mythe
Geworden ist ihr süßes Zauberlicht.

Doch selten fehrt ein Sterblicher zur Blüte

Des höchsten Wunders kühn sein Augesicht:

Die Sag' von tödlich zauberischer Schöne

In Waldesnacht verschenkt die Menschenköhne

So mancher hat, gelockt von ihrem Griffe,

In ihrem Bann die Sinne nur berauscht,

Und ferne wahrhaft göttlichem Genusse

Nur Überdruß für Sehnsucht eingetauscht.

Drum spricht von Schuld und Rev' und schnöder Buße

Die Sage, der das Ohr des Volkes lauscht —

Und halb nur und entstellt erklang die Kunde

Von ihr bis heut' sogar in Sängers Munde.

Erkennst du, Jüngling, nun, wer dir erschienen?
 Wer jenen Todeschlund um dich betrog?
 Dich angelockt mit süßen bleichen Mien,
 Wo Nachtgevögel schwarz dein Haupt umflog?
 Wirst du durch hohen Lebensmut verdien,
 Daß lieb'voll dich zu sich die Göttin zog?
 Bist du entronnen ganz den ird'schen Schauern,
 In meinem Reiche selig auszudauern?

In meinem Reiche quillt der Lethebrunnen,
 In den der Schmerz der Kreatur versinkt;
 In meinem Reiche springt der Quell der Wonnen,
 Dran sich der Sterbliche zum Götte trinkt.
 Mir tönt der Sphären Harmonie, die Sonnen
 In einen sel'gen Liebeschor verschlingt.
 Zu dieses Glückes hohem Vollgenusse
 Berief ich dich mit meinem Liebesgruß.

Doch nicht im Maß nur eines Augenblickes
 Reich' ich dir aller Freuden Überschwang:
 In stetem Streben nur wird sich des Glückes
 Der Mensch bewußt, und nur im Stufengang
 Bringt ihn zum Ziele seligen Geschickes,
 Von Götterhuld geführt, sein Liebesdrang.
 Von Stufe sollst du auf zu Stufe steigen,
 Und nur zuletzt nennst Höchstes du dein eigen.
 So will ich mich noch einmal von dir wenden —
 Ein dunkler Traum nur war, was dir geschehn;
 Doch will ich dir nun einen Führer senden,
 Dich leitend aus den Tiefen zu den Höh'n.
 So wirst du deines Strebens Bahn vollenden,
 Auf reinster Höh' mir Aug' in Auge seh'n.
 Getrost, ich lenke sanft in süßen Schmerzen
 Dich durch mein Reich heran zu meinem Herzen!"





Dritter Gesang.

Das Reich der Schönheit.



“Χυνέομεν σειρὴν πολυώνυμον Ἀφροδύτειης.
Proclus.

„Auf den Spuren Aphrodites
Gilt's zu steigen, gilt's zu gehen,
Wandernd nimmermüden Schrites
Durch die Thäler, auf die Höhen“ –

Der Wanderer (in der Waldschlucht):

Die Blumen schwelgen im Morgentau,
Die Vögel in Lüften schweben,
Die Föhren und Tannen ins heit're Blau
Lustschauernd die Häupter heben.
Ich liege seufzend in waldiger Schlucht,
Wo an Felsen, die düster ragen
In finsterer Öde, mit grollender Wucht
Die stürzenden Wasser schlagen.
Mein Herz und du, stürmender Flutenschwall,
Sind wir nur vom Geiste verstoßen,
Der sich ins bräutlich sehnende All
Mit Lieb' und Wonne ergossen?

Im rossigen Licht, auf prangenden Nu'n
 Blüht schönes, seliges Leben:
 Wir wallen noch im nächtlichen Grau'n,
 Wir müssen noch ringen und streben!

Knabe (dem Wanderer noch unsichtbar):
 Schwermut hält sein Haupt umfangen,
 Kaum verblieb ihm leises Ahnen!
 Ihn ans hohe Ziel zu mahnen,
 Diesen Demant streu' ich hin.

Wanderer:
 Was erblick' ich hier im Dunkeln?
 Blendend Blitzen, sprühend Funkeln!
 Mich umfliegt ein Strahlenmeer.
 Glanzgewölke, sternendurchwoben,
 Haben leise sich gehoben,
 Weben, wallen um mich her!

Und wie sich's gemach verdichtet,
 Sich zu holdemilde lichtet,
 Faßt mich's, göttlicher Gewalt,
 Niederstürz' ich, wiederkennend
 Die ich schaute liebentbrennend —
 Schwinde nicht, o Huldgestalt!

Knabe (hervortretend):
 Wundersamen Glanzgebildes
 Himmlisch holde Liebespracht,
 Soll sie weilen, soll sie dauern
 Hier in wüster Waldesnacht?

Auf den Spuren Aphrodites
 Gilt's zu steigen, gilt's zu gehen,
 Wandernd nimmermüden Schrittes
 Durch die Thäler, auf die Höhen;

Gilt zu suchen, gilt zu fragen,
 Manche wissen dir zu helfen,
 Manche wissen Rat zu sagen:
 Frage nur erst bei den Elfen!

Wanderer:

Leg' ich doch an Waldesporten
 Längst mein lauschend Ohr,
 Faßte deutlich gern in Worten
 Leiser Elfen Chor.

Hör' es liseln, hör' es flüstern,
 Höre Wipfel weh'n:
 Geisterworten lauschn' ich lüstern,
 Kann sie nicht versteh'n.

Knabe:

Du legst an des Waldes Pforte
 Dein lüstern lauschendes Ohr
 Und faßtest gern in Worte
 Der Elfen rauschenden Chor?

Durchs Herz nur, soll sie dir gelten,
 Nimmt Elfenrede den Weg;
 Das Herz ist zwischen zwei Welten
 Der schwebende Geistersteg.

Wem über der Sinne Schranke
 Durchs Herz in die Seele sie drang,
 Ihm wird sie im Geist Gedanke
 Und auf den Lippen Gesang.

Wanderer:

Weiche denn des Sinnes Schranke,
 Werde so in tiefster Brust
 Ohne Wort mir und Gedanke
 Reines Geisterglück bewußt!

Knabe:

Um den Thron der Heizerflechten
Festlich kreist ein Geisterchor;
Mutig gilt es einzutreten,
Doch gehütet ist das Thor!

Siehe diese Perlentropfen:

Wenn in rollend regem Lauf
An das Geisterthor sie klopfen,
That es Sterblichen sich auf.

Sind geschöpft aus einem Brunnen
Weicher, bittersüßer Flut,
Und zu Perlen festgeronnen
In verzehrend sel'ger Glut.

Treuem Mute wird gelingen,
Was erstrebt ein hoher Sinn;
Auf, zu herrlichem Vollbringen
Diese Perlen streue hin!

Wanderer (die Perlen hinstreunend):

Elfenchöre, flüsternd leise, traut befreundet grüß' ich euch,
Nehmt mich auf in eure Kreise, führt mich ein ins Geisterreich!

Elfen:

Es klingen, es klopfen
Die heiligen Tropfen
Nicht immer vergebens
Sehnjächtigen Strebens
Als himmlische, geistergehütete Thor!
Tritt ein in den festlichen heiteren Chor!

Beim Schimmer
Der Sterne
Verkünde dein Leid;

Die Elfen
Sind immer,
Sind gerne
Zu trösten, zu helfen
Den thränengeweihten Betrübten bereit.

Wanderer:

Im Wald, am Strom, auf gold'nen Au'n,
In Träumen, süß und traut,
Ward Kunde mir in Wonnegräu'n
Von einer holden Brant.

Es bringen Grüße mir von ihr
Die Rosen und die Sterne,
Ihr süßes Bild, es folget mir
In alle Näh' und Ferne!

Wo glüht ihr süßes Angesicht,
Ihr Wangenrosenpaar?
Wo schimmert ihrer Augen Licht?
Wo weht ihr gold'nes Haar?

Ich suche sehnsuchtsvoll nach ihr
Mit nimmermüdem Streben;
Ihr trauten Elfen, könnt ihr mir
Nicht Kunde von ihr geben?

Die Elfen:

Wir haben an Bäumen
Auf waldigen Höh'n
An rieselnden Schäumen
Sie ruhen geseh'n;

Doch Göttergestalten,
Sie thronen im Licht,
Und dauernd behalten
Wir unten sie nicht!

Doch banne den Kummer
 Und lag're dich hin
 Zu lieblichem Schlummer
 In blumiges Grün.

Wir flüstern, wir singen
 Dir leise von ihr,
 Vereinen und bringen
 Im Traume sie dir.

Wanderer:

Traulich lockt's mit süßem Zwange,
 Schlafl umflort die Augenlider:
 Stellung meinem Liebesdrange
 Sind' ich, hingestreckt die Glieder.

Ruhe! Ruhe! — Könn' ich liegen
 Stets am Quell, wo Blumen blüh'n,
 Immer mich in Träume wiegen,
 Hingeschmiegt ins weiche Grün!

Knabe:

Wohl ist's lieblich, unter Bäumen
 Ruh'n an blumig weicher Stelle,
 Und das Glück sich zu erträumen
 An krystall'ner Murmelwelle:

Doch es sei genug des Traumes,
 Nächtlich nebelhafter Schau;
 Freu'n uns länger nicht des Schaumes
 Statt der schaumentstieg'nen Frau.

Wanderer:

Weiter drängt aus euren Kreisen,
 Traute Elfen, mich mein Schuhen;
 Könn't ihr mir die Pfade weisen
 Nach dem Wohnsitz jener Schönen?

Wilst ihr Bürgschaft mir zu geben,
 Daß mein Schau'n kein leerer Traum?
 Daß, erreichbar meinem Streben,
 Hier sie weilt auf ird'schem Raum?

Die Elfen:

Sicherheit singen wir
 Holden Geschickes,
 Bürgschaft auch bringen wir
 Lieblichen Glücks.

Siehst du die Rosen hier?
 Hold in die Nacht
 Glänzet im Moose dir
 Purpurne Pracht.

Waltete Liebe nicht,
 Ewige Güte,
 Irdisches triebe nicht
 Himmelsche Blüte.

Nimm sie zum Pfande dir,
 Daß im Gebiet
 Irdischer Lande dir
 Himmelsches blüht!

Wanderer:

Dank, o Elfen, eurem Thore,
 Der ins Herz mir Ruhe goß,
 Und die hohen Geisterthore
 Schön'rer Welten mir erschloß.

Was ich hier erlauscht,
 Was auf Waldeswegen
 Hold mir zugeranscht,
 Folgt mir tröstend als ein Segen.

Knabe:

Mutig, hohes Pfand in Händen,
 Laß auf nächt'ger Geisterbahn
 Uns nunmehr die Schritte wenden
 Steiles Waldgebirg' hinan.

Leiser Elfen Lieder schweigen,
 Echo trägt ins tiefe Thal
 Fernher wie von Jubelreigen
 Festlich lauten Wiederhall.

Schaue nun auf Bergeshöhen,
 Irdischem Bereich entrückt,
 Was, jahrtausendlang, zu sehn
 Keinem Auge mehr gegläckt!

Wanderer:

Über höchsten Waldeswipfeln,
 Wo der Sturm in Ästen schnaubt,
 Dehnt sich zwischen schnee'gen Gipfeln,
 Monderhellt ein Bergeshaupt;

Und in kahlem Felsenkranze,
 Riesig hoch umhergetürmt,
 Seh' ich, wie in wildem Tanze
 Fesselloser Taumel stürmt.

Zimbeln oder Thyrsussäbe
 Schlagend, schwingend in den Händen,
 Um das Haupt das Laub der Rebe,
 Pantherfelle um die Lenden,

Lustentflammten Angesichtes,
 Angeglüht vom Wiederschein
 Wildgeschwung'nen Fackellichtes,
 Schlingen sie den Taumelreih'n.

Schneebedeckte Gipfel glänzen,
Überwallt von Rauch und Glut,
Himmelan in Rasetänzen
Schlägt des Jubels tolle Wut.

Knabe:

Wie auf dem Tmolus er gebraust
In längstverklung'ner Zeit,
Der Bacchen wilden Tanz, ihn schauß
Du heute hier erneut.

Chor der Bacchen:

Rasend und berauscht, errettet
Von dem Ich, dem Druck des Bandes,
Das den Gott an Klippen fettet,
Und der Schranke des Verstandes,

In entzückter Jubelfeier
Kreisen wir um unsren Gott,
Dionyfos, den Befreier
Aus der ird'schen Lebensnot.

Höchste Lust wird dem zu eigen,
Der an uns're Schar sich reihte,
Doch es bleibe fern dem Reigen
Jeder, den der Gott nicht weigte.

Schwelgen mag er, und wie Herden
Seelenloser Lust sich freu'n;
Selig im Genusse werden
Wir, die Göttlichen, allein!

Wanderer:

Die ihr hier im Schein der Sterne
Nächtlich froh den Reigen schlingt,
Weist den Pfad mir, der mich ferne
Zum ersehnten Ziele bringt!

Oder gebt mir freundlich Kunde,
 Wo der Zauberbecher winkt,
 Draus ihr in beglücktem Bunde
 Seliges Vergessen trinkt.

Die Bacchen:

Laß die Sehnsucht, laß die Schmerzen,
 Banne deinen trüben Sinn;
 Sieb dich mit entflammtem Herzen
 Heißem Wonnetaumel hin.

Stille du, ein sel'ger Zecher,
 Deines Durstes heiße Glut,
 Schlürfend aus der freude Becher
 Süße gold'ne Lebensflut.

Leben bringt sie deinem Herzen,
 Daß es wie ein Götterkind
 Nimmer sich auf seine Schmerzen
 Und sein trübes Ich besinnt;

Dem Verstande Tod, dem Wächter,
 Der die Seele hält in Haft,
 Und mit kaltem Hohngelächter
 Ihres Flugs Versuche straft.

Diese Flut, sie winkt zur Stunde
 Dir zu wonnigem Genüß,
 Quillt als Kuß von süßem Munde,
 Rauscht dem Ohr als Liebesgruß,

Glänzt als farb'ge Tageshelle,
 Duftet aus der Rose Schoß,
 Ringt als Flammenzauberwelle
 Sich aus gold'ner Traube los.

Wanderer:

Die labende Flut,
 Die so lieblich die Glut
 Im Herzen mir stillt,
 Sie sehn' ich mich glühenden Durstes zu nippen,
 Doch mich umstarren nur finstere Klippen;
 Goldene, labende Welle den Lippen,
 O sagt, wo sie quillt?

Die Bacchen:

Siehe, mit dem Thyrsusstabe
 Schlägt des Dionyos Priester
 Selbst an dieser öden Stelle
 Gold'ne Lebensflammenwelle
 Aus den Felsen, fahl und düster:
 Schlürfe sie zu süßer Labe!

Dieses Wonnerausches Glüten
 Wandeln stets des Menschen Wesen!
 Machen ganz zum Gott den Guten,
 Und zum Tiere ganz den Bösen:
 Dieser haucht sie aus im Schlamme,
 Jener im erhab'nem Schwung,
 Im Erguß der Himmelsflamme
 Schaffender Begeisterung.

Wanderer:

Den Labebecher führ' ich kühn
 Zum lustberauschten Munde,
 Doch plötzlich mit bewölkt'm Sinn
 Blick' ich nach seinem Grunde.

Und Ahnung naht sich trüb' und schwer,
 Die flüsternd mir verkündet:
 Der Becher deiner Lust wird leer,
 Der süße Rausch entschwindet!

Kann wohl die Freude göttlich sein,
 Die, ach, so kurz, so flüchtig?
 Ein sel'ger Traum, ein gold'ner Schein —
 Doch wandelbar und nichtig!

Die Bacchen:

O miß das Licht der Sonne nicht
 Im Strome nach der Welle,
 Und so die Lebenswonne nicht
 Nach Pendelschwunges Schnelle.

Nimm hin der kurzen Stunde Lust,
 Du selbst ein Kind der Stunde:
 Bleib', heit'ren Wechselglücks bewußt,
 Mit frohem Sinn im Bunde!

Der Wanderer:

Doch wie mich hoch und höher trägt
 Die Leiter sel'gen Glückes,
 Stets heißen Wonnedrang erregt
 Die Lust des Augenblicks;
 Und so wird aller Überschwang
 Von flüchtigem Genusse
 Nur Stufe meinem Liebesdrang
 Nach höchster Wonne Kusse.

Die Bacchen:

So hat der Wonne heil'ger Strahl
 Dich nicht umsonst berührt:
 Er ist's, der aus dem dunklen Thal
 Dich hoch und höher führt.

Was dich so süß und hold erquicht,
 Es war der Zauberquell,
 Aus welchem, was die Erde schmückt,
 Geslossen, strahlend hell.

Was ird'schen Geistern Schwingen gab
Zu hohem Sonnenflug,
Die Flut war's, die der Thyrusstab
Aus kahlen Felsen schlug.

Knabe:

Dank' auch du den Zauberfluten,
Die dir wonnig flossen;
Nicht verlodern laß die Glüten,
Dir ins Herz gegossen.

Sie erhellt den deinen Sinn,
Klärt den deinen Blick:
Frohbegeistert ziehe hin
Auf der Bah'n zum Glück! —

Wanderer:

Welche wundersamen Töne
Klingen mir so hold von oben,
Mich berührend wie die Schöne
Einer neuen fremden Welt?
Ist mir doch, als käm' das Toben
Jener bacchischen Gesänge
Von den mächt'gen Felsenkanten
Leise wiederhallend nieder,
Hold verklär't zur Melodie,
Und im Zauber dieser Klänge
Flammen meines heißenbrannten
Herzens Triebe, wie noch nie!

Knabe:

Mutig aufwärts, rastlos weiter!
Folge mir mit treuem Sinn;
Jene Klänge sind uns Leiter
Auf dem Pfad zum Ziele hin!

Wanderer:

Neues Wunder, wie noch keines,
 Seh' ein Glanzmeer ich erscheinen,
 Schillernd wie des Sonnenscheines
 Wiederstrahl in Edelsteinen.

Blitzend-klingenden Krystallen
 Ähnlich, wogt es regsam, tönen,
 Und heran in Wogen wallen
 Glanz und Klang, das All verschönend.

Auf den Wellen kommt gezogen,
 Ernst und rätselhaft, ein Knabe.
 Den gemess'nem Gang der Wogen
 Lenkend mit dem Zauberstab.

Knabe:

Schon hat uns die Flut umronnen,
 Sieh' den holden Knaben winken!
 Läß uns froh in diesen Bronnen
 Sel'ger Melodien versinken!

Wanderer:

Schmeichelnd, küssend, sanft umschmiegt uns
 Dies Gewog' von Klang und Schimmer,
 Hebt sich, senkt sich, trägt und wiegt uns
 Wundersam beglückte Schwimmer!

Doch was mag der Knabe sinnen?
 Plötzlich taucht er seinen Stab
 Wie zu magischem Beginnen
 Flüsternd in die Flut hinab.

Rhythmischen Getöns die Wellen
 Sich symmetrisch fügen, teilen,
 Und sie steigen, und sie schwellen,
 Türmen sich zu schlanken Säulen;

Drüber aus dem Flutenschwalle,
Aus dem Harmonienschalle,
Hochgewölbt zu Stein gerinnen
Wunderbare Tempelzinnen.

Weiche Flut, die uns getragen,
Klingend schmeichelte dem Ohr,
Seh'n wir starr, doch prächtig ragen
In die blaue Luft empor.

Knabe:

Holder Sang ertönt von innen,
Treten mutig wir hinein;
Hoffnung magst du hier gewinnen,
Stillung deiner Sehnsuchtspein.

Wanderer:

Wie ein Werk von Götterhänden
Herrlich steht der Wunderbau;
In geschnückten Tempelwänden
Öffnet sich entzückte Schau.

Knabe:

Und im Innern siehe thronen
Eine himmlisch holde Schar,
Auf der Erde froh zu wohnen,
Welche sie doch nicht gebar.

Haben hier mit Wohlgefallen
Aller ird'schen Wesenheit
Bilder in den Tempelhallen
Anmutsvoll um sich gereiht.

Bilder sind es, ohne Leben,
Doch das Auge schwelgt entzückt,
Wie vom wahrsten Sein umgeben,
Wenn es staunend auf sie blickt.

Jeglicher Gestaltung Fülle
 Steht in lichter Herrlichkeit,
 Wie gelöst von ird'ischer Hülle,
 Und zu ew'gem Sein befreit.

Wanderer:

Schauend dünk' ich mir zu schweben,
 Schmerzentrückt, im Himmelsäther,
 Selbst erlöst zu ew'gem Leben,
 In dem sel'gen Reich der Götter!

Die Mūsen:

Der du so kühn genaht
 Verborgen heil'ger Stelle,
 Was lenkte deinen Pfad
 Zu uns'res Tempels Schwelle?

Wanderer:

Noch wallt die Locke jugendlich,
 Glüht jugendlich mein Herz,
 Schon traf mit Todespfeilen mich
 Der Liebe heil'ger Schmerz.

Die herrlichste der Götterfrau'n
 Will aus dem Sinn nicht weichen;
 Sie sehn' ich ewig mich zu schau'n,
 Und kann sie nicht erreichen.

Die Mūsen:

Wohl kennen wir die hehre Frau,
 Sie hat, mit uns geflüchtet,
 In nordisch wüstem Dämmergrau
 Geheimes Reich errichtet;

Doch schlingt sich in der Wildnis hier
 Um sie ein höh'rer Reigen:
 Wir können nur ihr Bildnis dir
 In ew'ger Schöne zeigen.

Wanderer:

Ihr zeigt mir ewig blühende
 Natur im Spiegelbild,
 Doch stets wird so das glühende
 Verlangen nicht gestillt.

Soll ich im Liebesdrange sie,
 Sie selber nie umarmen?
 Im Wonnenüberschwange nie
 An ihrer Brust erwärmen?

Die Musen:

Es springt zum Troste hier ein Quell
 Dem Herzen, liebekrank!
 In diesem Becher, glühendhell,
 Nimm hin den Zaubertrank!

Wanderer (trinkend):

Wie wird mir? Ich bebe,
 Im Äther ich schwabe!
 Beseligend fluten
 Elysische Glüten
 Durchs Herz mir, ein Bronnen
 Hat heiß mich durchronnen,
 Unsterblichkeitswonnen
 Und schöpf'rische Lust.
 Als lichte Gestalten
 Sich lieblich entfalten
 Die dunklen Gewalten,
 Die trüb' sich gedrängt in den Tiefen der Brust!

Die Musen:

Zieh' hin, ein heiliger Bote,
 Und sing' in freudigen Tönen
 Vom tagenden Morgenrote,
 Vom kommenden Reiche des Schönen!

Wanderer:

Ich will mit Liedestönen
 Mein sehnd'nd Herz erheitern,
 Ich will im ewig Schönen
 Mein enges Sein erweitern.

Zum Troß den Todesgluten
 Der Liebe will ich leben,
 Will auf des Lebens Gluten
 Wie Schwäne selig schwelen.

Kann ich auch nie vergessen
 Die süßen Sternenaugen,
 Was sollen mir Cypressen
 Statt Ros' und Lorbeer taugen?

Ich will im ewig Schönen
 Mein enges Sein erweitern,
 Ich will mit Liedestönen
 Mein sehnd'nd Herz erheitern!

Die Musen:

Nun ziehe hin mit freud'gem Mut,
 Dein Ziel, es ist nicht ferne:
 Ein Menschenherz in Liebesglut
 Zieht himmelab die Sterne.

Die Götter hegen keinen Neid;
 Hat nicht den Ganymed
 Zu des Olympos Herrlichkeit
 Einst ihre Huld erhöht?

Du trägst die Ros' aus Elfenhand,
 Als Pfand von Seligkeiten;
 So sei ein Lied der Muse Pfand,
 Das möge dich geleiten.

Bürgschaft bewahrt der Muse Sang
 Für künft'ge gold'ne Tage:
 So töne dir mit trautem Klang
 Von Ganymed die Sage:

Auf schweigendem Berggesipfel
 Der Knabe des Thales ruht
 Und blickt in die ziehenden Wolken,
 In die sterbende Sonnenglut.
 „O schwiebt' ich wie Götter im Bronner
 Des Äthers, im Sternenraum!“ —
 Er entschlummert — olympische Wonne
 Umfangen ihn hold im Traum.

Es wogt sein Busen, voll Sehnen
 Nach der Uranionen Glück,
 Und es öffnet sich, trüb' vor Thränen,
 Noch halb im Traume sein Blick:
 „Was hör' ich so lockend klingen?
 Was rauscht mir so wunderbar
 Ums Haupt mit goldenen Schwingen?
 Was willst du, kreisender Nar?“

Und er fühlt sich auf fitt'gen gehoben:
 „Ach, träum' ich noch immer? o Glück!“
 Es trägt ihn, es reißt ihn nach oben,
 Tief weichen die Berge zurück:
 „O süßes Sehnen und Hoffen!
 Fahr' wohl, du nächtliches Thal!
 In ewigem Blau steht offen
 Der strahlende Göttersaal!“ —

Wanderer:

Nun mir im Lied so holder Trost erklungen,
 Daß Götter hold zu sich die Menschen zieh'n,
 Streb' ich, von hoher Zuversicht durchdrungen,
 Nach meinem letzten Ziele freudig hin.
 Noch steh'n des Himmels gold'ne Pforten offen,
 Und Götterhuld entrückt uns ird'schem Los:
 Es ringt vielleicht mein Sehnen auch, mein Hoffen,
 Empor sich in olymp'scher Wonne Schoß.

Knabe:

Nah' ist schon die Wonnestunde,
 Nah' die göttlich hohe Braut,
 Und du hörst auf heil'gem Grunde
 Ihrer Stimme süßen Laut.

Sel'ge Ahnung im Gemüte,
 Lenke fürder Schritt und Sinn
 Zu des Daseins reiner Blüte,
 Auf des Lebens Gipfel hin!

Siehst du dort auf lichten Höhen
 Maiig blühende Gefilde,
 Wo sich Haine, Flur und Seen
 Einen wie zum Zauberbilde?

Lockend winken Wunderblüten,
 Und die leichtbeschwingte Luft
 Trägt herab von heißerglühten
 Rosen süßen Würzeduft.

Wanderer:

Nahe mit beschwingtem Schritte
 Kamen wir den sel'gen Auen,
 Und es ist in ihrer Mitte
 Eine holde Schar zu schauen.

Jungfrau'n, reizende Gestalten,
 Seh' ich sich zu Tänzen reihen,
 And're unter Blumen walten,
 And're sich im Hain zerstreuen.

Zwischen ihnen flattern, springen
 Knäbchen, lieblich, zartbeschwiegelt,
 Heit're Wonneleider klingen,
 Freude waltet ungezügelt.

Nymphen:

Wir schlingen den Reigen als fröhliche Schwestern,
 Besiegelt um unsere Göttin gereiht,
 Nicht fragend nach Morgen, vergessend das Gestern,
 Uns freuend der rosigsten Blüte des Heut'.

In jugendlich rossiger Blüte des Heute
 Der süßesten Ahnung erschloß sich die Brust;
 Und wären wir morgen dem Tode zur Beute,
 Heut' sind wir des Seins uns, des höchsten, bewußt.

Eroten (lockend zum Wanderer):

Hölderblühtem Menschenbilde
 Wolle nicht vorüberschweifen,
 Nicht umsonst zu höchster Milde
 Mag der Schönheit Apfel reifen.

Himmlisches am ird'schen Orte
 Staun' in freud'ger Andacht an,
 Und des Paradieses Pforte
 Siehst du weit dir aufgethan.

Stürze dich in Schönheitsfluten,
 Bade dich in Liebesflammen,
 Ird'sches schmilzt in solchen Glüten
 Mit dem Himmlischen zusammen.

Höher Schöne zugewendet,
 Liebeselig hingegeben,
 Hat dein Wesen sich vollendet,
 Und du lebst ein neues Leben.

Amoretten:

Willst du nicht ein holdes Wesen
 Dir zu Lieb' und Treu' erlezen?

Must're sie mit off'nen Sinn'en!
 Eine wird dein Herz gewinnen!

Sehnst du dich nach blonden Locken,
 Wänglein weiß wie Blütenflocken?

Liebst du schwarzer Flechte Prangen
 Über süßgebräunten Wangen?

Willst aus dunklen Flammenaugen
 Heiße Liebesonne saugen?

Oder lockt mit sanfter Bläue
 Dich ein Blick voll Lieb' und Treue?

Willst du eine dir von diesen
 Wunderholden Frau'n erkiesen?

Oder wie ein Falter wandern
 Von der einen hin zur andern?

Wanderer:

Wundersam berührt die Blüte,
 Die vereinte Herrlichkeit
 Solchen Reizes mein Gemüte,
 Und verbannt ist alles Leid.

Sind vereint hier in der Wildnis
 Alle Schönsten heut' erschienen?
 Reizberühmte Frau'n, im Bildnis
 Mir bekannt, sind unter ihnen.

Auch vertraut aus Knabenzeiten
 Zeigt ein liebes Bild sich mir;
 Ach, wie kommt's? am liebsten gleiten
 Meine Blicke hin nach ihr.

Knabe:
 Aller Zeiten schönste Frauen,
 Die die Erd' hervorgebracht,
 Darfst du hier versammelt schauen
 Durch der Göttin Zaubermacht.

Doch zu höchstem Vollgenusse
 Winkt uns rauschend dieser Hain;
 Folgen wir dem leisen Gruße,
 Treten mutig wir hinein.

Wanderer:
 Traut von Waldesdämmerungen,
 Wie von einem Zauberſchleier,
 Fühl' ich mich gemach umschlungen,
 Ahnend hohe Liebesfeier.

Hier, wo alle Stimmen schweigen,
 Auf geheimsten Waldeswegen,
 Blißt mir zwischen grünen Zweigen
 Hellkryſtal'ne Flut entgegen.

Und mein Blick, dahin gewendet
 Durch die Eichen, durch die Föhren,
 Haſtet plötzlich starr, geblendet,
 Und vergiß zurückzukehren.

Es heben aus den Tiefen
 Sich holder Frauen drei;
 Die Rabenlocken triefen
 Und flattern los und frei.

Anschmiegt sich wonnebebend
 Die Welle mit Gekos'
 Und löst nur widerstrebend
 In Perlen sanft sich los.

Hinweggeföhrt von Lüften
 Ist bald der Rest der Flut,
 Gesalbt mit Blumendüften
 Der Leiber frische Glut.
 Es glänzt in reinster Schöne
 Der weißen Glieder Pracht,
 Sanftglüh'nde Farbentöne
 Durchsprüh'n die Waldesnacht.

frisch blüh'n die süßen Wangen,
 Ihr Aug' ist Sternenschein,
 Hals, Schultern, Arme prangen
 Wie glänzend Elfenbein;
 Die Brüste wogen quellend
 Entgegen süßer Schau,
 Es trägt die Hüfte schwollend
 Den stolzen Wunderbau.

Erst zeigen sich die Glieder
 Ruhend im vollsten Glanz,
 Verschlingen dann sich wieder
 Zu holdem Reigentanz.
 Ihr Wort ist sel'ge Güte,
 Ihr Wandeln ist Muß',
 Ihr Lächeln Himmelsblüte,
 Ein Wonnenblitz ihr Blick.

Nicht Wort noch Pinsel malte
 Die Formenmelodie,
 Der Schöpfung gottentstrahlte
 Urhöchste Poesie,
 Die holdgeschwung'nen Wellen,
 Wie sie als Götterleib
 Dem Blicke dar sich stellen
 In schön erblüh'tem Weib.

Knabe:

Bei diesem Anblick frage
 Dein Herz nun noch einmal:
 Sind alle Schranken Plage?
 Ist alles Dasein Qual?

Wanderer:

Im Schau'n geht meinem Streben
 Zu neuem Lebenslauf
 Von höchstem Glück und Leben
 Hier das Verständnis auf.

Hier halten sich umschlungen
 In seligstem Verein
 Materie, nachtentsprungen,
 Und reinstes Geistersein.

Was wie ein Todgedanke
 Mich quält ohn' Unterlaß,
 Der Kreaturen Schranken,
 Hier ward sie holdes Maß,

In welchem schön und selig
 Geschaff'nes ruht und lebt,
 Und schön erblüh'nd allmählich
 Zu Göttersein sich hebt.

Das Rätsel alles Lebens,
Gelöst erscheint es hier:
Es windt das Ziel des Strebens
In höchstem Glanze mir.

Schon wie von Götternähe
fühl' ich mich froh berührt,
Und wie aus Himmelshöhe
Mein Glück herabgeführt.

Stimme der Göttin:
Von meinem Liebesworte hergerufen,
Hast du vollendet, hohen Muts, die Bahn,
Schrift'st unermüdet über alle Stufen
Herauf, an meinen ird'schen Thron heran.

Knabe (als Eros herantretend):
Ich wies ihm von den Tiefen zu den Höhen
Die Pfade, wie dein Wille mir gebot:
Zum Lohn laß unvergänglich ihn umwehen
Des höchsten Glückes gold'nes Morgenrot!

Wanderer:
Dich sucht' ich immerdar mit heißem Streben,
In allem Glück, in jeglichem Genuss;
In hoher Liebe bin ich dir ergeben,
Laß sterben mich an deinem Wonnekuß!

Stimme der Göttin:
Wohl hast du dich geschwungen,
Ein kühner Menschensohn,
Durch Erdendämmerungen
Herauf zu meinem Thron;

Gelingt dir's, auszudauern
Auf diesen reinsten Höh'n,
Wird nie mit seinen Schauern
Der Schmerz dich mehr umweh'n.

Hier trockne deine Thränen,
An Wonne Göttern gleich;
Beschwichtigt wird dein Sehnen
In meinem Zauberreich.

Doch darf ich's noch nicht stillen
Mit höchstem Liebesglück:
Erst muß sich ganz erfüllen
Dein irdisches Geschick.

Erst muß dein Sinn sich läutern
Von irdisch trüber Not,
Und sich dein Herz erweitern
Dem neuen Morgenrot.

Ganz muß die Schranke fallen,
Die Mensch und Götter schied,
Eh' dich in sel'gen Hallen
Ans Herz die Göttin zieht.

Den Wonnen und dem Glücke
Eröffne deinen Sinn;
Mein Reich wird dir die Brücke
Zum Götterziele hin:

Dann trittst in sel'ge Reihen
Unsterblicher du ein:
Willst du die Göttin freien,
So streb', ein Gott zu sein!





Vierter Gesang.

~~ Das Weib. ~~



Heilige Kypris — —
Jegliches Weib ist deine Gestalt, dein Herz mit der süßen
Liebe gefüllt — —

L. Schefer.

„Karg ist Natur, ein Schein die Kunst;
dem Triebe
Der Sehnsucht schenkt Gewährung nur die
Liebe!“

Gs streut um mich in tausend Wonnefunken
Das Reich der Schönheit seinen Zauberglanz;
Vollzählig schau' ich alles Schönste trunken
Um mich gereiht in blühend reichem Kranz;
In Lethes Flut ist all mein Leid versunken,
Und hold umkreist mich sel'ger Horen Tanz.
Es führet durch des Glückes Wunderlande
Die Schönheit mich an gold'nem Liebesbande.

Was je entzückt beglückte Menschenköhne,
Vereint entzückt mich's hier auf sel'gen Flu'n;
Natur entfaltet ihre reichste Schöne,
Hold blüh'n um mich die Reize schönster Frau'n;

Die Muse singt mir süße Zauber töne

Und läßt mich reinster Formen Wunder schau'n;
Mit Bachen schlürf' ich süßen Taumels Schäume,
Und Elfen wiegen mich in gold'ne Träume.

Was unerreichbar nur in Traumesstille

Mir wirkte wie ein ferner Geistergruß,
Es ging mir auf in blüh'nder Lebensfülle,

Und aller Lust vereinten Vollgenuß
Reicht mir der Liebesgöttin Zauberwille,

Und krönt ihn bald mit ihrem Wonnefuß.
Schon stehen meiner Liebe, meinem Hoffen

Des höchsten Glücks ersehnte Pforten offen.

So hätt' ich meines Herzens Schatz, die Thränen,

Wie Perlen aufgelöst im Wein der Lust?

Es bliebe nicht ein Wunsch, ein leises Sehnen

Mehr übrig in den Tiefen meiner Brust?

Ich wäre hier im Zauberreich des Schönen

Auf ewig mir des reinsten Glücks bewußt?

Was steigt der Zweifel in geheimer Stunde

Wie Blasen auf von gold'nem Bechergrunde?

Ist's nur ein augenblickliches Ermatten,

Das sanft beschleicht den kummermüden Sinn?

Streift manchesmal ein leiser Wolken schatten

Auch über Götterauen flüchtig hin?

Beruft durch neuen Drang den ird'schen Gatten

Die Göttin zu noch höh'ren Glücks Gewinn?

Doch still, mein Herz, o still! Du wirst vom Sehnen

Im Schoß der Freude wohl dich bald entwöhnen.

Wiegst mich in Schlummier, leise Elfenlieder,

Bejänktigt ird'scher Drangsal letzten Rest;

Schon schwingt der Traum um mich sein Goldgefieder

Und schließt mein Auge, müd' vom Wonnefest.

Was aber schwebt so hold zu mir hernieder?

Welch holdes Bild, herangeweht vom West?

Ein Mädchenbild umschwebt mich, grüßt mich innig,
Vollprangend nicht, doch lieblich, zart und sinnig.

Dies Bild berührt mich wundersam und eigen,

Aus erster Jugendzeit ist's mir vertraut;
Und wieder hab' ich blühend es im Reigen,

Der um der Göttin Thron sich schart, geschaut.
Willst du dein süßes Haupt nicht zu mir neigen?

O grüße mich mit sanfter Rede Laut!
Welch süßer Traum! Was wacht ihr auf, o Augen,
Statt träumend ihren Liebreiz einzusaugen?

Doch wachend auch glaub' ich noch stets zu träumen
Und off'nen Aug's das liebe Bild zu seh'n.

Ich kenne mich nicht mehr. Hier unter Bäumen
Welch Wunder ist im Traume mir geschehn?

Stieg Zauberduft aus dieser Quelle Schäumen?

Wirkt magisch hier der Lüfte leises Weh'n?
Habt, Eisen, ihr mit neckendem Umschwirren
Gewagt, im Schlaf den Sinn mir zu verwirren?

Wo ist mein göttlich heit'rer Sinn geblieben?

Zur Göttin blick' ich wie beschäm't hinauf.
Hat sie aus ihrem Himmel mich vertrieben?

Beruft sie mich zu neuem Lebenslauf?

Ein neues Sehnen und ein neues Lieben

Geht mir im tiefsten Herzen mächtig auf.

Doch süßer hat dies Sehnen mich durchflossen,

Als alle Lust, die je mein Sinn genossen.

Die Göttin, ach, ich muß es mir gestehen

In aller Wonnen sel'gen Überfluß,
Sie bleibt mir ewig fern in Wolkenhöhen,

Wie traut mir auch ertönt ihr Liebesgruß.

Und müßte nicht der Sterbliche vergehen
 An ihrer Brust, in ihrem Wonnekuß?
 Ich soll, so fordert sie, zum Götte werden;
 Doch wer erreicht so hohes Ziel auf Erden?

Doch jenes Bild, die liebste der Gestalten,
 Die ich erblickt', ihr fühl' ich mich so nah',
 Sie sehn' ich mich umfangend festzuhalten
 Mit freud'ger Liebe, seit mein Aug' sie sah;
 Und folgen muß ich dieses Drangs Gewalten,
 Dem Zauber, der im Traume mir geschah;
 Es reißt mich fort im sel'gen Zwang der Liebe,
 Ob Segen blüht, ob Fluch aus diesem Triebe."

Er ruft's und fühlt der tiefgeheimen Stätte
 Des Reichs der Göttin plötzlich sich entrückt;
 Er steht auf wald'ger Höh', wo rings die Kette
 Von kahlen Bergeshäuptern niederblickt
 Und sich ein Gießbach bald vom Felsenbette
 Herabstürzt, bald durch moos'ge Schluchten drückt.
 Der Wand'rer folgt in nimmermüdem Drange
 Der Flut ins Thal hinab vom Bergeshänge.

Da steht ein einsam Haus im Waldesgrunde,
 Holdsel'gen Friedens trauter Aufenthalt;
 Noch ruht es still in früher Tagesstunde
 Im Morgenglanz, und rings kein Laut erschallt.
 Schlafrunk'ne Wipfel schütteln in der Runde,
 Regt taubenecht sich kaum der grüne Wald.
 Süßatmend grüßt die junge Morgensonne
 Der Jüngling, und sein Herz geht auf in Wonne.

Vor allen lockt ihn eine traute Stelle,
 Wo sich der Tag durch laub'ge Kronen stahl,
 Aus Blumengründen rieselnd eine Quelle
 Sich weiter schlängelte durchs gold'ne Thal.

Dort spiegelt ruhend sich in reiner Welle
 Ein Mädchen, hold beglänzt vom Morgenstrahl;
 Ein Bild, gewebt aus Jugend, Reiz und Güte,
 Stellt sie sich dar in früher Lebensblüte.

Schön wie die Rose, nicht getrennt vom Stocke,
 Geküßt von Lüften, leise, lind und lau,
 frisch wie die nachterblühte Lilienglocke,
 Zum ersten Mal beneßt vom Morgentau,
 Rein wie des Schnees in Lüften weh'nde Flocke,
 Bevor sie niedersinkt auf Feld und Au.
 Der Jüngling staunt und glüht — die holden Mienen,
 Sie sind's, die lächelnd ihm im Traum erschienen.

Sie ruht, von Bäumen überdacht, im Moose,
 Sanft hingelagert an der Quelle Rand.
 Waldblumen, frisch gepflückt, ruh'n ihr im Schoße;
 Ein Täubchen wiegt sich hold auf ihrer Hand
 Und streckt das Schnäblein, pickend mit Gekose:
 Schalkhaft belächelt sie den süßen Tand.
 Ihr Antlitz glüht, den Busen Seufzer heben,
 Ermattet scheint der holde Leib zu beben.

Hat sie nach Blumen müde sich geklettert?
 In Wellen mattgeküllt die Jugendglut?
 Sie läßt das Täubchen flattern, still entblättert
 Die Blumen sie, wie träumerisch, und ruht;
 Schon hört sie nicht mehr, wie die Lerche schmettert,
 In Träume wiegte sie die Murmelflut.
 Süß träumt sie; pflegen Träume doch den Reinen
 In lieblichen Gestalten zu erscheinen.

Der Jüngling naht entzückt und schaut das Prangen
 Der jungen Glieder, lieblich hingeschmiegt;
 Lauschend schwiebt über ihr sein Glutverlangen,
 Wie sich ein Falter über Blumen wiegt.

Was lispelet sie? Was ist's, das ihre Wangen
 Wie Rosenschein holdselig überfliegt?
 Die süße Lippe scheint sich sanft zu regen,
 Als glühte sie dem ersten Kuß entgegen.

Ihn hält gebannt die süße Zauberschlinge;
 Sich niederbeugend, streift er unbedacht
 Mit sanfter Hand die gold'nen Lockenringe:
 Sie duldet's arglos, nun schon halb erwacht;
 Denn es berührt sein Schmeicheln wie die Schwinge
 Des Täubchens sie, so zärtlich und so sacht.
 Nun aber, in der Liebe fühlnerm Orange,
 Haucht er ein Küßchen leis' auf ihre Wange.

Sie lächelt, zugeschrückt die Augenlider:
 „Du böses Täubchen, warf', ich fange dich!“
 So lispelet sie und hascht nach dem Gefieder
 Des Täubchens, das mit zarter Schwinge sich
 Oft nahte, wenn sie schlief, sie hin und wieder
 Hüpfend umspielt', und nie vor ihr entwich.
 Doch hascht umsonst sie diesmal nach der Taube,
 Und arg getäuscht fand sich ihr holder Glaube.

Sie hebt das Köpfchen sanft, die gold'nen Locken
 Sich schüttelnd aus dem holden Angesicht;
 Der Jüngling steht vor ihr — sie hebt erschrocken
 Zurück und traut dem eig'nem Blicke nicht.
 Sie fühlt des Altems Quell im Herzen stocken,
 Erzitternd trübt sich ihres Auges Licht;
 Es ringen sich zu sammeln die Gedanken,
 Die zweifelnd zwischen Traum und Wachen schwanken.

Ist's Wahrheit oder schwebt noch ihrer Träume
 Verstohl'nes Glück im Traumgebild' ihr vor?
 Sie blickt um sich, da rauschen traut die Bäume,
 Melodisch wirbelt heit'rer Vögel Chor.

Das sind nicht Träume, Bilder, farb'ge Schäume —
 Er steht vor ihr, den längst ihr Herz erfor.
 Sie rafft sich auf, um Scham und Liebeswonne
 fliehend zu bergen vor dem Strahl der Sonne.

„Geliebtes Kind, o fliehe nicht von mirn!“
 Entönt ihr traut sein Wort, „o fliehe nicht!“
 Dich such' ich ja, dich strebt' ich zu gewinnen,
 Du warst ja meiner Seele süßes Licht,
 Seit mir erschien in träumerischem Sinn
 Verklärte dein holdvertrautes Angesicht.
 So glühend hab' ich dich ins Herz geschrieben —
 Dir aber ist von mir kein Bild geblieben?“

Hold zögert sie, dem fleh'nden Worte weichend,
 Und blickt mit süßem Liebesdrang auf ihn,
 Und lispet, ihm die Hand zum Gruße reichend:
 „Dein Angedenken lebt in meinem Sinn,
 Und fester hielt ich's, seit, dem deinen gleichend,
 Ein holdes Bild im Traum auch mir erschien.
 Du nahst, da lächelt mir im Rosenscheine
 Die Welt, und freudig fühl' ich mich die Deine!“

„Ach,“ ruft er, „wo in allen Himmeln lebet
 So holder Klang, so süße Melodie,
 Als in dem Wort „die Deine“ mich umschwebet?
 So wundersam berührte Wonne nie
 Mein glühend Herz, als jetzt mich heiß durchbebet,
 Was auch mir Sel'ges Götterhuld verlich.
 Karg ist Natur, ein Schein die Kunst — dem Triebe
 Der Sehnsucht schenkt Gewährung nur die Liebe.

O Glück, mit dir zu sterben und zu leben,
 In deinem süßen Vilde stets zu ruh'n!
 Mich selbst vergessend, ganz dir hingegaben,
 Lass' ich für immer alles eitle Thun.

Den Fluch des Seins abschütteln war mein Streben,
Den Weg zu solchem Glücke kenn' ich nun:
Kann nur im Tod das Herz sich Ruh' erwerben,
Wie könnt' es süßer als in Liebe sterben?

Doch mehr als Todeswonne wird entstammen
Dem süßen Bunde zwischen dir und mir:
Mir ist, als flössen aller Sehnsucht Flammen
In den gewalt'gen Sehnsuchtsdrang nach dir,
Und aller Reiz in deinen Reiz zusammen,
Und klar erscheint es meinem Sinne hier:
Unendlichkeit in reinster Lebensfülle
Halt' ich umfaßt in deines Bildes Hülle!

Unendlichkeit — das ist des Geistes Streben.

Doch stets umschränkt das Hier ihn und das Heut';
Zersplittert ist der Schönheit karges Leben,
Und kein vollendet Glück die Erde heut,
Da naht die Lieb', und ihre Zauber weben
In Eins die Himmelsstrahlen, weit zerstreut:
Wir schau'n in einem Bild mit süßem Triebe
Das All des Glücks, der Schönheit und der Liebe.

So halt' ich dich mit glühendem Verlangen
Umfaßt und preise dich mein höchstes Glück.
In deiner Schöne wonnigem Umfangen
Vollendet sich mein seligstes Geschick.
Laß meine Lippe ruh'n auf deinen Wangen,
Und ziehe nicht dein süßes Haupt zurück.
Froh tauschen, ganz einander hingegaben,
So Herz um Herz, und Leben wir um Leben.

Ich halte dich entzückt in Liebesarmen,
Und fühle, wie die reinste Wonne quillt,
Wenn nicht bloß stolz vom Himmel aus Erbarmen
Herniederschwebt ein hohes Götterbild,

Nein, selbst sich sehnt, am Freunde zu erwärmen,
 Nicht fremdes Sehnen nur, auch eig'nes stillt.
 Süß ist's, wenn liebend uns das Ich entschwindet,
 Doch süßer, wenn's geliebt sich wiederfindet.

Liebend-Geliebtes heiß ans Herz zu drücken,
 Zu seh'n ein holdes Bild, das göttergleich
 Und unerreichbar schien, nun vor Entzücken
 In unser'n Armen zittert, mild und weich,
 Und dann an uns, beglückt uns zu beglücken,
 Sich lieb-bedürftig drängt und wonnereich,
 Das ist olymp'sche Lust. Mir winkt im Leben
 Das Höchste: Liebe nehmend, Liebe geben!"

Er ruft's, und schmiegt an sie sich mit Gekose,
 Freut spielend sich an seligstem Gewinn,
 An gold'ner Flechte, süßer Wangenrose,
 Und an der Lippe glänzendem Rubin.
 Sie weiß nicht, daß sie ruht in seinem Schoße,
 Und giebt dem trauten Spiel sich arglos hin,
 Halb Liebestraum, halb Kinderfinn im Herzen,
 Wie bebte sie zurück vor süßen Scherzen?

Und fester seine Arme sie umschlingen,
 Sie beb't und glüht und wehrt dem Kusse nicht;
 Umwallt von aufgelösten Lockenringen,
 Virgt sie an ihm ihr glühend Angesicht.
 Ach, wie geläng's, den Drang zurückzuzwingen,
 Der flammendhell aus jungen Herzen bricht?
 In Wonne reift der Liebe Macht die Herzen
 So willenlos dahin, wie in die Schmerzen.

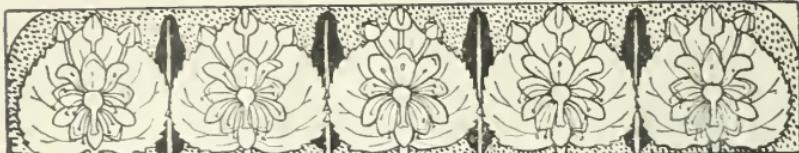
In Seufzern stirbt das Wort, in Liebesflammen
 Gedank' und Wille; zehrend sel'ge Glut
 Schlägt über ihren Häuptern hell zusammen,
 Wieg't sie, und hebt sie, eine Zauberflut,

Und trägt, ein stürmisch Meer, in dem sie schwammten,
 Sie brausend, bis die wilde Woge ruht,
 Bis, aufgetaucht aus heilig-dunklem Brönen,
 Das Herz sich erst besinnt auf seine Wonne.

Da plötzlich leise Flüsterhauche klangen,
 Ein seltsam Regen tief im Laub erwacht;
 Der Jüngling blickt dahin mit stillem Bangen —
 Und siehe, seinem Sinn wie Mondespracht
 Dämmert das Zauberbild, dess' göttlich Prangen
 Sein Herz entzückt in jener sel'gen Nacht...
 Erschreckt entringt er sich den Liebesbanden,
 Die ihn so zart, so wonnentraut umwanden.

Das Bild entschwebt; auf seiner flücht'gen Triebe
 Genossin blickt er hin in banger Qual.
 Sie starrt ihn an mit Augen hohl und trübe,
 Es schwankt ihr Leib, gespenstig, welf und fahl:
 Die süße Wunderblume seiner Liebe,
 Gebrochen welt sie vor der Göttin Strahl.
 Ein Schauder faszt ihn an — von Qual durchdrungen,
 Stürzt er dahin in Waldesdämmerungen.





Sünfter Gesang.

»»» Venus Urania. »»»



„So siegt zulegt, sich selber unverstanden
Der Kreaturen heil'ger Lebenswille“

Oohin entschwandet ihr, o süße Wonnen?
Wo seid ihr, meiner Hoffnung gold'ne Sterne?
Ach, daß zu spät, nachdem mein Glück zerronnen,
Das Wort der Göttin ich verstehen lerne:
Bis ich zum Götte würd' am Zauberbrunnen
Des Lebens, bliebe höchstes Glück mir ferne.
Auf immer geb' ich schmerzlich es verloren —
Zum Götterlos ist nicht der Mensch geboren.

Nach reinstem Glücke, voll und unbeschränkt,
Rief laut mein schmerzlich ruheloses Sehnen;
Und sieh', was ich ersehnt, ward mir geschenkt,
Die Göttin stillte meine bitter'n Thränen;
Doch in der Freuden endlos Meer versenkt,
Streb'l ich, gelockt von süßen Liebestönen,
Unfähig zu genießen in der Weise
Der Götter, nach beschränkten Glückes Kreise.

Mir ward auch dies. Doch als ich mit Gefose
 Die traut Erfor'ne an mein Herz gedrückt,
 Da welkte sie an meiner Brust, der Rose
 Vergleichbar, die der Hauch des Nords gepflückt.
 Der Göttin Schönheitspracht, die wandellose,
 Erschien mir, wie sie einst mein Aug' entzückt:
 Wie sollte nicht vor dieser wonnereichen
 Erinn'rung jeder ird'sche Glanz erbleichen?

Wohl ist das höchste Glück im Erdenthale
 Der Liebe selige Bezauberung;
 Doch ach, ein Blick nach jenem Ideale,
 Nach jener Göttin, ewig schön und jung,
 Entzaubert ird'schen Reiz mit einem Male,
 Wie Sonnenglanz verscheucht die Dämmerung.
 Erst wähnt' ich, daß ein Liebstes mir genüge,
 Nun wagt mein Herz der alten Sehnsucht Flüge.

Ins Grenzenlose streben die Gedanken,
 Doch sehnt, von keiner Grenze mehr umschrieben,
 Der Sinn zurück sich wieder in die Schranken,
 Und fühlt aus diesen neu sich fortgetrieben.
 Und so verzehrt sich in unsel'gem Schwanken
 Das Herz mit seinem Sehnen, seinem Lieben,
 Nach aufwärts immer und nach abwärts strebend,
 Sehnstüchtig zwischen Erd' und Himmel schwebend.

Der Drang zur Sonne hält im Ätherdonie
 Schwebend den Stern, er kreist um sie beschwichtigt!
 So hält uns Sehnsucht überm Lebensstrome,
 Doch ihre Ford'rung, ach, wird nie berichtigt.
 Wann endet dieser Streit? Wenn die Altome
 Des Herzens in die Winde sich verflüchtigt?
 Nur der ruht weich, aus Mühh'n und Leid errettet,
 Der still im eig'nem Staube sich gebettet.

Nun fass' ich jenes mystische Versenken
 Des Inders, jene Flucht ins leere Nichts:
 Weltmüde tötet er sein Ich, sein Denken,
 Und blickt ins Leere, starren Augesichts.
 So meint er seinen Flug zu Gott zu lenken,
 Zu tauchen in das sel'ge Meer des Lichts:
 Des Geistes höchstes Ziel will er erwerben,
 Und all sein Drang ist doch nur der — zu sterben.

Ja, Sterben — Schlafen — Ruh'en — in die Stille
 Des Todes, los der Schranke, hinzutreten,
 Das bleibt der Kreaturen letzter Wille,
 Was auch sie sterbend sonst vom Glück erbeten.
 Wie reich uns auch der Born des Lebens quille,
 Wir suchen uns zuletzt in Nichts zu retten;
 Ob wir in Lust, ob wir in Gott versinken,
 Wir suchen Selbstvergessenheit zu trinken.

Was ich genoß, die holde Lebenslust,
 Der sel'ge Rausch, die gold'nen Liebeswommen,
 Es waren, ach, nun wird es mir bewußt,
 Momente süßen Tods, ein Lethebronnen;
 Und ach, sie heilten nicht das Leid der Brust,
 Der holde Trug ist allzubald zerronnen.
 Was leer' ich denn nicht ganz mit durst'gen Lippen
 Des Todes Becher, statt daran zu nippen?

Schon fühl' ich lebensmüde meine Glieder,
 Weltjatt und todeslüstern meinen Sinn;
 Es senken schwer sich meine Augenlider,
 Ich lagerte zur Ruhe gern mich hin;
 Zu ew'gem Schlummer streck' ich gern mich nieder,
 Und Sterben scheint mir köstlichster Gewinn.
 Wo find' ich Ruh'? Wo winkt mir eine Stätte,
 Daß ich den matten Leib zur Ruhe bette?

Ich ruhte sanft einst unter Blütenbäumen,
An blum'gem Quell, in stiller Waldeschlucht;
Doch ach, dort läßt sich's schlafen nicht, nur träumen —
Traumloser Schlaf ist's, was mein Sehnen sucht.
Hin will ich zieh'n, wo Meereswogen schäumen,
Wo wild ans Ufer braust der Wasser Wucht.
Um stillsten ruh'n von allen, die entschliefen,
O heil'ges Meer, die ruh'n in deinen Tiefen! —

Er ruft's, und tritt die stille Wallfahrt an.
Es leitet ihn die traute Mondeshelle
Durch Wälder, über Höh'n, auf rauher Bah'n;
Nun tritt sein Fuß auf eine eb'ne Stelle;
Da ragen finst're Klippen himmelan,
Und endlos, endlos braust heran die Welle.
Im Sand verrauschend kommen Wog' auf Wogen
In breitem Schwall mit Schaum und Duft gezogen.

„So rauscht mir denn das ew'ge Meer zu Füßen?“
Ruft er entzückt, „nun schweigt mein tieffes Leid.
Willkommen, Wellen, die mich nahe grüßen,
Willkommen auch ihr ander'n, die so weit
Auf hoher See kein grünend Ufer küssen,
In grenzenloser Meereseinsamkeit!
Unendlichkeit — sie ward mir zum Idole,
Du, Meer, zu seinem herrlichsten Symbole.

Schön bist du, wenn dich mächtig bis zum Kerne
Des brausenden Orkanes Hauch durchstößt;
Doch schöner, wenn du glühst im Kuß der Sterne,
Wenn nächtlich traut der Himmel mit dir kost.
Da flammst du, schlingst du bräutlich nah und ferne
Schaumrosen um die felsen, grau bemoost.
Entstieg, entsprungen solchem Liebesbunde,
Nicht einst Cythere deinem feuchten Grunde?

Sind unfruchtbar geworden deine Tiefen?
 Ringt keine Göttin mehr aus dir sich los?
 Der Zeit gedenk' ich, wo mich Stimmen riefen
 Aus Stromes Grund zu wonnigem Gekos';
 Und ach, von alter Sehnsucht Drang ergriffen,
 Ahn' ich ein neues Glück in deinem Schöß.
 Sieb, heil'ges Meer, die Herrliche mir wieder,
 Sieh' mich zu ihr in feuchte Tiefen nieder!"

So tönt sein Ruf, und unter Sternenküssen
 flammt höher glühend auf die gold'ne Welle;
 Ein Dämmerschein bricht aus den Finsternissen
 Des Meeresabgrunds, morgenrotlich helle,
 Und wie aus Rosenschleibern losgerissen
 Titan betritt des Ätherdomes Schwelle,
 Entsteigt ein Weib den Purpurdämmerungen,
 Ein Sternendiadem ums Haupt geschlungen.

„Bist du's, o Venus," ruft er, „die im Tanze
 Der Wellen hold heranschwelt? bist du da?"
 „Wohl," tönt's ihm, „zeigt dir Venus sich im Glanze,
 Wie früher nicht dein sterblich Aug' sie sah:
 Nicht Aphrodite mehr im Rosenkranze —
 Im Sternendiadem Urania!
 Venus Urania — sie bringt zur Blüte,
 Was sie gepflanzt als Venus Aphrodite.

Du hast des Lebens ird'schen Lauf vollendet,
 Wie du gemußt, wie menschlich Streben kann;
 Es lenkt' ein Führer, ungesek'n gesendet,
 Selbst als von mir sich deine Lebensbahn,
 Dein Menschenlos erfüllend, abgewendet,
 Doch nah und näher dich zu mir heran;
 Was du erlebst, Sehnsucht, Lust und Schmerzen,
 Ward Stufe dir herauf zu meinem Herzen.

Du hast des Lebens Wonnen durchgenossen,
 Und wenn von ihnen eine dir entschwand,
 So hat sich eine höh're dir erschlossen;
 Und jetzt auch zog dich meine Liebeshand
 In höherm Glück als jenes, das zerflossen,
 In Sehnsuchtsbanden her an diesen Strand:
 Auf neue Bahnen soll dein Auge schweisen,
 Dein Herz zum höchsten Wonnekusse reisen!"

Sie spricht's, da legt, gewebt aus Morgenröten,
 Aufs Meer sich purpurhell ein Nebelflor;
 Die Göttin hat den Wolkenhron betreten,
 Der Jüngling schwebt vereint mit ihr empor;
 Da sieht er in den Wirbel der Planeten,
 In freisender Gestirne Riesenchor
 So schnell, wie Bahn sich bricht in Finsternissen
 Ein Sonnenstrahl, sich mit emporgerissen.

Von Pol zu Pol erschließt den Ätherbrunnen
 Der Himmel, ins Unendliche hinan:
 Inmitten schwimmt die strahlendste der Sonnen
 In ihres Lichtes glüh'ndem Ocean.
 Der Welten jede folgt in Liebeswonnen,
 Ein Riesenphönix, flammend ihrer Bahn;
 Brausend in ew'ger Harmonien Strome
 Wälzt sich ihr Chor dahin am Himmelsdome.

„Nun schaust du hier in meinen höchsten Reichen,"
 So ruft die Göttin, „mich in vollstem Glanz;
 Vor diesem muß der ird'sche Reiz erbleichen,
 Vom Sternendiadem der Rosenkranz;
 Dem Lied der Sphären muß die Muse weichen,
 Dem Weltenreigen der Bacchanten Tanz:
 Hier schäumt, wie du gewünscht, dem sel'gen Zecher
 Unendlichkeit in grenzenlosem Becher

Ersättige dein Aug', das, wie des Raumes,
 So auch der Zeit Unendlichkeit durchschweift;
 Blick' in die Zukunft, wo nicht mehr des Traumes
 Gebild' der Mensch in trübem Sinn ergreift,
 Wo süß die Frucht des ird'schen Lebensbaumes
 Zu herrlich prangender Vollendung reift.
 Nimm schauend teil mit wonnetrunk'nem Blicke
 An jenem fernen, himmelfernen Glücke.

Die Wolke trägt uns nieder von den Höhen,
 Und lieblich wie aus Morgendämmergrau'n,
 Im blitzenden Geschmeid' der Ström' und Seen
 Erscheint die Erde mit verjüngten Au'n.
 Aurorens Schleier bräutlich um sie wehen —
 Wem denkt sie liebentglüht sich anzutrau'n?
 Dem Bräutigam, der los von ihrem Herzen
 Sich riß, und einsam lang' sie lisch in Schmerzen.

Den längst schon ihrer Sehnsucht Stimmen riefen,
 Er senkt aus gold'ner Morgenwolkenpracht
 Auf Liebesfittigen sich in die Tiefen,
 Und zieht ans Herz das arme Kind der Nacht;
 Und sel'gen Lebens Keime, die da schliefen,
 Erschließen sich, in seinem Kuß erwacht.
 Wie auf den Wassern einst im Uranfange,
 So schwebt er über ihr im Liebesdrange.

Er sinkt herab aus Himmelsdämmerungen,
 Wo er sich einsam in sich selbst verlor,
 Und hält sie fest ewig nun umschlungen,
 Die er zur Braut von Anbeginn erkör:
 Nun hat er sich ins Dasein losgerungen
 Und schwebt, ein Held, ins Reich des Lichts hervor,
 Und pflanzt, zum Pfande seiner ew'gen Minne,
 Der Schönheit Banner auf die Weltenzinne.

Da schwiebt erlöst empor in sel'ge Höhen
Die Vielgeshmähte, die, der Schöpfungsthut
Zum Hohne, Stoff und Abbild der Ideen
Der Denker nannt' und doch mit Füßen trat.
Sie blüht verklärt, und glänzend anzusehen
Geht fürder sie des Lebens gold'nem Pfad.
Und so vollzieht, was einst in hehrer Stunde
Du ahntest, sich in einem neuen Bunde!" —

So deutet wundersam mit Flammenworten
Urania das kommende Geschick,
Und öffnet fernster Zukunft gold'ne Pforten
Des Hochentzückten staunend weitem Blick;
Da hellt sein Sinn, den Schmerz und Tod umflogen,
Sich auf, und öffnet sich dem höchsten Glück,
Und wie vor seinen Blicken und Gedanken,
So fallen auch von seinem Sein die Schranken.

"Unendlichkeit hat sich um mich ergossen,"
Ruft er entzückt, „mit reichster Lebensflut;
Ich fühle selig mich in eins verschlossen,
O All, mit dir, in hoher Liebesglut.
Ich schaute als mein eig'nes Heil erschlossen
Das Heil der Welt, das noch verborgen ruht.
Das künftige Glück, so wonnig vorempfunden,
Läßt mich vom Schmerz der Gegenwart gesunden.

Es hebt aus schweren Träumen sich mein Haupt,
Des Einzellebens banger Traum entschwindet:
All-leben, das ich ewig fern geglaubt
Der Kreatur, hat sich in mir entzündet;
Und solches Glück wird nimmer mir geraubt,
Weil nicht in meinem ird'schen Sein es gründet.
Allwille lebt in mir, ihm fügt ergeben
Mein Eigenwille sich, mein ird'sches Streben.

Was ich ersehnt', errang ich. Nicht vergebens
 Erstreb' ich heiß in Lust- und Schmerzgewühl
 Ein unbekanntes höchstes Glück des Lebens.

Nun endlich krönt's die Stirn mir, labendfühl:
 Dies höchste, letzte Ziel des Glückbestrebeus,
 Es ist des Allbewußtseins Hochgefühl;
 Und herrlich, wie der Göttin Wort versprochen,
 Ist dieser Wonne Tag mir angebrochen!

„Du schöpfest nicht im Maß des Augenblickes,"
 So klang mir's, „aller Wonnen Überschwang;
 In stetem Streben nur wird sich des Glückes
 Der Mensch bewußt, und nur im Stufengang
 Bringt ihn zum Ziele seligen Geschickes,
 Durch Götterhuld geführt, sein Liebesdrang.
 Von Stufe sollst du auf zu Stufe steigen,
 Und nur zuletzt nennst Höchstes du dein eigen."

O Göttin du der Schönheit und der Liebe,
 So lenktest du mich höher stets und weiter
 Am Zauberbande meiner Sehnsuchtstribe
 Der Schönheit und der Liebe Stufenleiter,
 Hinan aus irdisch endlichem Getriebe
 Zu Geisteshöhen, ewig rein und heiter,
 Von irdischer zu schrankenloser Schöne
 Des Alls, zum Einklang aller Lebenstöne!

So hab' ich meines Strebens Bahn vollendet:
 Der Schmerz der ird'schen Mühsal, ach, war groß,
 Doch meinem Blick, verklärt in's All gewendet,
 Erscheint versöhnt nun alles ird'sche Los.
 Es wird mir wundersam ein Trost gespendet,
 Der hold mich lockt wie in der Liebe Schoß,
 Und aus geheimnisvollem Geistesgrunde
 Heraufquillt nur in höchster Weihestunde.

Warum ich in den Abgrund ird'schen Seins
Gestürzt, bedroht von Leid und Todesgrimme,
Warum ich treib' im Meer des bunten Scheins,
Durch Schmerzeswogen nur zum Ziele schwimme,
Ich weiß es nicht. Gewiß nur ist mir eins:
In meinem tiefsten Innern tönt die Stimme,
Die freudig in das Los des Lebens willigt,
Und dieses irdische Geschick billigt!

Der Dornenkranz ist nicht hinwegzuscherzen,
Der aller Staubgebor'nen Häupter krönt,
Doch ist unleugbar auch die Stim'm' im Herzen,
Die Schmerz und Todesqualen übertönt;
Ein Wahnsin nur ist, was sonst als Trost in Schmerzen
Der Mensch erfinnt, sein Leid bleibt unversöhnt;
Nur jene Stimme hebt mit leisem Worte
Geheimnisvoll des Rätsels dunkle Pforte.

So siegt zuletzt, sich selber unverstanden,
Der Kreaturen heil'ger Lebenswille,
Und nimmer kann am Todesriffe stranden,
Wer sich durch ihn, ob Lust ob Leid ihm quille,
Gekettet fühlt ans All mit Liebesbanden,
Und selber in des Todes ew'ge Stille
Hintretend ruft mit siegesstolzem Blicke:
Mein eig'ner Wille billigt mein Geschick!

Vor diesem Zauberworte seines Mundes
Stürzt sich des Daseins Rätsel-Sphinx, dem Zwange
Der Lösung weichend, in die Nacht des Schlundes;
Erzitternd flieht die alte Todeschlange,
Und es ertönt im Dom des Weltabgrundes
Dem Ohr der Sphären Lied im reinsten Klange;
Gestillt versiegt der Thränen reicher Bronnen,
Und Sehnsucht wandelt sich in Liebeswonnen.

Und ich errang dies göttliche Genügen:

Mit jenem Zauberwort der Billigung
Sieht sich mein Geist nach mühevollen Flügen
Ans höchste Ziel geführt in sel'gem Schwung;
Als ob mich Adlerschwingen aufwärts trügen,
Grüß' ich olymp'schen Lebens Dämmerung.
Es hat mit jenem Worte, fühl' gesprochen,
Der Gott in mir die Schranke nun durchbrochen.

Des ird'schen Lebens Glück, es ist gescheitert,

Doch hinter mir auch liegt des Lebens Not;
Mein Sinn vollzog, in hoher Schau geläutert,
Was einst dein Wort, o Göttin, mir gebot:
Zum Allein ward mein endlich Sein erweitert,
Ich ward, um würdig dich zu frei'n, zum Gott:
So bin ich wert geworden deines Kusses,
Den du versprachst im Hauch des ersten Grußes!" —

„Der Göttin Arme steh'n dir liebend offen,"

So tönt ihm Antwort, „und ihr Weiheskuß
Erfüllt im Tode nun dein schönstes Hoffen,
Das lockend einst geweckt ihr Liebesgruß.
Was du, von ew'ger Sehnsucht Pfeil getroffen,
Erstreb't, es wird dir an des Lebens Schluß!" —
Sie spricht's; auf brechend sel'gen Auges Lider
Senkt sich der Kuß der höchsten Wonne nieder.

Beglückt, wer so die Göttin ohne Schleier

Erschaut, wen sie zum Liebling sich erkör;
Ans grüßt ihr Bild im Stein, im Klang der Leier,
Nur wen'ge zieht sie hold zu sich empor;
Einst aber eint in heit'rer Wonnefeier
Sie alle noch zu einem sel'gen Chor:
Dann ruh'n gestillt uralter Sehnsucht Triebe
Und segnend herrscht die Schönheit und die Liebe.



so so Sinnen und Minnen. so so
Ein Jugendleben in Liedern.



Der Orkan von heute ist derselbe Ätherhauch, der gestern als Zephir mit Blumen spfelte; die stürmische Meeresflut hat gestern träumerisch den Strand geküßt; der Trotz, der heute den Himmel stürmt, ist eins mit dem Sehnsuchtsruf, der in Schönheitseligen Klängen als Ausdruck urewigen menschlichen Sehnens aus dem Herzen sich losrang. Schön ist der Orkan und schön das stürmische Meer; aber dem Zephir haben die Blumen ihr Arom und dem träumenden Meer der Himmel seine Sterne anvertraut.

Inhalt.

(Der leichteren Übersicht wegen sind bei dieser Inhaltsanzeige die Gedichte nicht in der Ordnung des Buches selbst, sondern nach den Gattungen geordnet.)

Lieder.

Seite

In der Waldschlucht.....	84
Unter wehenden Wipfeln.....	87
Lotosblume und Schwan.....	86
Meine Braut, I. II.....	87
Trost.....	88
Waldasyl	88
Die Lerchen	89
Rastlose Sehnsucht.....	90
Rosenlied	91
An die Vögel	91
Meeresliebe	92
Seefahrers Heimweh.....	93
Die beiden Wolken	94
Liebesgruß	94
Hebe mich auf weichen Schwingen.....	95
O wer's vermöcht.....	96
Viel Träume	97
Einsam um Mitternacht	97
Abschied	99
Ach wüßtest du	101
Fern über dem See	101

Rauscht nirgend mir ein grüner Wald?	104
Sommernacht am Meere	112
Freudlose Jugend	113
Augenblicke	114
Scheltet nicht die weichen Klänge	119
Die Schönheit im Norden	122
Ich neide nicht den Mondesstrahl	123
Wirf in mein Herz den Anker	127
O trockne diese Thräne nicht	128
Zarte Liebe spricht in Farben	139
Liebesdithyramben, I. II. III.	140
Die Sterne	142
Hinter jenen Ephuranken	143
Laß die Rose schlummern	145
Erinnerung	148
Im Schloßhof	149
Ich will's von dir nicht hören	151
O gib die Seele mir zurück!	157
O Insel, so waldgrün —	158
Reisebild	159
Ich seh' dich heut' zum ersten Mal	160
Vernichtung oder Verjüngung	161
Diamanten	166
Meine Lilie	168
Lebewohl	172
Lieder aus Venedig, I. II. III. IV.	172
Besänftigung	175
O selig	176
Dämmerstunden	177
Die Sonnenblume	185
Mit den Sternen	185
Im Frühling	186
Mund und Auge	186
Lebenslied	187
Rosensymbol	189
In sternloser Nacht	195
Klänge und Schmerzen	196

	Seite
Winterlied	198
Macht der Minne	207
Die Brücke	208
O verzweife nicht am Glücke	210
Auf lichten Rosen gehst du hin	211
Gondelfahrt	212
Stammbuchblätter	217
flüchtiges Glück	218
Der Edelstein	222
Italienisches Lied	225
Die Rose am Meer	226
O sehne dich nicht ans graue Meer	234
Nachtfeier	235
Thales	236
Wanderlieder I. II. III.	237
Nächtliche Regung	242
Einst träumt' ich in Waldgrün	242
Sei nur ruhig, lieber Robin	244
Minnelied	248
Geister der Nacht	249
Gemma, I. II. III. IV.	252
Geselen, I. II. III. IV. V. VI.	257
Fahr' wohl, du sonniger Süden	259
Ein Moment	273
Ich darf dich nicht lieben und kann dich nicht hassen	273
Vermächtnis	276

Sonette.

Das Schöne	98
Sterben für ein Schönes	98
Im Dienste des Schönen	99
Sehnsucht	117
Verlorene Liebe	117
Liebesgeschick	118
Stimmen der Tiefe	125
Von wannen?	127
Seliges Leid	133

	Seite
Spiel der Blicke	133
Von teurer Hand	139
In ihrem Auge	147
Lenzesgabe	150
San Andrea, I. II.	156
Gewitter im Walde	163
Besorgnis	165
Menschenleben	171
Stimme der Wahrheit	188
Sonett des Pädagogen	188
Kosmogonie	192
An Jadwiga	193
Natalie	198
Aspasia	202
Im Spiegel	203
flatternde Locken	203
Norditalische Reisesonetten, I. II. III. IV. V.	204
Böse Tage	209
An eine Harfnerin	213
Ihr Herz	214
Im Sturme	216
Verschollene Liebe	217
Einer Gefeierten	227
Die Rosenknospen	227
An Marie, I. II. III.	240
Ermüde nicht!	243
Langeweile	244
Du	249
Regen im Walde	252
Erinnerungen an Venedig, I. II.	260
An M. M.	275

Hymnen.

Hymnen im Süden, I. II. III.	105
Vollmond	112
Lenznacht im Süden	115
Streckverse, I. II.	118

	Seite
Meerfahrt	126
Vor einer Genziane	129
Sirocco	132
Antikes Seemärchen, I. II.	134
Aus den Streckversen des Waldwanderers	146
Die Blumen	146
Göttersöhne	152
Die Vögel	164
Waldgang im Herbst	169
Dauer und Vergänglichkeit	194
Nächtliches Ungewitter	197
Das Paradies	218
frauenschöne	220
Morgenfrische	224
Wanderung	245
An Minona	263
Mein Eichhörnchen	265
Der Bergstrom	274
Der geblendete Vogel	277

Bilder und Geschichten.

Ganymed	85
Rübezähl	100
Romanze aus Neapel	102
Alexander am Indus	124
Die Entdecker des Meeres	153
Der wilde Reiter	160
Sanct Basilius in der Hölle	162
Die Braut, I. II.	166
König Moor	189
Eine Totenstadt	214
Liebe im Schnee	228
Ein deutscher Admiral	232
Der Herthapriester	250
Vom Weibe, das um Baldur nicht weinen wollte	261

Oden.

Seite

Das Leben	114
Schwermut	120
Hesperus	120
Der Adler	124
Verlor'ne Klänge	129
Rosen und Lorbeer	131
Um Mitternacht	151
Sehnsucht und Überdruß	153
Einer Tänzerin	155
Im Walde	158
Segen der Schönheit	168
Weltleben und Einsamkeit	193
Herzlose Schönheit	195
Sehnsucht nach dem Norden	223

Elegien und Epigramme.

Bergesquellen	177
Venedig 1856, I. II.	200
Brindisi	209
Gondoliera	219
Die Nügen	221
Tausend Küsse	230
Herbstlegie	239
Un Titania	255
Aus dem Frühlingsalbum des Botanikers, I—V	256

Distichen.

Die Meernigen	178
Die Sinne	179
Der Falter	179
Beseeltes	180
Amors Bogen	180
Schauen und Schaffen	180
Un E	181
Totes und Lebendiges	181

	Seite
Zersplitterung	181
Mein Herz	181
Hafis	182
An Pauline	182
Die Rosen des Nords	183
Trost	183
Seligstes	184
Grabschrift	184
Der Tröster	184
Quell des Gesanges	184



In der Waldschlucht.

Die Blumen schwelgen im Morgentau,
Die Vögel in Lüften schweben,
Die Föhren und Tannen ins heit're Blau
Lustschauernd die Hämpter heben.
Ich liege seufzend in waldiger Schlucht,
Wo an Felsen, die düster ragen
In finsterer Öde, mit grossender Wucht
Die stürzenden Wasser schlagen.

Mein Herz, und du, stürmender Flutenschwall,
Sind wir nur vom Geiste verstoßen,
Der sich ins bräutlich sehrende All
Mit Lieb' und Wonne ergossen?
Im rosigen Licht, auf prangenden Au'n
Blüht schönes, seliges Leben:
Wir wallen noch in nächtlichem Grau'n,
Wir müssen noch ringen und streben.



Unter wehenden Wipfeln.

Wie lieblich, gelagert ins Grüne,
Nach fernen Bergen zu schau'n,
Von Bergen zur Wolkenbühne,
Von Wolken hinüber zu himmlischen Au'n!

Was rauschen die Tannen im Winde?
Mir wird so eigen, so bang!
Rings weht ja Frieden gelinde,
Wie kommt in die Seele der schmerzliche Drang?

Ach, neben das lieblichste Prangen,
Neben die süßeste Lust,
Was schleicht ein Ruheverlangen
Sich ewig geheim in die Tiefen der Brust?

Im letzten Glanze der Sonnen,
Hoch über dem schweigenden Wald,
Da blaut der unendliche Bronnen
Des Äthers und lockt mich mit süßer Gewalt!

Was wollt ihr, Bilder des Traumes
Dem Herzen, der Ruhe beraubt?
Was rauscht in der Krone des Baumes
Gleich Schwingen der Engel mir über dem Haupt

O Wolke, purpurnen Scheines,
Walle von himmlischer Au
Herab in die Grüne des Haines,
Und trage mich aufwärts ins ewige Blau!



Ganymed.

Auf schweigendem Bergesgipfel
Der Knabe des Thales ruht,
Und blickt in die ziehenden Wolken,
In die sterbende Sonnenglut:
„O schwebt' ich wie Götter im Bronnen
Des Äthers, im Sternenraum!“ —
Er entschlummert — olympische Wonnen
Umfangen ihn hold im Traum.

Es steigt sein Busen voll Sehnen
 Nach der Uranionen Glück,
 Und es öffnet sich, trüb vor Thränen,
 Noch halb im Traume sein Blick:
 „Was hör' ich so lockend klingen?
 Was rauscht mir so wunderbar
 Ums Haupt mit goldenen Schwingen?
 Was willst du, kreisender Nar?“

Und er fühlt sich auf Fitt'gen gehoben:
 „Ach, träum' ich noch immer? o Glück!“
 Es trägt ihn, es reißt ihn nach oben,
 Tief weichen die Berge zurück.
 „O süßes Sehnen und Hoffen!
 Fahr' wohl, du nächtliches Thal:
 In ewigem Blau steht offen
 Der strahlende Göttersaal!“



Lotosblume und Schwan.

O Lotosblume, Schwan der Blumenwelt!
 Auf öden Wassern wiegst du dich, die reine,
 Und suchst in wachem Traum das ewig Eine,
 Von Himmelsdrang das Blumenherz geschwellt.

O Schwan, lebend'ge Lilie der Flut!
 In wirrem Drange läßt du zieh'n die andern,
 Zu ruh'n, zu sinnen liebst du, nicht zu wandern,
 Weltabgeschieden nährst du heil'ge Glut.

Wer Höchstes sucht, geht immer eig'ne Bahn;
 Das Beste haben Menschen nie gemeinsam.
 Wer glücklich werden will, erst sei er einsam:
 Die Lotosblume lehrt es und der Schwan.



Meine Braut.

I.

Im Wald, am Strom, auf gold'nen Au'n

In Träumen, süß und traut,
Ward Kunde mir in Wonnegrau'n,
Von einer holden Braut.

Es bringen Grüße mir von ihr
Die Rosen und die Sterne,
Ihr süßes Bild, es folget mir
In alle Näh' und Ferne.

Wo blüht ihr süßes Angesicht,
Ihr Wangenrosenpaar?
Wo schimmert ihrer Augen Licht?
Wo weht ihr gold'nes Haar?
Ich suche sehnsuchtsvoll nach ihr
Mit nimmermüdem Streben,
Doch ach, es konnte keiner mir
Noch Kunde von ihr geben!

II.

Die fern mir winkt aus Sternenglut,
Aus Rosen hold mich grüßt,
Mir flüstert aus des Stromes Flut,
Und mich in Träumen küßt,
Wann ist sie endlich, endlich da?
Ans Herz drückt' ich sie gern!
Oft scheint sie mir so nah, so nah,
Bald wieder, ach, so fern!

In Wüsten hallt mein Ruf zurück
Vom Fels in Sehnsuchtsweh:
Gieb, weite Erde, mir mein Glück,
Gebier' sie, tiefe See!

Sie suchend irrt' ich hin und her
 Bis an des Meeres Saum;
 Umsonst! Die Welt ist öd' und leer —
 Es war ein schöner Traum!



Trost.

Ich will mit Liebestönen
 Mein sehnend Herz erheitern,
 Ich will im ewig Schönen
 Mein enges Sein erweitern.

Zum Troß den Todesgluten
 Der Liebe will ich leben,
 Will auf des Lebens Fluten
 Wie Schwäne selig schweben.

Kann ich auch nie vergessen
 Die süßen Sternenaugen,
 Was sollen mir Cypressen
 Statt Ros' und Lorbeer taugen?

Ich will im ewig Schönen
 Mein enges Sein erweitern,
 Ich will mit Liedestönen
 Mein sehnend Herz erheitern.



Waldasyl.

Ach, aus dem Gewühle
 In den tiefen Wald
 Treibt mich der Gefühle
 Drängende Gewalt;

Schmerzlich mir ergreifen
 Will sie Herz und Sinn,
 Zwingt zu flieh'n, zu schweifen
 Weiter, ach, und weiter hin!

Endlich ferner brauset
 Mir der Lärm der Welt!
 O wie traut umsauset
 Mich das grüne Zelt!
 Wo der Wald am tiefsten,
 Steht ein Wunderbaum,
 Und in seinen Wipfeln
 Weht der Liebe schönster Traum.



Die Lerchen.

Es ziehen die Wolken,
 Es wandern die Sterne,
 Es schweben die Lerchen
 In goldiger Ferne;
 An himmlischer Pforte,
 Beseligten Drangs,
 Erlauschen sie Worte
 Seraphischen Klangs.

Die Lerche fliegt nieder
 Aus himmlischen Höhen,
 Und was sie gehöret,
 Und was sie gesehen,
 Das will sie verkünden
 Den Blumen im Thal,
 Den Wassern, den Winden,
 Mit lieblichem Schall.

Die Blumen, die Winde,
 Die Wellen, sie flüstern,
 Erzählen's geschwinde
 Viel trauten Geschwistern:
 Der Mensch geht vorüber
 Und lauschet und glüht,
 Und sagt es in Worte
 Das himmlische Lied.



Rastlose Sehnsucht.

Ach, zwischen Thal und Hügeln,
 Und zwischen Land und Meer,
 Irrt stets mein Herz auf Flügeln
 Der Sehnsucht hin und her.

Ruh' ich an düstern Bäumen
 Hoch auf den wald'gen Höh'n,
 Sehnt sich nach Stromeschäumen
 Mein Herz, und blauen Seen.

Doch bald zur Stadt mich locken
 Vom Strand der blauen Flut
 Träume von blonden Locken
 Und Wangenrosenglut.

Und ist der Traum geschieden,
 Ruft mich der Wald zurück.
 O sagt, wo wohnt der Frieden?
 O sagt, wo blüht das Glück?



Rosenlied.

Duft'ge Flamme, süße Rose,
 Schöne Botin sel'ger Triebe,
 Die so prangend aus dem Schoße
 Neugebor'ner Erde steigt:
 O wie spräche zarte Liebe,
 Wenn sie sehnend mit Gesoße
 Nicht in deinen Purpur schriebe,
 Was die Lippe scheu verschweigt!

Ach, wer sendet aus der Tiefe
 Euch der Welt, ihr Liebesboten,
 Gleich als ob er sehnend riefe,
 Und ihr Ohr vernähm' es nicht?
 Ja, als ew'ger Güte Zeichen,
 Ew'ger Liebe duft'ge Briefe,
 Tretet ihr aus dunklen Reichen
 Jahr um Jahr ans gold'ne Licht!

Grüne Auen, grüne Auen,
 Sie versteh'n die süßen Rosen,
 Wachen auf aus Wintergrauen,
 Wenn sie Rosenkunde trifft;
 Nur dem Menschen unbegriffen
 Steht, soweit die Himmel blauen
 Und soweit die Wolken schiffen,
 Jene süße Rosenschrift.



An die Vögel.

Zwitschert nicht vor meinem Fenster,
 Liebe Vögelein!
 Sucht euch eine and're Stelle,
 Liebe Vögelein!

Sezt euch nicht auf Kerkergitter,
 Liebe Vögelein,
 In der Seele des Gefang'nen
 Weckend Sehnsuchtspein.

Sezt euch nicht auf Grabeshügel,
 Liebe Vögelein,
 Höhnend mit der Lenzeskunde
 Frierendes Gebein.

Singet nicht dem Ungeliebten,
 Der so ganz allein:
 Zwitschert nicht vor meinem Fenster,
 Liebe Vögelein!



Meeresliebe.

Die Erde liegt in Träumen,
 Das Meer doch ruhet nicht;
 Die dunklen Wasser schäumen
 Zum Strand im Mondeslicht.
 Am Strand blüht ja die Rose,
 Die schöne Sonnenbraut;
 Ihr gilt der flut Geföse,
 Der Woge Seufzerlaut.

Die Woge seufzt: ich wollte,
 Ich wär' ein Tropfen Tau,
 In ihren Kelch ich rollte,
 Glänzend und ätherblau.
 Umsonst umspiel' ich düster
 Ihr Purpurangesicht:
 Mein sehndes Geslüster
 Versteht die Rose nicht!

Doch klagend lockt hernieder
 Den Himmel meine Flut,
 Durch die Krystall'nen Glieder
 Strömt golden mir die Glut:
 Blüht unerreichbar ferne
 Mir einer Rose Mund,
 Des Himmels schönste Sterne,
 Sie ruh'n in meinem Grund.



Seefahrers Heimweh.

Von des Schiffes hohem Rande
 Folgt mein Aug' den Wellentingen,
 Folgt den Schwalben, die zum Strand'e,
 Die zur Heimat wieder zieh'n.
 Wellen, Winde, Wolken bringen
 Grüße mir vom teuren Lande,
 Die mir in die Seele klingen
 Wie verlor'ne Melodien.

Und so schwinden Tag' um Tage,
 Mond' um Monde steigen nieder,
 Und es geht in leiser Klage
 Stunde mir um Stunde hin.
 In die Welle blick' ich nieder,
 Holder Name tönt als Frage,
 Tönt als Antwort ewig wieder
 Und umdüstert mir den Sinn.

Wind'en geb' ich, die da ringen,
 Botschaft an die ferne Rose,
 Lasse trauten Gruß erklingen,
 Und ein Lied ist mir Gewinn:

Doch der Sturm, dess' Machtgetöse
Mich umbraust, auf Riesen schwingen
Reift er's in die schrankenlose,
Kalte, tote ferne hin.



Die beiden Wolken.

Eine Wolke seh' ich wandern,
Eine Wolke seh' ich zieh'n,
Hoch und ferne von den andern,
Hoch und heiter schwebt sie hin.
Abendsonnenglanz umzittert
Ihre Ränder rein und hold,
Bis, vom Himmelshauch umwirkt,
Sie zerrinnt in Äthergold.

Eine and're seh' ich schweben
Tief und schwer am Bergeshang:
Ach, es lockt des Thales Leben
Sie mit allzu holdem Zwang!
Ärmste, nicht an Sonnenküssen,
Ahn' ich, wirst du zart verweh'n:
Wohl in bittern Thränengüssen
Wirst du strömend niedergeh'n!



Liebesgruß.

Ich bin dir, ach, so ferne,
Und möchte bei dir sein,
Und sagte dir so gerne
Ein Wörtchen ganz allein.

Es grüßen Rosen ferne
Mit Duft sich liebehang,
Mit gold'nem Strahl die Sterne,
Und Herzen mit Gesang.

So wall', o Lied, als Vate
Zu ihrem Herzen hin,
Doch scheu vor ihrem Spotte,
Erlöne nicht zu fühn!

Nur schüchtern nah' dem Kreise,
Dem Himmel ihres Lichts:
Begrüße nur sie leise,
Vom Herzen sage nichts.



Hebe mich auf weichen Schwingen.

Hebe mich auf weichen Schwingen,
Hauch der Liebe, der so mild
Mit des Weihers Wellenringen
Küßt das gold'ne Lenzgefild;
Der den Schwan im Purpurfahne
Zum beblümten Strande führt,
Wo sein Lied der Tulipane
Zarte Blumenseele röhrt.

Süße Sehnsucht, holdes Regen,
Leite mir den trüben Sinn
Immerdar auf Wolkenstegen
In die schöne Ferne hin;
Bis in Schönheit süß gebadet,
Und in Liebe rein gestimmt,
Sich das Herz im Lied entladet,
Das die Nacht allein vernimmt.

Daz zum Glücke nichts mir fehle,
Eins begehr' ich vom Geschick:
Einer still bewegten Seele
Nie verzitternde Musik!

Laß in mir sie nie verklingen,
Stets aus klänglos dumpfer Ruh'
Hebe mich auf weichen Schwingen,
Wonnehauch der Liebe dul



O wer's vermöcht . . .

O wer's vermöcht', Erinn'rung abzuthun,
Und fort zu gehn mit trockenem Augensterne,
Sich loszureißen von den liebsten Stätten
Gedankenlos zu wandern in die Ferne:

So sagen rasch und kurz und ohne Beben
„Ade“ zu seinem süß gewohnten Glücke,
Und „Lebewohl“ zum Aufenthalt, dem trauten,
Und „Fahre hin“ zum schönsten Augenblicke!

Wer das vermöcht', er wär' beglückt; doch ach,
Dem Herzen angeboren ist die Treue:
Wenn uns Gewohntes hold und lieb geworden,
So ängstigt uns, so schmerzt uns fast das Neue.

Wir Thörichten! Ob taujend Tauestropfen
Vor unsern Augen spurlos auch zergingen,
Ist drum ihr Vorn, der Ätherschoß, versieget?
Und brach das Blumenauge, dran sie hingen?

Uns alle drückt der Fluch der Danaiden,
Des Glückes Flut zu schöpfen mit dem Siebe:
Doch lebt dem Herzen, was dem Aug' entschwindet,
Wenn Liebes uns verläßt, es bleibt die Liebe.



Viel Träume.

Viel Vögel sind geslogen
Viel Blumen sind verblüht,
Viel Wolken sind gezogen,
Viel Sterne sind verglüht;
Vom fels aus Waldesbronnen
Sind Wasser viel geschäumt:
Viel Träume sind zerronnen,
Die du, mein Herz, geträumt.



Einsam um Mitternacht.

Das Reich der Nacht ist aufgethan,
Des Mondes Zauber wirkt,
Und unabweisbar grinst mich an,
Was heller Tag verbirgt.

Die Nacht ist nur der Liebe hold,
Nicht dem, der einsam wacht:
So denk' o Herz, an Lockengold,
An Wangenrosenpracht!

Wohl manches Lieb' wähn' ich zu seh'n,
Manch süßes Mädchenbild;
Ach, daß so kalt vorbei sie geh'n,
Verschleiert und verhüllt!

Es kam mir nie so klar zu Sinn,
Wie jetzt bei Sternenschein,
Däß ich so ganz unglücklich bin,
So ganz, so ganz allein!



Das Schöne.

Der Schönheit Götterleib ist wie zerstücket,
 Zerstreut die Blumen ihres Zauberkranzes,
 Den noch kein sterblich Auge sah als Ganzes,
 Der voll nur der Chariten Häupter schmücket!

Welt flattert morgen, was uns heut' entzücket,
 Dahin im Wirbelwinde, flücht'gen Tanzes;
 Heut' strahlt ein Höchstes uns voll lichten Glanzes,
 Und morgen war's ein Schein, der uns berückt.

Fortunens Kugel gleich, entrollt im raschen
 Umschwung vor uns der gold'ne Schein des Schönen;
 Wir folgen ihm, und können ihn nicht haschen.

Und nur die Muse reicht geliebten Söhnen,
 Die in fastal'schem Tau das Auge waschen,
 Holdsel'gen Trost in Farben und in Tönen!



Sterben für ein Schönes.

Wohl ist mein Herz aus leicht entzündbar'n Stoffen,
 Doch selten thut mir Frauenreiz Genüge;
 Kalt weht mich an als eine schöne Lüge,
 Was erst wie Himmelszauber mich getroffen.

Und doch ist Liebe noch mein höchstes Hoffen,
 Auf ihrer Spur geh'n meiner Sehnsucht Flüge.
 O fänd' ich liebenswerte, teure Züge,
 Und säh' der Schönheit ganzen Himmel offen!

Bleib' ferne mir das holde Bild, verhöhn' es
 Mit stolzem Sinn mein trautes Liebewerben,
 Und keinen meiner heißen Wünsche krön' es:

Gern füg' ich diesem Lose mich, dem herben;
 Ich will ja nichts, als schau'n ein wahrhaft Schönes,
 Und wär' es auch nur, um dafür zu sterben!



Im Dienste des Schönen.

Wer immer sich dem Dienste weiht des Schönen,
 Bereite sich, des Leides Kelch zu trinken:
 Den Wunsch, nicht ruhmvlos einst hinabzusinken,
 Wird quälend ihm des Schicksals Neid verpören.

Entfacht dein Aug' die flamme der Kamänen,
 Wird oft auch drin der Glanz der Thräne blinken;
 Wenn Lorbeerkränze deinem Haupte winken,
 So sei gefaßt, daß Dornen auch es krönen!

Wie selig oft auch deine Pulse beben,
 Nicht immer wirst du dich auf Blumen wiegen,
 Nicht immer hoch auf gold'ner Wolke schwelen.

Der Muse Liebling kann den Tod besiegen,
 Doch beugt dafür den Nacken ihm das Leben,
 Und zwingt ihn, schnödem Joche sich zu schmiegen!



Abschied.

Nun — so reißen ganz die Bande,
 Uns'res Abschieds Stunde schlägt,
 Und die Woge rauscht zum Strande
 Die dich in die Ferne trägt.

Leicht bisher trug ich dein Hassan,
 Schwebte doch dein Reiz mir vor;
 Nun soll auch mein Auge lassen,
 Was mein Herz schon längst verlor?

Sei es — stille Wälder wissen
 Und der Himmel, reichbesternt,
 Daß mein Herz das Liebste missen,
 Daß entsagen es gelernt.

Und so ziehe denn von hinnen,
 Zieh' in Glück und Freude hin,
 Ewig ferne meinen Sinnen,
 Ewig nahe meinem Sinn!



Rübezahl.

Es rauschen die Tannen und Föhren,
 Und Geisterflüsterton
 Umschwebt in schaurigen Chören
 Den felsigen Bergesthron.

Darunter dehnt Krystallen
 Durch des Berges nächtlichen Schacht
 Sich weit in schimmernden Hallen
 Des Abgrunds einsame Pracht.

Da lodern die hellentbrannten
 Kleinode von Anbeginn:
 Smaragde, Diamanten,
 Karfunkel und Rubin.

In der Tiefe fördern die Zwergen
 Der Metalle kochenden Strom:
 Der Geisterfürst der Berge
 Sitzt traurig im Felsendom.

Was sind ihm die gold'nen Horte,
 Der Tiefe wogender Qualm?
 Ihm rauscht durch die Felsenpforte
 Vom Walde der Tannen Psalm.

Die feiern des Vollmonds Vigilie,
 Und rauschen ein träumerisch Lied,
 Von einer schönen Lilie,
 Die drunten im Thale blüht.



Ach wüßtest Du . . .

Ach wüßtest du, wie schön du bist,
 Dann könnt'st du nicht so grausam sein!
 Dann ahntest du, wie groß die Pein,
 Wie groß nach dir mein Sehnen ist.

Dann hättest du mich längst gefüßt,
 Aus Mitleid, soll's nicht Liebe sein.
 Ach, ahntest du, wie groß die Pein,
 Ach, wüßtest du, wie schön du bist!



fern über dem See.

Fern über dem See am Strande,
 Dort steht das liebliche Kind.
 Ach, stößt kein Nachen vom Lande?
 Hat keine Flügel der Wind?

Die Fluten stürmten und wogen,
 Mein liebendes Herz noch mehr.
 Was kommen sie flüsternd gezogen?
 Was wallen sie hin und her?

War's nicht ein Seufzer der Süßen,
 Was jetzt mein Ohr erlauscht?
 Sind's Wellen, ist's trautes Grüßen,
 Was leise herüberrauscht?



Romanze aus Neapel.

Die schöne Königin der Nacht
 Entrollte den Sternenfächer:
 Es liegt das Meer in ruhiger Pracht
 Und taghell glänzen die Dächer.

O Napoli, du selige Stadt,
 Wie blinken deine Zinnen!
 Wie winkst du mit schimmernder Berge Grat
 Den wonnig eutzückten Sinnen!

Gebreitet in den unendlichen Raum
 Erscheint den trunk'nen Gedanken
 Der Sternenhimmel ein Weihnachtsbaum,
 Voll glitzernder Sprossen und Ranken.

Es hängen die Sterne wie Nüsse dran,
 Vom blanken Silber umflittert;
 Tief unten erstaunt der Meeresplan,
 Von Strahlenwonne durchwittert.

Und siehst du das duftige Felseiland,
 Dort wo zur Serenade
 Die Wellen rauschen im goldenen Sand
 An Capris Felsengestade?

Und siehst du verklärt von Zauberschein
 Die lauschige Grotte blinken?
 Dort, Liebchen, wollt' ich, wir zögen ein —
 Schon seh' ich die Meerfei winken.

Da wogt mit lieblichem Schmeichelklang
 Das Meer durch die Felsenhalle
 Und flutet und ebbt und schimmert und blaut
 Um die Pforte mit lustigem Schwalle.

Es umloht die Glut, die befeuchtende,
 Den Kahn im blauen Reviere,
 Das Ruder umstäuben leuchtende
 Demanten und Saphire.

Mit dir in jenes Zauberreich,
 Vom blauen Schimmer umflossen,
 Träum' ich mich hin, im Kahne weich
 Von deinen Armen umschlossen.

Da wiegt die Liebe, du liebes Kind,
 Uns zwischen Himmel und Erde.
 Wir fragen, ob wir schon oben sind,
 Entrückt der ird'schen Beschwerde?

Denn wo beginnt die Meeresflut,
 Wo endet der Ätherbrunnen?
 Ist alles doch in eine Glut
 Hold ineinander geronnen.

Dann kräuselt sich plötzlich der blaue Golf,
 Wo so ruhig die Wellen schliefen;
 Und es regt sich der grimme Wasserwolf
 In seinen graulichen Tiefen —

Horch, wie der Wind in die Segel pfeift,
 Horch, wie er mit leckem Finger
 Tief in die Wogenharfe greift,
 Ein toller Minnesänger!

Und es tanzen die Wogen ihr wildes Spiel
 Und es wälzt ihre heulende Rotte
 Sich gegen der Liebe schönes Asyl
 Die blauende Wundergrotte.

Wir drinnen aber, wir merken's nicht:

In den Armen des Wonnetraumes
Ruh'n wir, geblendet von Glück und Licht,
Auf den bräutlichen Rosen des Schaumes;

Und wie der Blumenglocke Raum

Oft birgt in duftigem Grunde
Zwei Falter und ihren Liebestraum
In maienseliger Stunde —

Reift auch die Blume der Sturm dahin,

Die Falter merken und wissen
Es nicht — so sterben mit Göttersinn,
An des Abgrunds Arme gerissen,

Wir Liebende, noch von Rosen umsprühlt,

Und von blauen Funken umstoben,
Und sinken hinunter, selig erglüht,
Vereint in des Sturmes Toben.

So, Liebste, so möcht' ich den schönsten Tod,
Den Tod der Liebe, sterben.

Sind Tod und Liebe doch Morgenrot
Dem ird'schen Löse, dem herben.

Es krönt das sterbliche Menschengeschick

Im düsteren Weltgetriebe
Mit einem himmlischen Augenblick
Der Tod nur und die Liebe.



Rauscht nirgend mir ein grüner Wald?

Rauscht nirgend mir ein grüner Wald,
Darin ich rasten mag?
Das wär' mein trauter Aufenthalt
Den langen Sommertag.

Ach, nur in holder Grüne Bann
 Noch einmal oder nie,
 Find' ich, die mich so hold umspann,
 Der Kindheit, die so bald entrann,
 Verklung'ne Melodie!

Hoch geht um mich des Lebens Flut;
 Was lockt ihr Zauberſchein?
 Wer nicht an treuem Herzen ruht,
 Ist auch im Schwarm allein.
 Vor meinen Augen blaut die See;
 Doch spült aus meinem Sinn
 Sie weg das Unvergeßliche?
 Sie lenkt ins Unermeßliche
 Mein Sehnen fernehin.

O, wiegte wieder, wie einmal,
 Nur eine gold'ne Stund'
 Am Waldsee mich, im Schattenthal,
 Ein kühler Bergesgrund!
 Wenn Sehnsucht in die Weite fliegt,
 Im Grünen ruht sie bald:
 Da sinkt die Schwing' ihr, traumbesieglt,
 Mit grüner Schranke hold umschmiegt.
 Das Herz der Tannenwald.



Hymnen im Süden.

I.

Träume, mein Herz, den Traum der Schönheit!
 Den fast verscholl'nen im wüsten Tagwerk,
 Hier träum' ihn,
 Selig einsam,

Unter Cypressen und Lorbeer'n,
 Wo am sonnigen Strand
 Die Rebe grünt, vom Perlensaum,
 Des Südmeers golden betaut.

Im Norden hört' ich
 Verklingen das Lied
 Im Tagslärm.
 Andere Melodien will dort die Zeit,
 Als die der Schönheit.
 Den Heroldsruf
 Der Tagesfehde begehrt sie,
 Nicht reiner Schönheit Sabbatglockenklang!
 Hier aber klingen
 Die Lüfte von Rhythmen,
 Hier tönt noch,
 Welt-unbekümmert,
 Anmutiger Herzempfindung
 Klangfrohe Musik!
 Stimm' ein, o Lied, und wälze
 Schönheitstrunken
 Aus Seelentiefen
 Die süße Tonwoge des Rhythmenstroms!

Blüht Herrlicheres auf irdischen Au'n,
 Erhab'neres in himmlischen Höh'n,
 Als Schönheit?
 Sei's, daß auf blumiger Lenzflur,
 Auf blauenden See'n im Glanzduft,
 Oder am schroffen Gebirg
 Ihr goldener Fittig schwiebt —
 Sei's, daß das Rätsel des Daseins
 In reiner, lebendiger Menschenblüte
 Sie bildend löst,
 Durch den Reiz des Maßes

Den Schmerz der Schranken versöhnt,
 Und mit Ahnungswonne
 Künftiger Lebensvollendung
 Der Dichtersehnsucht
 Urewige Qualfrage beschwichtigt —
 Sei's, daß die Ströme der Brust
 In süßen Gesangs
 Zauberenschale sie auffängt
 Und, wild Erquoll'nes
 Hart umgrenzend
 In holder Schranken des Rhythmus,
 Formprächtige Tonkristalle
 Wie Perlen ausstreu't.

Mir hat sie die Seele berauscht,
 Das Herz mir umstrickt mit golddichtem Netz,
 Ihr Sklave bin ich!
 Zukunftspropheten,
 Welt-Heilsapostel,
 Scheltet mich nicht!
 Zeihet mich nicht der Thatlosigkeit!
 Der Schönheit Evangelium sei eins
 Mit dem der Zukunft!

II.

Glückselig, wem zu führen
 Des häßlichen Wolke sich wälzt,
 Indes er mit leuchtender Stirn
 Aufragt in der Schönheit
 Heiteren Äther.

Sterbliche leben,
 Unselige, die verdammt sind
 Zur Hölle der Unschönheit:
 Durch den Schlamm

Wie Würmer im Pfuhl
 Geschleppte Seelen, an die der Gemeinheit
 Fräze sich ankrallt, daß sie vergebens
 Abschütteln den Unhold.
 Andere sind, die rein
 Hinwandeln, doch ihr Gemüt
 Schaut Unholdes,
 Und wo sie staunen,
 Springt grinsend hervor
 Das Häßliche wie ein Kobold.
 Gespenster hetzen
 In sternlosen Nächten sie müd,
 Und wenn sie den Griffel fassen,
 Leben hinzustellen,
 So ist's des Lebens kleinlich Unschönes,
 Oder verzerrt Lachwürdiges,
 Oder sein trostloser, lichtscheuer Abgrund,
 Was sie gestalten.

Noch andere aber sind
 Die Seligen, Sonnenjöhne,
 Die die Nacht nicht kennen, und wenn ins Dunkel sie
 Hinunterstiegen,
 Mitbrachten das Licht.
 Ihnen jaucht aus allem Lebendigen
 Entgegen der Sonnenfunke des Urlichts,
 Farbig gebrochen in Ursöhne.

Wie Sonnenblumen
 Sind ihre Augensterne:
 Das Häßliche schauen sie nicht,
 Als vom Gipfel des Lebens aus,
 Wo es einklingt
 In die Lebenshöre des Allseins.
 Von ewiger Schöne Pfeil
 Zum Tode getroffen,

Doch selig entzückt,
 Tönt ihr Mund nur Schönes,
 Und keine Lust,
 Als die Lust am Schönen,
 Und keinen Schmerz,
 Als die Sehnsucht nach Schönheit.

Mit diesen möcht' ich
 Aufstreben und immerdar
 Hinwollen,
 Wie Sonnenaare morgendlich
 Schweben, und Schwäne trunken
 Gleiten in abendroter Glanzflut.

III.

Göttergesegnet,
 Wenn auch schmerzlich bewegt und einsam,
 Wandelt dahin
 Der Liebhaber der Schönheit,
 Das unauslöschliche Bild
 Eines künftigen Reichs der Schönen
 In seiner Brust.

Zuweilen aber,
 In sonnenlosen Stunden,
 Steigen Dämonen um ihn auf, deutend
 Auf des Lebens Wirral und matt
 Schleichenden Niedergang,
 Und sie flüstern ihm zu:

Sieh, fernab wandelt,
 Fern und immer ferner
 Vom Pfade der Schönheit
 Dies Geschlecht.

Nicht bilderstürmerisch zwar
 Stürzen sie die verehrten
 Idole des Schönheitstempels;
 Aber sie röhrt nicht mehr
 Der Formenzauber des Schönen im Lied,
 Nicht ideale Schönheit im Bilde,
 Ein Höchstes den Griechen
 Und Raphaels Genossen.

Und sie merken nicht,
 Daß der Schönheit Blütenstaub
 Unvermerkt ihnen wegschwindet
 Von der Blume des Lebens selbst.
 Es verkümmert um sie das Dasein:
 Und über des engen Kreises
 Schranken hinweg
 Nach schöneren Sphären zu blicken,
 In goldenen Altern,
 Bei den Götterbegnadeten
 Der Vorzeit, edleren Menscheniums
 Bild in die Seele zu fassen,
 Wer hat noch Sinn und Liebe genug?
 So steigt vom Throne
 Der Kunst, des Lebens,
 Die Schönheit,
 Umschleiert ihr Antlitz,
 Und wandelt hin
 In die Verbannung. —

Steigt etwa dereinst
 Eine neue Schönheitsgöttin
 Aus dem Seitenstrome der Zukunft?
 Schwer ist's, zu glauben,
 Das müde Leben

Sei noch mutterkräftig genug,
 Zu gebären neue Götter.
 Einst wohl sprangen sie
 Aus seinem kraftüppigen Schoß
 Mit den Geburten der Urwelt
 Frisch und zahllos:
 Doch heute, wo sind
 Die Blumen-, die Tiergestalten,
 Die neu auftauchen
 Als nachgeborene Gedanken des Urgeistes?
 Geschweige neue Götter!
 Nichts Neu-Lebendiges mehr
 Sproßt hervor,
 Das Alte aber
 Taucht eins ums and're
 Zur Tiefe hinab. —

So flüstern die Dämonen;
 Der Liebhaber der Schönheit aber,
 Mit halbem Ohr nur lauscht er,
 Lächelt, stille bewegt,
 Und zieht sich zurück
 In die Heiligtüme des Herzens,
 Wo in Sehnsuchtsfluten sich ihm
 Der Verheißung Sterne spiegeln,
 Und Zeugnis geben,
 Daß der Himmel noch blau ist,
 Weltentief und gestirnt,
 Und die ewige Liebe wacht,
 Wie in Urzeiten,
 Auch über gesunk'nen Geschlechtern.

Sommernacht am Meere.

Ich hab', im Schau'n versunken
 Goldheller Mondespracht,
 Zu tief in mich getrunken
 Den Hauch der Sommernacht.
 Wer löscht die Flammenwelle
 In meiner Seele nun?
 Ich kann in meiner Zelle
 Nicht rasten und nicht ruh'n.

Die Plätze sind verlassen,
 Die Hallen schweigend leer.
 Ich wandle durch die Gassen
 Hinab ans dunkle Meer.
 Da liegt sein blauer Spiegel,
 Ein Weltenliebesbrief
 Mit gold'nem Sternensiegel,
 So schweigend und so tief!

Sieh', hier auch in der Welle
 Sprüht ein geheimer Glanz;
 Es spielt die Sternenhelle
 Um sie wie Funkentanz.
 Erglüh't in schwülen Träumen
 Sogar der Meeresgrund?
 Wie lange willst du säumen,
 Du kühle Morgenstund'?



Vollmond.

Wer aufwacht in der Vollmondnacht,
 Anstaunt er des Gemachs taghellen Raum,
 Ein seltsam Wunder belauschend:
 Den Mittag sieht er, den glänzenden Buhlen,

Die Mitternacht in der Stille besuchen,
Und vom umarmten Schoße der Braut
Das Märchen springen, das geflügelte Kind.

Die heilige Mondesleuchte
Steht über Meer und Gebirg; wer aber die schimmernde
Küste betritt und den Äther betrachtet,
Oder den sternwimmelnden Meeresabgrund,
Der hüte sich wohl: ihn ziehet hinan,
Ihn ziehet hinab,
In Himmels- oder Meeresblau,
Das zauberkräftige Mondesbild.

Träumenden aber schwimmt durch erleuchtete Fenster
Mit silberner Glanzwelle manches Verlorene zu
Aus Grotten des Mondes,
Der alles Entschwundene festhält:
Drum lächelt so süß, wer schlummert im Vollmondlicht.



freudlose Jugend.

Ach, warum in trübem Sinnen,
Sehnsucht, Einsamkeit und Schmerz
Muß die schönste Zeit verrinnen,
Muß verglüh'n dies junge Herz?
Tagst du dann erst mir, o Freude,
Wenn die bleiche Lippe schweigt,
Und das Herz sich, müd' von Leide,
Schon hinab zur Scholle neigt?

Soll ich sie den Schatten singen,
Schönen Lebens sel'ge Lust?
Nein, hier oben auszuflingen
Sehnt sich diese Dichterbrust!

Leuchtet mir, ihr gold'nen Sonnen,
 Bis vom Strahl des Glücks berührt,
 Dieses Herz zum Wunderbrunnen
 Sel'ger Melodien wird!



Augenblicke.

Augenblicke giebt es, zage,
 Wo so grabesstumm die Heide,
 Wo der Wald den Atem anhält,
 Wie vor namenlosem Leide;

Wo die Wasser flanglos schleichen,
 Blumenaugen ängstlich starren,
 Wo mir ist, als wär' das Leben
 All' versenkt in banges Harren.

Und als müßt' in diese Stille
 Nun ein Donnerschlag erklingen,
 Oder tief die Erd' erbeben,
 Oder mir das Herz zerspringen.



Das Leben.

Des Lebens Springquell hebt die kristall'ne Flut
 Vom Weltenabgrund ewig ins gold'ne Licht
 Des Himmels aufwärts, aber ewig
 Wieder zurück in die Tiefe stürzt er!

Die Säule steigt sehn'süchtigen Schwungs hinan;
 Doch eh' des Urlichts Quelle sie ganz erreicht,
 Herstäubt die Flut, ohnmächtig, ach, in
 Tausend verlorene lichte Perlen

Die aber sprüh'n hellgoldig im Glanz des Tags,
 Und freu'n des Spiels sich, freu'n sich der kurzen Lust
 Des Ätheranhauchs, überm Abgrund
 Eine beglückte Minute schwebend:
 Sie jauchzen steigend, jauchzen im fallen auch,
 Und wissen nicht mehr, taumelnd und glanzberauscht,
 Ob in den Schoß sie der Vernichtung,
 Oder der ewigen Liebe sinken!



Lenznacht im Süden.

Prachtvoll ist im Süden die Lenznacht,
 In Meerestädten, wo
 Vom felsigen Seeufer
 Villen und Gärten schimmern,
 Ragend über der Stadt,
 Die tagüber, eine schlummernde Königin,
 Die Stirne gelehnt an dorrende Felshänge,
 Den blendenden Fuß zur fühleren Meerwoge hinabstreckt,
 Lechzend im Sonnenbrande.

Wenn aber nun
 Der sprühende Sonnenhymnus
 Verklungen ist und purpurn die See glänzt,
 Da schlägt die Schlummernde
 Die sonnenmüden Augen wieder auf,
 Mit Wollust trinkt ihr schwellender Busen
 Meerfrischer Abendlüste labenden Strom,
 In weichen Bewegungen
 Aufbebt ihr üppiger Leib, wie einer Schönen,
 Die, von der Nachtigall aus erstem Schlummer geweckt,
 Mit pochender Brust
 Und lodernden Augen den Freund erwartet,
 Bei Sternenschein,
 Im blütenberauschten Garten.

Hei, wie wälzt durch alle Gassen sich
 Die Lustwoge, wie locken
 Des Südens Lüfte den Wandelnden an!
 Von Gesängen hallt und Saitengetön die Stadt,
 Voll reizender Frau'n
 Prangt allwärts der Markt, der Korso wimmelt
 Von wehenden Schleieren und schwarzfunkelnden Augen,
 Und abseits drängt
 Auf breiterem Pfade sich, duftige Baumreihen entlang,
 Von Müßiggängern ein rauschender, sel'ger Schwarm.

Und wenn die Katastrophen der Lust
 Gemach vertoben,
 Wenn die fernen Klänge verstummen,
 Und einzelne Waller nur
 Noch singend heimzieh'n
 Durch stillere Gassen
 Um Mitternacht,
 Dampft ungestüm dir noch immer
 Des Herzens Blutwelle, pochen
 Des Lebens Pulse dir
 In Sehnsuchtstakten, denn es weht Gedüst
 Aus Gärten, und Nachtigallen
 Schlagen und schmettern an allen Fenstern.
 Droben aber wandern die blixzenden
 Sterngruppen, ihr gold'ner Glanz taut
 Feuriger Wünsche Traumsaat, süße Begier.
 Du aber wandle
 Abseits der lebenschwülen Gassen
 Zum einsamen Molo.
 Da liegt in seinen Tiefen
 Wie niedergetaute Silbersternglut
 Der Golf so rein, und drüben die Bergkluppen
 Erblüh'n, aufragend in goldigen Mondesduft.

Sehnsucht.

Ich sehne mich nach gold'nen Glückes Zielen,
 Nach süßem Munde, holderblühten Wangen;
 Von weichen Armen wär' ich gern umfangen,
 Und meine Lippen fänden gern Gespielen.

Ich möchte nicht umsonst mit Blicken zielen
 Nach einem schönen Auge voll Verlangen:
 An einem zarten Halse möcht' ich hängen,
 Und fessellos in seid'ner Locke spielen!

Wohl reizt mein sehnend Auge manch ein lichtes
 Gebild, das tausend Reize hold beleben;
 Doch ach, kein süßes Wort der Liebe spricht es.
 Es hält nicht Stand dem glüh'nden Liebestreben;
 Der Zauber eines holden Angesichtes
 Berührt mich stets nur im Vorüberschweben!



Verlorene Liebe.

In meinem Herzen wogt und klingt die Liebe,
 Der Strom der Sehnsucht, heiß und allumfangend;
 Nach außen strebt er stürmisch, glutverlangend —
 Was wäre Sehnsucht, die verhohlen bliebe?

Doch es umkränzt den Quell so glüh'nder Triebe
 Kein Blütenufer, glatt und weich und prangend;
 Ihm blaut kein Meeresschoß, drin lust-erbangend
 Und todesfroh sein sel'ger Strom zerstiebe.

Wie hoch vom Felsenrand, dem scharfgezackten,
 Im Waldesdunkel, fern dem Glanz der Sonnen,
 Der Bergstrom stürzt in düstern Kataklen:
 So stürzt, aus himmelnahem Quell geronnen,
 Vertosend einsam in des Liedes Taktten,
 In öde Nacht sich meiner Liebe Bronnen!



Liebesgeschick.

Zu Blumen schmiegt' ich mich in süßem Minnen,
 Sie welkten hin und ließen mich alleine:
 Nach Strahlen hascht' ich, goldig buntem Scheine,
 Doch bald auch schwand der schöne Glanz von hinnen.

Nach Klängen lauscht' ich mit entzückten Sinn'en,
 Doch alljogleich starb ihre Spur im Haine:
 Und was ich liebend gern genannt das Meine,
 Es schwand dahin, ich durft' es nicht gewinnen.

Und wie der Schiffer zagt, mit Blicken hangend
 An Küsten, die ihm fern im Duft verschwammen,
 So zog' ich, um Verlorne schwer erbangend.

Es schlügen sehnend meiner Liebe Flammen
 Empor — umsonst! Und nun nach Stoff verlangend,
 Verzehren sie das Herz, aus dem sie stammen!



Streckverse.

I.

O lasst mich einsam sinnen, mir ist
 Von Hymnen so voll die Seele:
 Der Wald rauscht auf und es nicken die Blumen,
 Und im Herzen mir flutet und ebbt
 Des Gesanges Strom, ein gedankengoldhaltiger Paktol.
 Einmal möcht' ich, bevor ich sterbe, doch aussprechen
 Die ganze volle Wonne des Lebens,
 Die troß des beständigen Leids
 Mir immer wieder geheim
 Die franke Seele besucht. Wen am rauhesten
 Des Schmerzes Stachel berührt, ihn durchschauert am Süßesten
 auch

Die ewige Liebeswonne. Wo tief die Schatten, da spielen
Auch am liebsten die Lichter, und nur wenn's nachtet, blickt
Mit tausend Liebesaugen der Himmel in die Tiefen.

II.

Sohn und Erbe der Ewigkeit,
Läßt ab beim Augenblitze zu betteln!
Was willst du dieses und jenes?
Hast du denn nicht alles?
Sind wir nicht immer voll der Unendlichkeit?
Strömt nicht immer ein Allgegenwärtiges auf uns ein?
Schwimmen wir nicht immer im Urelement?
Was soll dein ewiger Ungestüm?
Was kann uns fehlen?
So lang' wir leben, ist Gott in uns,
Und sind wir tot, sind wir in ihm.



Scheltet nicht die weichen Klänge.

Scheltet nicht die weichen Klänge,
Die von meiner Lippe weh'n,
. Diese flagenden Gesänge,
Die der Schönheit Spuren geh'n.
Seiner Rhythmen gold'ne Spiele
Spielend, blickt der Dichtersinn
Freudig nach dem fernen Ziele
Eines neuen Lebens hin!

Jeder Klang, der nach dem Schönen
Lockend hin die Herzen zieht,
Klingt der Zukunft echten Söhnen
Rauschend als Tyrtäuslied:
Als ein Schrei der Kampfestriebe,
Den, indes der Feind noch kämpft,
Wundersam die ew'ge Liebe
Schon zur Melodie gedämpft.



Schwermut.

Wenn sich im Grün mein Auge berauscht, wenn sich's
 In tiefem Meerblau spiegelt, auf seinem Grund
 Regt dann die Schwermut ihre dunklen
 Fittige schen, wie ein nächt'ger Uhu,
 Der aus der Felskluft, wo er im Dunkel sich
 Das Auge satt lebt, plötzlich ans gold'ne Licht
 Des Tags gesetzt wird, unter Blumen,
 Und in die sonnige Pracht des Frühlings:
 Der Vogel sitzt trübsinnigen Blicks und rollt
 Sein Auge lichtscheu, sträubt sich und schaudert auf,
 Und schlägt die Flügel wie zur Abwehr
 Gegen das Licht der verhaschten Sonne.
 So sträubt die Schwermut düster und schnöde sich
 Dem Meeresglanz entgegen, dem Waldesgrün,
 Dem Ätheranhauch, all' den schönen
 Himmelschen Strömen des Lichts und Lebens.
 Du aber siegst, o heiliges Licht, du siegst!
 Dein Strahlentau rauscht nieder und wallt und bricht
 Durch Todesgrau'n sich seine Bahnen,
 Bis in der Seele verstock'ten Abgrund!



Hesperus.

Stern der Liebe, mir ist
 Um deinetwillen,
 Wenn du auflieuchtest
 Als schönster Glanzjuwel
 In des Sternenhimmels
 Schimmernder Goldsaat,
 Von Entzücken so voll die Seele
 Und von geheimnisvoll tiefinniger Regung,
 Wie dem schweifenden Kinde, das

Auf brauner Heide
 Unter Kieseln findet einen glänzenden Stein,
 Und das,
 Stillstehend nun
 Im weichen Moosgrund,
 Am dämmernden Waldrand,
 Den glänzenden betrachtet,
 Stundenlang,
 Mit großen, seligen Augen,
 Und in sich trinkt, gierig,
 Des Karfunkels Lichtslüten,
 Der weiter glimmt,
 Im kindischen Herzen,
 Ob längst er auch den schlafmüden Händchen
 Entglitten, und geschlossen das Äuglein ist, das gluttrunkene.
 Selig in des Geistes
 Eingesogener Glanzwoge schwimmt
 Das Herz des Kindes die helle, flüsternde Nacht durch,
 Und träumt sich hinein
 In unendliche, rosige Lichtwelten,
 In ein purpurnes, goldstrahlendes Eldorado.

Erwacht es dann
 In dämmernder Stunde Beginn,
 Da sieht es staunend und augenreibend
 Den mitternächtlichen Glanztraum
 Verwirktlicht leuchten über den Wipfeln,
 Denn im Osten steht das heilige Frührot.

So träumt mein Herz auch,
 Die Nächte hindurch
 Schwimmend in deiner seligen Flut,
 Hoher Liebe Gestirn,
 Hinein sich, gluttrunken,
 In die Sonnenaufgänge der Zukunft.

Die Schönheit im Norden.

Zur Höhle der Uhu flattert,
 Karg spiegeln im Grunde des Stroms,
 In der Woge, von Felsen umgattert,
 Sich die Sterne des himmlischen Doms.

Es erblassen die Dämmer des Mondes;
 Auf der Kuppe des öden Gesteins
 Läßt fröstelnd ihr Haar, ihr blondes,
 Noch flattern die Nixe des Rheins.

Hei, wie die Felsen erklangen,
 Als lockend ans Ufer sie schwammt!
 Doch ihre Saiten, sie sprangen,
 Es rostet ihr goldener Kamm.

Im Osten schaut sie erschrocken
 Dämmernd das frostige Gran;
 Es birgt in die gold'nen Locken
 Sich erbleichend die Wunderfrau. —

In hellenischen Tempeln glänzte
 Voll strahlender Liebespracht,
 Als Göttin, als rosenbefranzte,
 Der Schönheit siegende Macht;

Im Süden, im Glanz der Sonnen,
 Da steht sie auf hohem Altar,
 Im Gewande der Madonnen
 Noch prangend wunderbar;

Im Norden, in frostiger Wildnis,
 Da ward zum Gebilde des Traums
 Ihr hohes, seliges Bildnis, —
 Zur nächtlichen Tochter des Schaums

Ich neide nicht den Mondesstrahl.

Ich neide nicht den Mondesstrahl,
 Der nachts sich zu dir darf stehlen;
 Ich neide nicht den murmelnden Bach,
 Der Trautes dir darf erzählen;
 Ich neide nicht den wirbelnden Wind,
 Der dich wilden Drangs darf umarmen;
 Ich neide nicht das Täubchen, so hold,
 Das am Busen dir darf erwärmen.

Den Oden beneid' ich, den du trinkst
 Aus den freien unendlichen Lüften,
 Dann wieder entsendest aus warmer Brust,
 Gewürzt mit berauschenen Düften:
 Es darf einen seligen Augenblick
 Verschmelzen mit deinem Leben —
 Und sterbend an deiner Lippe dann
 Verzittern und verschweben.



Stimmen der Tiefe.

Auf öder Heide, wo nur Mücken schwelen,
 Leg' ich mein Ohr ans Herz der stillen Erde,
 Auf daß mir offenbar ihr Pulsschlag werde,
 Ihr Atemzug und ihr geheimstes Leben.
 Was spricht die Tiefe? horch! Nichts neues eben:
 Noch geh'n den alten Trott die wilden Pferde
 Neptuns, und noch steht am Cycloopenherde
 Die Mühsal, hämmерnd, schwitzt und seufzt daneben.

Auch ist noch Gras nicht über deine Frage
 Gewachsen, alte Sphynx, und wild aufbrauset
 Avernus fort und fort in dumpfer Klage.
 Schön ist das Leben, wo die Sonne hauset,
 Doch düster bleibt sein dunkler Grund. Nicht wage
 Zu lauschen: wer hinunterhorcht, dem grauset.



Der Adler.

Aufwärts rauscht er, und blickt fühn in die flammande
Morgensonnen, der klar, badet im heiligen
Frührot, nahe den gold'nen
Strahlenpforten Elysiums!

Selig preisen wir ihn, dem die Natur des fühn
Sich erhebenden Flugs Doppelbedingung lieh:
Starker fittige Schwungkraft,
Und den sonnegewohnten Blick!

Oft auch menschlichem Sinn strebende fittige
Giebt sie, aber gesellt Schärfe des Blicks ihm nicht,
Oder schärfe das Aug' ihm,
Und versagte der Schwinge Kraft!



Alexander am Indus.

Es steht an Indiens Pforten
Der junge Hellenenheld;
Sehnsucht nach goldenen Horten
Die glühende Seele schwellet.
Der Sieger des Occidentes,
Gern drückt' er in Liebeschmerz
Die Rose des Orientes,
Die mystische, feurig ans Herz.

Vom Olympus und seinen Göttern
Hinab zum Indus auch
Zieht brausend in Kriegeswettern
Hellenischer Freiheitshauch.
Und mit ihm, eine Sirene,
Klopft lockend im Siegeskranz
Hellenische Lebensschöne
An die Pforten des Morgenlands.

Doch — die weißen Lilien am Ganges
 Fortschlummern und träumen sie sacht,
 Es durchweht, geruhigen Klanges,
 Der Schwäne Lied die Nacht.
 Still weiter bei Sternenscheine
 Träumen im Silberschaum
 Die Ströme, die Palmenhaine
 Den seligen Urweltstraum.

Und aus den schlafenden Blumen
 Und Palmen, Hainen und Seen,
 Steigt wie aus Heiligtümen
 Ein seltsam Düften und Weh'n,
 Ein seltsam Klingen und Flüstern,
 Mystisch und traumeschwer,
 Das webt und schwebt im Düsfern
 Rings über Land und Meer.

Und hinüber kommt's gezogen
 Wo nächtlich, siegberauscht,
 Dem Rollen der Induswogen
 Der griechische Heros lauscht.
 Und um sein träumend Gemüte
 Legt sich der mystische Hauch,
 Wie um helle Flammenblüte,
 Sich breitet der duftige Rauch.

Und des Stromes heilige Wellen,
 Von Sternenschimmer bethaut,
 Sie steigen und wogen und schwellen,
 Und rauschen flüsternden Laut:
 Zieh', blühender Held, von hinten:
 Fest steht des Ostens Thor;
 Nie pflückst du mit eitlem Minnen
 Der Indusrose flor!

Hellenengeschick und Leben,
 Hellenische Daseinspracht
 führte dein Heldenstreben
 Auf den Gipfel der Siegesmacht!
 Nun aber ist's vollendet,
 Des Blühens selig Los;
 Die Blume welkt und wendet
 Sich hinab zum Erdenschoß.

Horch auf! Des Oстens Träumen
 Wälzt sich wie Mondesglanz
 Hinüber in Meeresschäumen
 Zum Strande des Abendlands;
 Flüsternd an eure Thore
 Klopft bald der Orient,
 Eines neuen Seins Aurore
 Zu künden dem Occident!



Meerfahrt.

Sammtne Grüne der flut, weichwallende,
 Mir ist, als sollt' ich über den Schiffssrand
 Hinab mich bücken zu dir und mit Händen dich streicheln!

Du bist kein toter Flutenschwoll,
 Du bist der Schwanenbusen des Meerweibes,
 Der lustatmend sich hebt
 Auf dem Lager von Krystallen.

Hinuntersinken möcht' ich
 An die weiche, wallende Wellenbrust,
 Wie an ein liebgetreues Herz!

Was immer Reizendes lebt und Herzerquickendes,
 Nichts röhrt die Seele mir so hold,

Als hinab schau'n, stundenlang,
 In klare, wallende Wasser: sei's,
 Daß einsam zwischen Himmel und Meeresabgrund sie
 Hinaufrauschen am windschnellen Kiel,
 Oder hervorrieseln unterm Föhrengezelt
 Der Waldfrau den Spiegel breiten,
 Oder als Ströme wandeln blumigen Pfad.



Von wannen?

Meerüber strebt das Vögelein und berühret
 Die Woge nicht mit seinen müden Schwingen:
 Zum ersten Mal meerüber strebt's zu dringen,
 Von unbewußtem Herzensdrang geführet.

Da weht von Küsten, die der Lenz erküret,
 Ein Duft herüber und ein lockend Klingen;
 Das Vöglein staunt und jauchzt: woher entspringen
 Die Wonnen, die mein Herz so lieblich spüret? —

So liegt, ein Abgrund, unter uns das Leben,
 Ein trübes Schicksal, das die Parzen spannen,
 Und darüber hin geht unser sehnend Streben:

Oft aber rauscht der trübe Sturm von dannen,
 Und neuer Welten Wunder uns umschweben
 Im Dämmerschein — wir wissen nicht von wannen?



Wirf in mein Herz den Anker.

Wirf in mein Herz den Anker,
 Du vielgeliebtes Kind!
 Im Hafen der Liebe wehen
 Die Lüfte süß und lind.

Da draußen auf weitem Meere
Droht manches wilde Riff:
O komm! mit Blumen umwinden
Will ich dein Lebensschiff!

Auf schimmernden Wogen schaukelt
Sich mancher leichte Kiel:
O komm — die schimmernden Wellen,
Sie treiben ein falsches Spiel!

O komm — die schimmernden Wellen
Sind tüdlich zu aller Stund';
Wirf in mein Herz den Anker —
Das hält wie Felsengrund.



O trockne diese Thräne nicht.

O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert,
Der Perle gleich, die rein und licht,
Im Kelch der Rose flimmert!
Die Liebe war's, die sie gebar,
Der sel'ge Schmerz der Liebe;
Drum schimmert sie so wunderbar —
Ach, daß sie ewig bliebe!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so hell,
Mich röhrt ihr flüchtig Leben;
Ach, daß, was aus so heil'gem Quell
Geflossen, muß verschweben,
Dah, was der reinsten Seele Schacht
Entblühte, schmerzumwittert,
Mit seines Glanzes Wunderpracht
Verschwindet und verzittert!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so klar,
 In deinem Aug', dem blauen,
 Und immer lockt mich's wunderbar,
 In ihren Glanz zu schauen!
 Du schönst der Perle sonst, die licht
 Im Kelch der Rose flimmert —
 O trockne diese Thräne nicht,
 Die dir im Auge schimmert.



Verlor'ne Klänge.

Wie so rein oft rieselt ein Wunderklang
 Aus tiefer Stromslut, lustigem Wipfelgrün,
 Aus Sternenschimmer, Wolken, Blumen,
 Oder aus lächelndem Kinderantlitz

Ins tiefste Herz mir! Wonnig und wunderbar
 Entzückt die Seele mancher verlorne Ton,
 Der ander'm Ohr wallt vorüber,
 Anderem Sinne versagt und stumm ist.

Ich wandle flagend Pfade des Leids, und doch
 Beneid' ich keinen, welchem ans Ohr nicht hebt
 Der Allmusik Tonwelle, wer nicht
 Irdischem Klänge des Himmels ablauscht.



Vor einer Genziane.

Die schönste der Genzianen fand ich
 Einsam erblüht tief unten in kühler Waldschlucht.
 O wie sie durchs Föhrengestrüpp
 Heraufschimmerte mit den blauen, prächtigen Glocken!
 Gewohnten Waldespfad

Komm' ich nun Tag um Tag
 Gewandelt und steige hinab in die Schlucht
 Und blicke der schönen Blume tief ins Aug' . . .

Schöne Blume, was schwankst du doch
 Vor mir in unbewegten Lüften so schen,
 So ängstlich?
 Ist denn ein Menschenaug' nicht wert
 Zu blicken in ein Blumenantlitz?
 Trübt Menschenmundes Hauch
 Den heiligen Gottesfrieden dir,
 In dem du atmest?

Ach, immer wohl drückt Schuld, drückt nagende Selbst-
 anklage
 Die sterbliche Brust und du, Blume, du wiegst
 In himmlischer Lebensunschuld
 Die wunderbaren Kronen:
 Doch blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an!
 Sieh', hab' ich doch eines voraus vor dir:
 Ich habe gelebt:
 Ich habe gestrebt, ich habe gerungen,
 Ich habe geweint,
 Ich habe geliebt, ich habe gehaßt,
 Ich habe gehofft, ich habe geschaudert,
 Der Stachel der Qual, des Entzückens hat
 In meinem Fleische gewühlt,
 Alle Schauer des Lebens und des Todes sind
 Durch meine Sinne gesluttet,
 Ich habe mit Engelkören gespielt, ich habe
 Gerungen mit Dämonen.
 Du ruhest, ein träumendes Kind,
 Am Mantelsaum des Höchsten; ich aber,
 Ich habe mich emporgekämpft
 Zu seinem Herzen,

Ich habe gezerrt an seinen Schleiern,
 Ich hab' ihn beim Namen gerufen,
 Emporgeklettert
 Bin ich auf einer Leiter von Seufzern,
 Und hab' ihm ins Ohr gerufen: „Erbarmung!“
 O Blume, heilig bist du,
 Selig und rein;
 Doch heiligt, was er berührt, nicht auch
 Der zündende Schicksalsblitz?
 O blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an,
 Du stille Träumerin;
 Ich habe gelebt, ich habe gelitten!



Rosen und Lorbeer.

Die Mitternacht tönt stille vom Turm, es tritt
 Der volle Mond aus Wolken in fahlem Glanz;
 Ein Geisterchor, lautlosen Schrittes,
 Wandelt heran, mir am Auge vorüber.

Die Geister sind der Stunden, die längst in Nacht
 Hinabgerauscht sind: feurig und blühend einst,
 Und jetzt so bleich; mit ihnen eine
 Süße Gestalt, die mir einst so hold war:

Ja, mir so hold war, ach, und dem Auge nun
 So trüb erscheint. — Vorüber, du fahle Schar,
 Genug nun ist's des Thränenzolls, der
 Deiner verblaßten Gewande Saum neigt! —

Und still dahin ziehn schwebenden Schritts sie all',
 Hinab ins Nachtgrau'n. Siehe, da steigt's und wallt
 Wie Morgenrot auf hinter ihnen,
 Holder und herrlicher kommt's gewandelt.

Ein Reigen, jung, hold, schmeichelnder Milde voll:
 Es sind der Zukunft Geister. Sie fragen sanft:
 Du frankes Herz, sprich, was begehrst du?
 Holdes erzeigen wir gern dem Dichter!

Was ich begehr', ist immer nur dies allein:
 Ein Kranz von Röslein, wären's auch weiße nur —
 Ein Lorbeerzweiglein, farg und spätreif,
 Wär' es auch nur, mir den Sarg zu schmücken.



Sirocco.

Sirocco, der gliederlösende,
 Brütet über dem Golf,
 Weiche Nebel hängen herein
 Über Meer und Stadt,
 Und trübe brennen in den Gassen die Lichter,
 Die abendlichen:
 Doch um so feuriger bližen
 Die schwarzen Augen der Schönen,
 Und die weichen Lüfte stimmen das Herz begehrlich.
 Über den Markt hin lockt es
 Zu folgen dem Schwarm
 Den Müßiggänger,
 Dieweil er arglos in sich trinkt
 Den holderschlaffenden,
 Süß-aufregenden,
 Unvermerkt das Herz herauschenden Südhauch.

Sie sagen, Müdigkeit triefe von seinen Schwingen,
 Und lähmte, weich einschmeichelnd, schaffende Thatkraft;
 Ich aber lieb' ihn:
 Himmlische Müdigkeit ist Mutter des Schönen.

Der Adler nicht, der machtvoll kreist um die Gipfel des
Hochgebirgs,
Und nicht die Lerche, die fröhlich trillert im Morgenrot —
Du, müder Schwan,
Der hinschmilzt in süßen Gesängen
Auf weichen Fluten des Sees,
Du bist der Vogel Apollons!



Seliges Leid.

Ein flüchtig Nah'n, ein eiliges Entschweben,
Ein kurzer Blick, dann langes Nichtbeachten,
Gesenkten Haupts einträumerisches Trachten,
Dann wiederum ein stolzes Sicherheben;

Im Aug' ein zartes Glüh'n, ein holdes Beben,
Dann wieder trozig blinkendes Verachten;
Im Mund ein Lächeln, ein geheimes Schmachten,
Dann kalter Ernst und strenges Widerstreben;

So zeigt sich mir, so lohnet mich die Holde.
Ich aber lächle selig, still zufrieden,
Verlange kaum nach and'rem Minnesolde.

Hat auch mich manche nicht so streng gemieden,
Mir aufgethan des Herzens Blütendolde,
So sel'ges Leid hat keine mir beschieden!



Spiel der Blicke.

Ach, meine Blicke, trunk'ne Vögel, spreiten
Die Schwing' im weiten Saal nach ihr alleine:
Ihr Auge aber meidet stets das meine,
Und scheut sich, Stern in Stern den Blick zu leiten.

Wohl streift er mich in holder Näh' zu Zeiten,
 Irrt spielend mir ums Haupt mit süßem Scheine,
 Um, wenn ich ihn beglückt zu haschen meine,
 Mit fühlend Stolze wieder abzugleiten.

Nur wenn der Schönen Kranz um sie verdichtet
 Sich drängt und mir verbirgt sein süßes Hoffen,
 Dann aber nur so weit der Schwarm sich lichtet,
 Daß just für einen Pfeil die Bahn wär' offen,
 Seh' plötzlich ich von fern auf mich gerichtet
 Ein spähend Feuerauge, süß betroffen!



Antikes Seemärchen.

. I.

Es klingt im Ohr mir
 Aus uralten Zeiten
 Ein drollig Seemärchen,
 Wie sich's im blauen Ägäermeer
 Noch erzählen die Wellen,
 Mag nun ein sinnig Ohr
 Aufhorchen im Mondlicht, oder
 In schattigen Ufergrotten,
 Wenn sonnemüde Himmel, Erde und Meer
 Siesta halten und traumflüsternde Zwiesprach!

Am Aitolerstrand,
 Wo vom felsigen Hang
 Bergwasser brausend hinabtanzen
 In schimmernde Meeresbuchtens,
 Da birscht vor Tag
 Durchs grüne Gebirg in tauiger Morgenfrische
 Glaukos, ein kühner Waidmann.
 Schweißend mit Bogen und Pfeil,

Als bald erlegt er ein Häuslein;
 Und daß ihm baumle gestreckt
 Von den Schultern der lustige Springer sofort,
 Taucht er den Blutenden erst
 In den einsamen Bergquell!
 Dann greift er ins perlenschimmernde Grün
 Nach einer Hand voll Kräuter,
 Zu trocknen das triefende Fell des Häusleins.

Das aber schlägt,
 Die Schnauze berührt
 Vom duftigen Kräuterbüschel,
 Die Augen auf,
 Spitzt die Ohren und regt die Läufe,
 Und eh' sich's dessen versieht
 Der staunende Jägersmann,
 Ist seinen Händen entsprungen das Tierlein,
 Verloren im grünen Bergwald.
 Denn ihm hatte die Lippen berührt
 Das Kräutlein des ewigen Lebens,
 Das auf unbrettertem Gebirg wuchs
 In jener alten, wunderseligen Zeit,
 Und d'r aus der Trank der Unsterblichkeit
 Für die ewigen Götter gebrant ward.

In des Jünglings Seele gemach
 Dämmert des wundersamen
 Geheimnisses Deutung.
 „Lege mich auch, du Götterkost,“
 Ruft er erglühend, „und gieb mir Unsterblichkeit!“

Der ambrosischen Pflanze Saft
 Schlürft er hinab.
 Das rinnt wie Feuer
 Durch seine Adern! .

Was fasst ihn an
 Und schüttelt und treibt ihn
 Mit Zauber gewalt?
 Unruhvoll,
 Mit pochendem Herzen,
 Vom Rausch der Unsterblichkeit
 Die fliegenden Pulse durchtobt,
 Stürzt er sich
 In die Purpurwelle des Meers,
 Die blichend aufrauscht,
 Denn die Frühsonne lodert herauf
 Über den Bergen,
 Die Wolken zieh'n,
 Hängende Gärten des Äthers,
 Rosen streuend,
 Es tanzt die See
 Mit jauchzenden Schaumesfunken
 Um den schwangleich
 Hinwallenden her.
 Mitflammendem Antlitz,
 Himmelwärts das Auge gerichtet,
 Sieht er dahin auf wallender Flut,
 Der neue Gott,
 Manch blumigen Strand entlang und hinaus
 In schimmernde Meeresweiten.

II.

Und es schwanden dem neuen Unsterblichen
 Tage, Stunden und Monde.
 Es verrinnet aber
 Der Sommertage Glanz,
 Es verrinnet der stürmischen Herbste Zahl,
 Aufsteigen und sinken die Sonnen
 In einförmigem Wechsel.
 Von Krystallen umblitzt

Das sinnende Haupt,
 Von Meergras und Schilf
 Durchwachsen die Locken,
 Umspielt von der besloßten Herde des Nereus,
 Sturm' und Gewitter verträumend
 Wie den langen sonnigen Tag,
 Sitzt einsam in hallender Grotte
 Glaukos, der neue Meergott.
 Wenn aber die heilige Stille gemach
 Mit Mond und hellen Sternen
 Heraufzieht und gluttrunken das tiefe Meer träumt,
 Besucht er den mondhellenden Strand,
 Und vom Felsengeklipp her
 Klage tönt
 In die schweigende Nacht hinaus:

„Unsterblichkeit! — O selige Götter,
 Nehmt sie von mir,
 Oder hebt mich ganz empor zum Olympus!
 Halb ein Gott und ein Tier halb,
 Ein unselig Zwitterding,
 Schlepp' ich durch die Jahrhunderte
 Mein schimmerndes Götterelend
 Und meiner Unsterblichkeit
 Trübselige Last.

Tief im Herzen lodernde Glut,
 Des Götterkrauts nachwirkende Kraft —
 Unendlich Streben in irdischen Gliedern,
 Gottbewußtsein im Busen,
 Und doch ausgeschlossen
 Vom höchsten, seligen Götterfestmahl —
 Was soll mir das?“

„Da droben geh'n
 Die gold'nen Gespanne des Götterumzugs
 Schimmernde Bahnen ums Himmelsrund,

Bei Sphärenflängen,
So selig und leicht:
Und mich Ohnmächtigen hält es
Im Schlamme fest
Mit Erdenschwere:
Schilfgras durchwächst mir die Loden,
Die Muschel nistet in meinen Gliedern,
Es umgähnen mich
Die langweiligen Ungetüme des Abgrunds."

„Schau'n die blinzeln den Sterne nicht
Mitleidig herunter
Auf mich mißratenes Götterabbild?
Kichert das Schilfrohr nicht,
Schmächtige Spitzen
In Sommerlüften wiegend,
Über mich armel'gen Unsterblichen?
Erzählen die neckischen Wellen sich nicht,
In sonnentrunkener Glanzesfreude rollend,
Meines traurigen Götterdaseins
Lustig-drolliges Märchen?"

„Warum berührtest du je mir die Lippen,
O nektarischer Tropfen?
Warum vermähltest dem Staube du dich?
Ich möchte sterben, ruhen!
Begraben dürfen den Götterdrang
Im Grabesfrieden,
Ist einziger Trost.“

Zu tragen den Fluch der Unsterblichkeit,
Muß man kein Zwittergeschöpf,
Muß man Olympier sein, groß und selig,
Oder harmlos wie du,
Windschneller Freund, an deinem grasigen Ufer,
Ruhig weidendes Häuslein!



Von teurer Hand.

Des Gegners Haß, er wäre zu verschmerzen:
 Doch wie die Stacheln, unbewußt getrieben
 In uns're Brust von denen, die uns lieben?
 Von teurer Hand geh'n Pfeile tief zu Herzen!

Ich halte vor dem Feind den Leib mit Erzen
 Gepanzert; doch vor dir in milden Trieben,
 O Kind, ist offen meine Brust geblieben;
 Bedenk' es, kommt der Wille dir, zu scherzen!

Von hundert Feindespfeilen trifft nur einer
 Das Ziel, doch spitze Freundesworte bohren
 Ins Mark sich alle, sicherer und feiner.

Man hat mir tausendfach, seit ich geboren,
 Das Herz verwundet, doch so tief hat keiner
 Mir weh gethan, als du, die mich erkoren!



Zarte Liebe spricht in Farben.

Zarte Liebe spricht in Farben,
 Nicht in Tönen will sie flehn':
 Worte, die im Munde starben,
 In den Wangen aufersteh'n.

Dir hab' ich in Aug' und Wangen
 Liebesworte blüh'n gesehn';
 Ach, mein Sehnen und Verlangen
 Magst du stumm nun auch versteh'n.

Laß, die mir im Munde starben,
 Meine Worte schweigend flehn';
 Blühen will die Lieb' in Farben,
 Nicht in Tönen rasch verwehn'.



Liebesdithyramben.

I.

Ihre Stimme.

Ach jene lieblich lockenden,
 Wie vor der eig'nen Schöne
 Verschämten, leise stockenden,
 Herzinnig süßen Töne,
 Sie locken, gleich verschwebenden
 Accorden sel'ger Lust,
 Mit Klängen, süß erbebenden,
 Das Herz mir aus der Brust!

Und ach, schon hat das lauschende
 Mit ihren Lippelwogen
 Die Janberflut, die rauschende,
 Befangen und umzogen;
 So folgt das süß umronnene
 Dem Bann der Töne stets,
 Und fällt ins Klanggesponnene,
 Leidvolle Liebesneß!

O Flut, in Perlen rinnende,
 Darin ich lauschend schwimme,
 Verlockend herzgewinnende,
 Bithörend süße Stimme!

Vereinte selbst zum Chore sich
 Des Klanges Zauberreich —
 Nicht drängt' es mir zum Ohre sich
 So lockend und so weich!

II.

Ihr Hause.

Ich jene tiefdurchdringenden,
 In aller Näh' und Ferne
 Den Herztribut erzwingenden,
 Tiefdunklen Augensterne,
 Sie schleudern, wie der prächtige,
 Demand'ne Sternenfranz,
 Ins ird'sche Grau'n, ins nächtige,
 Der Schönheit Wunderglanz.

Sie glüh'n, als geistdurchleuchtete,
 Krystall'ne Zauberbrunnen,
 Von ird'shem Tau befeuchtete,
 Gedämpfte Himmelssonnen!
 Mir ist, als ob ich spiegelte
 Im Wunder ihres Scheins
 Das nie so rein entsiegelte
 Geheimnis höchsten Seins:

Die Welten, sie durchdringen sich,
 Und seit dem ersten Werde
 In Liebesdrang umschlingen sich
 Der Himmel und die Erde;
 Doch schöner nie entzündete
 Sich dieser hohe Bund,
 Als er sich mir verkündete
 In deines Auges Grund!

III.

Ihr Kuß.

Ach jene lieblich schwellende,
 In minnigem Gekose
 Von Honig überquellende,
 Purpurne Lippenrose,
 Sie reift mir den verlangenden,
 Sehnsuchtbehörten Sinn
 In jauchzenden und bangenden
 Entzückungstaumel hin.

Im Kuß, dem wonnesprühenden,
 Lodern zwei Schwesternflammen
 Vom Liebeshauch, dem glühenden,
 In einen Strom zusammen:
 Den Brand, den hold verklärenden,
 Preis' ich, der uns ergreift,
 Der uns den Trank, den gärenden,
 Olymp'scher Wonne reift.

Laßt alles Erdentrückende,
 Und aller Wonne Glüten,
 Und alles Herzentsückende
 Hoch ineinander fluten:
 Nicht stärker trifft's, nicht flammender
 Des Herzens tiefsten Sitz,
 Als solch ein lieb-entstammender
 Berührungs-Wonneblitz!



Die Sterne.

Tausend gold'ne Sterne winken
 Aus des Himmels blauer Höh';
 Tausend gold'ne Sterne blinken
 Aus dem spiegelglatten See.

Hoch hinan in blaue Ferne
 Winken sie mit gold'nen Licht;
 Aufwärts, aufwärts zög' ich gerne,
 Doch mein Flug erreicht sie nicht.

Nach der Tiefe hin, der feuchten,
 Lockt mich ihr demant'ner Kranz;
 Aber ach, die dort mir leuchten,
 Sind ein wesenloser Glanz.

Und so mögt ihr, gold'ne Sterne,
 Uns'res Glücks Symbole sein:
 Was der Himmel hat, ist ferne,
 Was die Erde hat, ist Schein.



Hinter jenen Epheuranken.

Hinter jenen Epheuranken,
 Hinter jenen blanken Scheiben,
 Von des Mondes Strahl beschienen,
 Schlummert jetzt das holde Kind.

Ihre Auglein sind geschlossen,
 Ihre Wangen sind gerötet,
 Ihre wunderschönen, langen
 Braunen Flechten sind gelöst.

Trautes Mondlicht, poche zärtlich
 Mit dem gold'nen Strahlenfinger
 An die spiegelblanken Scheiben,
 Wecke mir das holde Kind!

Zärtlich mit dem Strahlenfinger
 An die spiegelblanken Scheiben
 Pocht das Mondeslicht, das traute —
 Doch die Liebste wacht nicht auf!

Stiller Nachtwind, zieh' und schweife
Mit den leisen Flüstertönen
Um das mondeshelle Fenster —
Wecke du die Kleine mir!

Lockend mit den Flüstertönen
Um das mondeshelle Fenster
Sieht und schweift und faust der Nachtwind —
Doch die Holde schläft zu tief!

Nachtigall, du immer-wache,
Die du weißt, wie Liebe quälet,
Poche du mit sanftem Flügel
In das traute Fensterlein!

Nachtigall mit sanftem Flügel,
Die da weißt, wie Liebe quälet,
Pocht ans Fensterlein, das traute —
Doch des Liebchens Ohr ist taub!

Nun, so schwebe du ans Fenster,
Traumgott mit den weichen Schwingen,
Schlüpfe, schlüpfe zu der Kleinen
In das stille Kämmerlein!

Und der Traumgott schlüpft durchs Fenster,
Schlüpft ans Kissen der Geliebten,
Flüstert tausend zarte Dinge
Ihr von meiner Lieb' ins Ohr.

Siehe, sieh', sie atmet tiefer,
Ihre Wangen glühen röter,
Sie erwacht, sie reibt die Auglein:
O, wie ist die Nacht so schwül!

Und nicht wieder kann sie schlummern,
Und sie schlüpft ins weiße Leibchen,
Und in scharlach'ne Pantöflein,
Und ans Fenster tritt sie hin;

Blickt hinaus ins gold'ne Mondlicht,
Sieht den Liebsten, füß erschrocken,
Und begreift, warum's geschehen,
Dass der Traumgott sie geweckt.



Lass die Rose schlummern.

Lass die Rose schlummern,
Und die Wellen auch,
Alle lass sie schlummern,
Näch'ger Windeshauch!
Alle ruh'n sie gerne
Unterm Himmelsdom:
Herzen, nah' und ferne,
Blume, Wald und Strom.

Störe nicht des holden
Traumes Wanderzug,
Der die Schwinge golden
Regt zum Niederflug,
Dessen Schlummerweise
Durch die Welten zieht,
Wundersam und leise,
Wie ein Sternenlied.

Ineinanderheben
Lässt sein Flügeljchlag
Alles Einzelleben,
Das getrennt der Tag.

Drum zu früh nicht störe,
 Die so bald entflieh'n,
 Dieser Schlummerchöre
 Traumesmelodie'u!



Aus den Streckversen des Waldwanderers.

Siehe, das sind nun wieder die Wälder, die trauten,
 Von denen ich noch immer geträumt
 Am heißen Seestrande. Bestrikt
 Einfach-Erhab'nes doch ewig wieder
 Den Sinn, und wie das Meer
 Steht auch der Tannenwald in unsterblicher Schönheit,
 Wenn längst die kleinlich bunte Welt von Blüten um ihn
 Dahingemäht ist.

Herzerquicke

Anlächelt mich hier das Reine, Schöne, Vollendete,
 Mag ich zum Heidekräutchen
 Mich niederbücken, das aus dem Moose
 Mir zublinzelt mit den unschuldigen Äuglein, oder mag
 Ich Rast halten am Stamm der Riesenfichte, die einsam
 Noch aufragt im Waldschlag unter gefällten Brüdern,
 Und die so feierlich,
 So tieffündig und wunderbar den erhabenen Wipfel
 Im Winde bewegt, daß ich beten möchte, das Beil nicht
 Möge sie fällen, das kleinliche, nein, der Blitz nur
 Des Himmels möge sie hinstrecken, die hohe, sobald
 Sie sterben soll.



Die Blumen.

O, wie so lieb
 Sind mir geworden die Blumen,
 Seit ich nun wieder, wie einst, tag'lang
 In Wäldern schweife. Wie frisch

Aufatm' ich
 Allmorgendlich, wenn ich emporklimme,
 Der Sonn' entgegen,
 Die Waldestreppen, felsig gestuft und überkrochen
 Von hundertjährigen Wurzeln,
 Zur einsamen Bergwiese, wo rötlich
 Die Heide blüht und wo
 Um meines Fußes Niedertritt
 Heuschreckenschwärme wie Funken stäuben.
 Da steh' ich still
 Bei Glocken- und Kreuz- und Flocken- und Ringelblumen,
 Und suche mit Dichteraugen
 Ein Reinentwickeltes, und freue mich innig, wenn
 Recht vollgedrängt auf hohem Stengel das Blütenköpfchen
 Der Scabiose schwankt am Waldsteig, wenn
 Auf schöngezacktem Blätterfuß
 Ranunculus stolziert
 In Wiesengräuden, wenn in die Wildnis
 Die Genziane blauen Glanz streut, und Doldengewächse
 Weithin verzweigt auf hohen Stämmen die Heide bedecken.

Es lockt der Schönheit selige Spur
 Auf Waldespäden das Aug' des Dichters,
 Wie sie den Sehnenden anlockt im Getümmel des Markts:
 Im Getümmel des Markts aber ist Schönheit
 Ein schwirrend geflügeltes Wunder, buntshillernd,
 Doch schwer zu haschen und oft
 Mit scharfem Stachel bewaffnet:
 Fromm sind und stille die Blumen.



In ihrem Auge.

Wenn zauberhaft der Bühne Wunder prunken,
 Und leiser atmend lauscht des Hauses Runde,
 Da bleib' ich, lauschend einer schöner'n Kunde,
 Nur in dein holdes Angesicht versunken.

Doch ich verliere nichts. Es spiegelt trunken
 Der Scherz, es spiegelt Rührung, die vom Munde
 Des Mimes schwebt, in deines Auges Grunde
 Sich wunderbar und spielt in Thränenfunkeln.

Liebreizend geht die Nähe, geht die Ferne,
 Geh'n Lust und Leid und alle Weltgeschichten
 Vorüber mir in deinem Augensterne;

Und es befängt, was edle Sänger dichten,
 Weil ich's versteh'n aus deinen Augen lerne,
 Mich doppelt schön in lieblichen Gesichten.



Erinnerung.

Ihr kurzen, flüchtigen Minuten,
 Wo heiter mir die Sonne schien,
 Schnell zogt ihr hin wie Stromesfluten,
 Doch spurlos zogt ihr nicht dahin:
 Noch denk' ich jedes flücht'gen Glückes,
 Das dieses glüh'nde Herz gewann,
 Und jedes sel'gen Augenblickes,
 Den golden mir die Parze spann!

Dankbar gedenk' ich jeder Stelle,
 Wo ich gehalten süße Rast,
 Und jeder leisen Murmelquelle,
 Daran ich trank als müder Gast,
 Und jeder Blume, draus in Düften
 Ein Gruß mir in die Seele drang,
 Und jedes Vögleins, das in Lüsten
 Mir Trost und Lenzesfreude sang.

Dankbar gedenk' ich jedes Mundes,
 Der traut und milde zu mir sprach,
 Und jedes lichten Augengrundes,
 Draus mir ein Strahl der Liebe brach.

So laß ich ewig in mir leben,
 Was mich mit holdem Reiz gegrüßt
 Und still mich im Vorüberschweben
 Mit flücht'gem Liebeshauch geküßt.

Von allem Sehnen, allem Lieben,
 Blieb meiner Brust ein teurer Hort,
 Gleichwie ins tiefste Herz geschrieben
 Mit Flammenschrift ein Zauberwort.
 Und keine Junge kann sie schildern,
 Die Wunderwelt, die mich umschwebt,
 Wenn von den tausend süßen Bildern
 Die stille Nacht den Schleier hebt.

Da zieh'n sie lockend mir vorüber,
 Berühren mich so mild und weich,
 Und meine Seele schwebt hinüber
 In der Erinn'rung Himmelreich:
 Da freu' ich still mich jedes Glückes,
 Das einst mein glühend' Herz gewann,
 Und jedes sel'gen Augenblickes,
 Den golden mir die Parze spann!



Im Schloßhof.

Im Schloßhof duftet die Linde,
 Da koß' ich um Mitternacht
 Mit meinem lieblichen Kinde
 In schweigender Mondespracht.

Sind alle zur Ruh' gegangen,
 Kommst du bei Sternenschein;
 Wo Blüten leuchten und prangen,
 Sitzen wir ganz allein.

Die Männer und Frau'n, sie schlummern,
Kein Lauscher ist ringsherum;
Das Schloß, der Weiher, die Blumen
Sind unser Eigentum.

Die Sterne vor Freuden wachen,
Die Lüfte schlummern nicht ein,
Weil nun die Liebe regiert,
Die Liebe ganz allein.

Die Blumen heben in Wonne
Lauschend ihr Angesicht:
Im Traum der springende Brönnchen
Von unserem Glücke spricht;
Und hörch, wo im Mondesflitter
Das Häuschen schimmert am See,
Kennt eine verspätete Zither
All' unser süßes Weh.

* *

Lenzesgabe.

Mit seinem Füllhorn kam der Lenz gezogen
Und Lieblichstes ward links und rechts entsendet:
Glanz ward dem See, dem Strome zugewendet,
Und Klang den Vöglein, die da lustig flogen.

Duft ward den Blumen, dran die Bienen sogen,
Azur dem Himmel, Grün dem Hain gespendet:
Und alsbald war die Fülle ganz verschwendet
An Vögel, Bäume, Blumen, Lüfte, Wogen.

Doch als der Lenz mich sah mit bleichen Wangen,
Da sprach er, gleich als ob es ihm gereuet,
Dass leer allein der Dichter ausgegangen:
„Hingab ich, was die einzelnen erfreuet,
Doch dir nun schenk' ich dies gesamte Prangen,
Dein Herz versammele, was ich rings zerstreuet!“

* *

Ich will's von dir nicht hören.

Ich will's von dir nicht hören,
Was ich in Reimen schrieb;
Es klingt aus deinem Munde
So rührend und so lieb:

Ich will's von dir nicht hören,
Es macht mir tiefen Schmerz;
Du schnellst den Pfeil des Liedes
Zurück ins Dichterherz.



Um Mitternacht.

O du liebes Kind, komm! lege das schöne Haupt
An meine Brust! Sieh', selber der Sterne Glanz
Erstarb, der Mond wich, Mitternacht zog
Zwischen die Welt nun und uns den Schleier!

Des Tages Last, Leid, quälende Sorge liegt
Nun hinter uns. Nein — ganz in den Schoß der Nacht
Versunken Raum, Zeit, Welt und Schicksal,
Rollten hinab in des Todes Abgrund!

O Liebste, sag' mir's, gab es denn eine Welt,
Ein leerer Traum war's! Ach, und nur wir allein
Wir leben, wir nur lebten, träumten,
Schufen im Traume die bunte Welt uns!

Wozu auch wär' sie? Ist doch ein liebend Paar
Schon ganz die Welt, löst ganz schon des höchsten Seins
Geheimnis. Wenn wir Herz an Herz ruh'n,
Ist er geschlossen, der Ring des Lebens!



Göttersöhne.

Gleichwie die hohen Göttersöhne der alten
 Hellenensage, vom Schöß entsprungen
 Liebreizender sterblicher Jungfrau'n,
 Herangeblüht
 Als edelkräftige Heldenbilder,
 Den Götterdrang in der Brust,
 Sich aufmachten und aussuchten die Väter: —
 Es wanderte der an die tosende See
 Und rief den grauen Erzeuger,
 Den Dreizackschwinger, auf daß er ihn ausstatte mit
 Siegeskraft,
 Indessen and're zum funkensprühenden Sonnenwagen
 Emporstrebend, ohne zu zucken mit dem Augenlid,
 Ertrugen des Vaters Glutblick,
 Und gottbeseelt, ob auch thöricht,
 Vom Lenker des Goldgespanns
 Sich ausbaten die Zügel —
 So möcht' ich immerdar
 Beschwören hinter den Dingen
 Ein Vaterantlitz! Aber vergeblich, ach,
 In götterloser Leere verhallt
 Der Sehnsuchtsruf. Es tritt
 Dem kindlichen Liebesdrang
 Kein Dreizackschwinger entgegen,
 Kein Goldgespannlenker!

Zuweilen aber

Wenn wir ans brausende Meer
 Uns wenden, oder an die allumlodernnde Kraft
 Des Äthers, an den schauernden Wald,
 Oder ans blumige Thalgefild,
 Begegnet's unserem Ruf doch auch
 Wie leis' antwortende Vaterstimmen.

Doch ewig unerfassbar,
 Ewig unbestimbar in uns
 Bleibt die beseuernde Götterkraft.
 Wir wissen es nicht, von wannen sie kommt, und fremd
 Durchschauert uns, schwermut-erweckend, selbst
 Der Blumenodem im Hauche der Lenzesluft.



Sehnsucht und Überdruss.

Selten nur gewährte das large Schicksal
 Einen Wunsch mir; dennoch bereits erprobt ich's,
 Wie so bald die goldenste Frucht zu Staub wird,
 Ach, schon im Anbiß!

Zwischen Sehnsucht schwanken und Überdruß wir
 Stets: wie Künft'ges plötzlich sich in Vergang'nes
 Wandelt, Gegenwart nur ein unerfasslich
 flücht'ger Moment ist:

Also zeitlos wandelt des Sehnens Stillung
 Sich in Sattheit. Nach des Verlangens Scylla
 Wechselnd rasch aufnimmt uns des Überdrusses
 Schnöde Charybdis!

Traure nicht, wem stets das Geschick ersehntes
 Glück versagt. Nie wälzt ihn des Ekels totes
 Meer, die Sehnsucht hebt ihn auf holdbewegter
 Woge zum Himmel!



Die Entdecker des Meeres.

Wer war der erste Mensch wohl, der das Meer
 Entdeckte? wer beschritt, ein Wandernder,
 Zu'erst ein muschel-blinkend Flutgestad'
 Vom Bergeshang herab und stieß mit Schauder
 Aufs furchtbar-schöne Zauberbild der See?

Nicht allzufrüh' wohl mochten Adams Enkel
 aus gold'ner Hochlandsflur der Urheimat
 hinausgezogen sein, und, weiterschweifend,
 hinabgewandert sein zur blauen Flut.
 Doch endlich kam der Tag. Mich dünkt, ich seh'
 Die braune Schar auf ihrem Wanderzug . . .

In langer Irrfahrt haben sie bereits
 bewältigt Höh' um Höh'. Da stockt ihr Fuß
 im Abendgrau'n zuletzt an einem Felshang,
 wo schroff das Festland abstürzt, und — da liegt's
 vor ihnen, ja, da liegt's, das blaue Wunder,
 die schwanke, blanke Wasserwelt, das Meer.
 Sie kennen's nicht. Hat ihnen doch zuvor
 das Element, das feuchte, nur in Strömen,
 in Brünnen, lieblich wallend, zugerauscht.
 Nun aber seh'n sie's uferlos ergossen,
 vom schroffgezackten Lande weit hinaus
 fortstutend ins Unendliche. Sie steh'n
 und seh'n hinaus mit weiten off'n Augen.
 Außschrei'n sie laut: dann aber steh'n sie stumm,
 so stumm, so regungslos wie Marmorbilder.
 Es gleitet angstvoll an den Felsenkegeln
 Ihr Blick hinunter in die Tiefe, wo
 die Wasser dampfen: hei, wie blinkt der Schaum
 und spritzt empor! die Flut, die regsam-glatte,
 scheint aufzukochen, scheint den Wanderern
 zu grossen, scheint die Glieder auszustrecken
 nach ihnen, ein Krystall'nes Ungetüm.
 Da stürzt den einen, der am Rande steht,
 der Schwindel in den Abgrund, und ein and'rer
 beginnt im Wahnsinn schrecklich aufzulachen:
 Die Meeresschau hat sein Gehirn verwirrt.
 Nun faszt der Schreck die übrigen und schüttelt
 Sie wach aus dumpfer, lastender Erstarrung.

Sie wenden ihren Schritt, noch angstvoll zitternd
 Schau'n sie zurück: es deucht sie schon, der Schwall
 Der Überschwemmung, die da unten anwogt,
 Er dringe los auf sie, verfolge sie,
 Und heste sich an ihre flieh'nde Ferse.

Sie flieh'n. Am andern Morgen aber zieht's
 Wie mit geheimem Zauber sie zurück.
 Noch einen Tag lang steh'n in banger Scheu
 Sie dort und schau'n aufs hohe Meer hinaus.
 Doch immer lieblicher erscheint es ihnen
 In seiner hehren Schöne. Närer treten
 Am andern Tage sie heran, sie steigen
 Hinunter an den Strand und sammeln Muscheln,
 Und horchen auf den Wogenenschlag der See,
 Und jauchzen auf in kind'scher Lust.

Am dritten

Der Tage sieht die Schar, wie hold ein Eiland
 Herüberwinkt vom Rand des Horizonts:
 Sie zimmert sich ein Floß und schifft hinüber.



Einer Tänzerin.

Schmähung zollt statt Preises der Unverstand dir!
 Wär' die Schönheit Sünde, der Formen Zauber
 Fessellos ausströmend und ihrer selbst sich
 Selig erfreuend?

Gottentstrahlt ist Schönes, und allen Reizes
 Offenbarung mute den Reinen rein an:
 Doch das Alltagsauge begehrt im schönen
 Weibe das Weib nur!

Lebenswarm auflodernder, sel'ger Schönheit
 Schleierlosem Wunder ist unser Blick nicht

Rein genug, es regt in gemeinem Sinn nur
Schöne Begier auf!

Schönes Weib, umschlei're des Auges Glanzquell,
Birg des Busens göttlichen Reiz, des Leibes
Wild im Tanzschwung schäumende Rhythmenwoge
Zeige dem Markt nicht!

Streu' der Schönheit himmlische Perlenschnur nicht
Spielend hin unreinem Getier, profanem
Schwarm. Der Faun nicht löse des Reizes gold'nen
Gürtel der Charis!



San Andrea.

I.

Am Festtag rauscht's von schimmernden Gefährten
An San Andreas wunderschönem Strande,
Zur Rechten See, verrieselnd sacht im Sande,
Zur Linken Blattgelispel, grüne Gärten.

Dazu Tergestes Frau'n, die siegbewährten!
Ein Festzug scheint's, der hold im Meereiland
Der Kypris hinwogt, und vom Uferrande
Sich spiegelt in der Flut, der blauverklärten.

O hier ist's lieblich auf und ab zu schlendern!
Bald gängelt dich mit Reizen ohne Namen
Das prächt'ge Seebild wie an Liebesbändern:
Bald wieder scheinen dir die stolzen Dameu
Des Bildes Kern in ihren Prunkgewändern,
Und Meer und Himmel nur ein schöner Rahmen.

II.

Der Seestrand rauscht von schimmernden Karosßen;
Mich aber lockt vor allen ein Gespanne:
Das trägt, mich fesselnd wie mit Zauberbanne,
Das schönste Weib, liebreizend hingegossen.

Ist das die Meerfei, die mit Neptuns Rossen
 Der nahen Flut entstieg, mir armem Manne
 Zum Unheil, und für eine Seitenspanne
 Verließ die Muschelgrotte, meerumflossen?

Schon abseits rollt, sieh', von der Menschen Rotte
 Der Wagen, während, jüngst noch ein Gesunder
 Ich hinterdrein wie traumverloren trotte.

Gleich wird der holde Spuk, der Liebeszunder
 Ins Wasser gleiten und in seine Grotte
 Mich niederzieh'n das schöne Meereswunder.



O gib die Seele mir zurück!

„O gib die Seele mir zurück,”
 Klagt' ich, „die du geraubt!”
 Da neigte sie, o Wonneglück,
 Zu mir ihr lockig Haupt.
 Sie lächelte: „Doch sage mir,
 Wo nimmt sie wohl den Weg?”
 „O komm,” sprach ich, „ich zeige dir
 Der Seelen Purpursteg!

Berühre mit der Lippe leis’
 Und linde meinen Mund!”
 Sie that's — da flamme glühend heiß
 Ein Kuß aus Herzensgrund:
 Und eine Seele zog herausdicht
 Ins Herz im Kusse mir —
 Doch war's die ihre, hold vertauscht,
 Die meine blieb bei ihr!



Im Walde.

Müßt den Schmerz du tragen ins heil'ge Waldgrün,
 Das da ringsum rauschet in ew'ger Unschuld?
 Soll aus trübem Auge Viol' und Primel
 Schnöde betaut sein?

Sieh', wie rasilos klettert und springt das Eichhorn
 Hier im tann-um-dunkelten grünen Moosgrund!
 Fröhlich stets ein schwebendes Leben lebt es
 Zwischen den Wipfeln.

Aber regsam freuet im Quell Beslogtes
 Sich, es freut Geflügeltes unterm Laubdach
 Rasilos auch sich immer und hüpfst von einem
 Zweige zum andern.

O der hold-geschäftigen Muße! Zwecklos
 Scheint ihr Thun, doch füllen sie so des Daseins
 Höhle Kluft aus, zügeln der Wünsche seitab
 Schweißenden Aufschwung.

Nur der Mensch, in fiebernder Stille quält er
 Sich den Tag hin, quält sich die lange Nacht auch,
 Müßt zur Kurzweil schnöde die Zeit an lichten
 Thränen, die langsam

Zwischen Sarg und Wiege, wie Körner Sandes
 Von der Sanduhr, rollen, und wie die Küglein
 Einer Betschnur, leise gewälzt von bleichen
 Händen des Büßers.



O Insel, so waldgrün —

O Insel, so waldgrün, wie lockst du den Sinn!
 Meiner Sehnsucht Gedanken, wie flattern sie hin!
 Fern grüßt er herüber mit felsigem Rand
 Über schimmernde Wellen, dein blumiger Strand!

Sind's die Reben, die Rosen auf den sonnigen Höh'n,
 Die Cypressen im Thalgrund, die so friedlich dort weh'n,
 Sind's die Büsche des Lorbeers ob der felsigen Kluft,
 Was am lieblichsten lockend hinüber mich ruft?

Ist's sel'ger zu wandeln bei den Rosen am Hang,
 Oder Lorbeer zu pflücken unter süßem Gesang,
 Oder, sterbend entzähltumert bei den Liedern des Schaums,
 An Cypressen geschmiegt ruh'n, in den Armen des Traums?



Reisebild.

○ Sieh', wie golden die Blümlein
 Die tauige Wiese durchsticken,
 Wie Veilchen träumen und nicken
 Im Thalgrund um den See.
 Schön, während vorüber uns führet
 Das Dampfroß qualmenden Hauches,
 Blickt durch die Wolken des Rauches
 Mohnblüte und grüner Klee.

Und traulich locket die Berghöhl',
 Wo über dem felsgesteine
 friedlich im Abendschein
 Die Purpurwolke schift:
 Da sitzt der Hirt und die Hirtin,
 Und um sie grasen die Böcklein
 Und Lämmer mit klingenden Glöcklein
 Auf stiller Weidetrift.



Ich seh' dich heut' zum erstenmal.

Ich seh' dich heut' zum erstenmal,
 Da fässt mich's liebebang;
 Du bist's, dich sucht' ich überall,
 Wo säumtest du so lang'?
 Ich habe dich ja längst gekannt,
 Erkennst denn du mich nicht?
 Fühlst du, wie innig wir verwandt,
 O du mein süßes Licht?

Was blickst du mich so fragend an,
 So gänzlich fremd und kalt?
 Hab' ich dir denn ein Leid gethan,
 Holdsel'ge Frau'ngestalt?
 O mach' mir nicht den Sinn so trüb'
 Und nicht das Herz so schwer:
 Nicht wahr, du bist mein süßes Lieb?
 Was kränfst du mich so sehr?



Der wilde Reiter.

Auf schwarzem Roß um Mitternacht
 Ein wilder Reiter sprengt.
 Wer ist der wilde Reiter?
 Die Zügel sind verhängt.

Vor ihm her stürmt ein Kriegerschwarm
 Ein eilbesliss'ner Troß:
 Doch schneller sprengt der Reiter
 Auf seinem schwarzen Roß.

Vor ihm her wiegt ein Geier sich
 Im fahlen Mondesschein:
 Doch schneller sprengt der Reiter
 Und holt den Geier ein.

Vor ihm her schwirrt ein dunkler Pfeil
 In blitzbeschwingter Eil':
 Doch schneller sprengt der Reiter
 Und überholt den Pfeil.

So sprengt der wilde Reitersmann
 Dahin mit Sturmesmacht:
 So weiter, immer weiter,
 Die lange dunkle Nacht.

Ins Antlitz leuchtet ihm so graß
 Das helle Morgenrot:
 Der Rapp' das ist die Seuche,
 Der Reiter ist der Tod.



Vernichtung oder Verjüngung.

Wälze, du Wettersturm,
 Wälze des zögernden,
 Schleichenden Stromes Gang.
 Rascher dahin!

Über dem Waldgebirg
 Ballt sich und stockt die Nacht,
 Doch in der Wolke noch
 Zaudert der Strahl!

Blume, wo ist dein Schmelz?
 Vöglein, wo ist dein Sang?
 Quell, wo dein frischer Hauch?
 Wald, wo dein Grün?

Diese Entarteten,
 Reiße der Sturm sie hin,
 Oder verjünge sie
 Donner und Blitz!



Sankt Basilius in der Hölle.

Basilius, der fromme, starb: es schwebt zur Himmelsthür
sein Geist.

Entgegen tritt der Pförtner ihm, der barsch ihn von der
Schwelle weist:

„Du warst ein heil'ger Mann, Basil, doch Ketzer auch;
auf deinem Haupt

Ruht ungelöst der Bannfluch Roms, der dir des Himmels
Anspruch raubt!“

Basilius vernimmt das Wort und steigt mit heit'rem An-
gesicht

Hinab zur Hölle wohlgemut, als ging's ins helle Himmelslicht.
Es wallt vor ihm ein Engel her mit flügelschneller Tritte
Schwung,

Zu weisen ihm im glühn'den Pfuhl den ew'gen Ort der
Peinigung.

Und offen, siehe, gähnt der Schlund, jedoch der Heil'ge
bebet nicht;

Er blickt hinab mit hellem Aug' und mild erglänzt sein
Angesicht:

War's doch, als fiel' ein sanfter Schein, ein ungewisser sel'ger
Strahl

Ins Dunkel und durchzitterte gemach den düstern Ort der
Qual.

Vorm Angesicht des Mönchs, so hold, so fromm-verklärt und
engelmild,

Die höll'sche Meute prallt zurück, als wär's ein blanker
Zauberschild;

Und alle die Verdammten rings wie frohgetröstet auf ihn
schau'n,

Als müsse Himmelsmanna gleich, statt Pech und Schwefel,
niedertau'n.

Da führt der Engel tiefer ihn, und toller braust der Hölle
 Spiel,
Und Satanasse wilder dräu'n: doch immer lächelt noch Basil.
Habt ihr geseh'n, wie lava stockt, sich träger wälzt, gerinnt
 und ruht?
So stockte vor dem Tritt Basil's der uferlose Strom der Glut.

Zu Füßen fallen Funken ihm, als wären's weiche Röselein;
Zum Nimbus wird ob seinem Haupt der Flammenlohe
 Widerschein;
Von oben weht es um ihn her wie fittige der Seraphim:
Die teilen in der tiefsten Höll' des höchsten Himmels Lust
 mit ihm.

Da ruft zurück den Heiligen der Engel aus dem Pfuhl empor
Und bringt zurück zum Pförtner ihn, hoch an des Himmels
 gold'nes Thor,
Und spricht: „O Petrus, diesen Gast, ihn las nicht dort am
 dunklen Strand:
Nur ein Geringes fehlte noch, so löscht' er aus der Hölle
 Brand!“ —

Der sprach's, doch eine Stimme hehr sich aus der Höh' ver-
nehmen ließ:
„Wer in sich einen Himmel trägt und um sich schafft ein Paradies,
Dem weigt' ich meine Näh' umsonst. Tritt in der Heil'gen
 sel'ge Schar!“ —
Der Höll' und Himmel zwingt, der Geist, ihn führt die
 Gnade wunderbar.

* *

Gewitter im Walde.

Es braust der Forst, Gewitterwolken fliegen,
Der Bach durchtobt die Schlucht in Finsternissen,

Gestein und Trümmer stürzen hingerissen,
Und krachend sich die hohen Wipfel biegen.

Die Tiere tief sich in die Klüfte schmiegen:
Ein still Asyl muß nur der Wand'rer missen?
Doch — bei der Blitze Schein, dem ungewissen,
Seh' ich vor mir die sich're Grotte liegen.
Ich lag're hin im weichen Moose mich:
Da naht im Traum die Schönste mir der Schönen
Und neigt zu mir sanft mit Gefüse sich.

Und während fernhin die Gewitter dröhnen,
Erschließt mein Herz wie eine Rose sich,
Und stillt den Sturm mit Lieb' und Liedestönen.



Die Vögel.

Selig sind die Gesflügelten,
Denn sie wohnen im Elemente des Klanges!

O Mutter Erde, wie du
Die Blumen teilen mußt mit dem Hades,
So mit dem Äther die Vögel!

Ich preise sie,
Die Leichthinschwebenden, immer Beweglichen,
Die Losgelösten vom Mutterbusen, woran
Wir anderen Kinder
So ängstlich kleben: sie aber vertrau'n sich
Dem starken Vater, dem Äther,
Der in der Höhe sic tränkt
Mit seinem Herzblute, dem Licht,
Und stärket auch die Brüste den Schwächsten.

Licht aber ist Klang. Wen einmal säugte das Licht,
Dem fließet auch süß der Ton, und Klanggewaltige sind

Auch Drachenbekämpfer. Apollon führt
 Die Lyra wie den Bogen,
 Es singt der Vogel, und stürzt,
 Der glanz- und klangfrohe,
 Feindselig ewig
 Hinunter auf den Wurm,
 Der stumm ist und im Dunkel dahinfreucht.

Wann endet aber die Kampfesnot? wann kommt
 Der heilige Sabbatfriede? Die höchste Kraft,
 O siehe, sie ist auch immer gesellt der tiefsten Sehnsucht
 Nach Ruhe. Steig' auf die Gipfel der Andes
 Und blick' empor!
 Siehe, den Blick übersiegt der Kondor!
 Hoch über dir
 Zerrinnt er,
 Ein dunkler Tropfen, ins blaue Luftmeer.
 Aufwärts reißt ihn nach seliger Stille der Drang
 Über den ewigen Kampf der Kleinen, und so
 Stürzt er einsam empor
 Ins himmlische Lichtelement und schläft
 Geruhig auf seinen Schwingen.



Besorgnis.

Was dieses Herz als höchste Wonne spüret,
 Dein holdes Bild, ich schau es oft mit Beben:
 Wird es so rein mich immerdar umschweben,
 Wenn auch dem Blick, doch nicht dem Sinn entführt?

Es stirbt die Flamme, noch so heiß geschüret,
 Und Liebe selbst lebt oft ein flüchtig Leben:
 Dem Sinn entschwindet wieder, was ihn eben
 Gleichwie mit ew'ger Zaubermacht gerühret.

Ich hob manch holdes Bild auf lichtem Schilde,
Und mußte doch nur allzubald verneinen
Der jüngst geprises'nen Züge Reiz und Milde.

Weh' mir, wenn jemals mählich auch die deinen
In mir erblassen gleich dem Nebelbilde,
Und selbst im Traume mir nicht mehr erscheinen!



Diamanten.

Morgenhell auf Gräserspitzen
Kleine Tauespelten sitzen,
Die da funkeln, die da bližen,
Und Demantenglanz versprühn.
Diese Grashalm-Diamanten
Freu'n sich stolzerer Verwandten,
Die mit feingeschliff'nen Kanten
In der Königskrone glüh'n.

Uranfänglich sind Demanten
Wie die hier auf Gräserspitzen,
Zart und weich. Wie Schnee der firne,
Wie den Reif von einer Birne,
Küft sie weg der Sonnenschein.
Erst auf kalter Königsstirne
Da gefrieren sie zu Stein.



Die Braut.

I.

Schön Liebchen, komm hernieder,
Die Nacht ist lieblich und hell;
Es rufen dich sehnde Lieder —
Die Stunden jagen schnell!

Die schwarze Burg umbranden
 Die Wellen im Mondenschein;
 Es ruht der Kahn am Strande,
 Steig, süßes Liebchen, ein!

Mein Lieb, was senfst du das Köpfchen,
 Was blickst du so trüb und bleich?
 Was schleichen sich Perlentröpfchen
 Aus den Auglein schmerzenreich?

Sind lieblich nicht die Fluten,
 Nicht friedlich die dunkle See?
 Nicht zart meine Liebesgluten?
 Nicht freundlich die Sterne der Höh'?

„Wohl lieblich sind die Fluten
 Und freundlich die Sterne der Höh',
 Und zart deine Liebesgluten,
 Und friedlich die dunkle See:

Doch morgen ist meine Hochzeit —
 Ein Bräutigam ist bereit,
 Und Hochzeitkränze den Gästen,
 Und mir ein weißes Kleid.“

II.

„Es leuchtet der Hochzeitmorgen
 Der Bräutigam ist bereit.
 Auf, zieret die Braut mit Perlen,
 Umschlingt mit Rosen ihr Kleid!
 Behängt mit Kränzen die Halle,
 Und führt die Liebliche her!
 Vom Schlosse Musik erschalle
 Hin über das blaue Meer!“

Wohl schlug der Trauung Stunde —
 Zur Hochzeit fehlte die Braut;
 Die ruhet im Meeresgrunde,
 Da ward sie festlich getraut.
 Meerfeien haben ihr Perlen
 Ins goldene Haar gedrückt,
 Und bräutlich mit Korallen
 Die bleiche Stirne geschmückt.



Meine Lilie.

Es flimmert der Kranz der Sterne,
 Der Mond aus Wolken bricht,
 Am Fensterlein dämmt ferne
 Ihr Lilienangesicht.

Verglühet, ihr Sternenfränze,
 Versinke, du Mondespracht!
 Nur du, meine Lilie, glänze,
 Wenn sehrende Liebe wacht!



Segen der Schönheit.

Wandl' ich sinnend über den lauten Marktplatz,
 Wo des Volks sich drängender Schwarm die trüben
 Wellen wälzt, da fühl' ich mich einsam, seufze,
 finde die Welt rings

Leer und schal. Doch taucht aus der Menge plötzlich,
 Aus dem trüben Larvengewühl ein helles
 Frauenantlitz, das wie ein selig Wunder
 Milde mich anstrahlt,

Und dem Blick dann ebenso rasch entschwebt ist:
 O wie rasch auch ist mir das Herz verwandelt!
 Nimmer säng' und sagt' ich, wie mir geschieht, es
 Glänzen die Blicke

Mir, das Blut wallt freier, ich hege wandelnd
 Golden Trost und staune, wie süß der Schönheit
 Segen niedertauet, und lieb und schön ist
 Wieder die Welt mir.



Waldgang im Herbste.

Öd' ist das Meer und segelarm und von Stürmen bewegt,
 Das Waldgebirg aber steht in farbigem Schmuck.
 Golden und rot
 flammt Garten und Au
 Noch einmal auf.
 Kalt sind Herbstsonnenküsse,
 Doch Purpur der Todeswonne begießt
 Flur und waldige Berghöh'n.

Müdigkeit und herbstliche Trauer
 Weht ins Herz mir der Genius der sinkenden Zeit,
 Doch er übergießt die Blüten des Lieds mir
 Mit der Wehmut süßestem Schmelz.

Hellfarbig hängen an den Bergen die Wälder,
 Drinnen aber, wo
 Von stürzenden Wassern
 Donnert die Schlucht und unter Nordwinden
 Die Wipfel krachen,
 Und niedergeht von gelben Blättern ein Schauer,
 Und wo zwischen den Ästen rauchen die Nebel,
 Herunterhängend
 Vom triefenden Himmel

In die Pfade des Walds: da wandr' ich
 Einsame Nachmittage lang
 Zwischen Eichen und Tannen,
 Hoch oben bald, wo Raben krächzen
 Und wo Felsgruppen entstürzt,
 Gesammelt in granit'nen Schalen, der Bergquell,
 Und hinab dann über Trümmer und entwurzelte Baumstämme,
 Bis unter mir erbrauset das Thal,
 Und zum Gießbach geworden der Bergquell,
 Der, entführend die letzten der Waldblumen,
 Breit und furchtbar durchs hallende Thal hin
 Wälzet den gelben Strom, den regengeschwellten,
 Daß unschlüssig eine Weile
 Zaudert der Fuß und erschrocken
 Der Pilger steht und bestaunet den heiserbrausenden
 Inmitten der Waldstille:
 Dem aber folg' ich
 Gedankenvoll
 Bis an die Schlucht,
 Und bis der Abend kommt,
 Wo ineinander rinnen
 Mit des Nebels Bildern
 Die Schatten der Nacht und Wipfel und Wellen
 Nur noch im Traume reden, und aus dem trüben,
 Schwermutdunklen Auge des Himmels
 Der Vollmond quillt als eine lichte Thräne.

Dann ruh' ich einsam
 Auf moosigem Felsblock
 Noch lange, lange Zeit,
 Bis tief in die Nacht.
 Ich sitze dort, Gesänge sinnend,
 Während finster geworden der Wald und schweigend,
 Und mählich über den Wipfern
 Aufgegangen die Sterne sind.

Ich sitze dort,
 So mancher Frühlingswonne gedenkend,
 Die nun dahin ist,
 Und aller verlor'nen Schöne,
 Bis fern im Gebirge
 Noch fällt ein Schuß,
 Oder hoch aus der laubigen Krone des Baumes
 Die Eichel neben mir
 Klatschend nieder auf den umdunkelten Steinweg
 fällt und den Traumverlorenen auffchrekt.

Müdigkeit und herbstliche Trauer
 Weht ins Herz mir der Genius der sinkenden Zeit;
 Doch er übergießt die Blüten des Lieds mir
 Mit der Wehmut süßestem Schmelz.



Menschenleben.

Heut' fallen an der Mutterbrust, der weichen,
 Zu Rosse morgen ziehn' in stolzem Trabe,
 Und übermorgen dann als müder Knabe
 Mit grauen Haaren an der Krücke schleichen:

Das Glück erspäh'n und nimmer es erreichen,
 Sich hundertmal als einzige Labe
 Den Tod ersfleh'n und schaudern vor dem Grabe,
 Das Sein vermünschen, vor dem Nichts erbleichen:

In langer Weil', in Weinen oder Lachen,
 In Sehnen, Sinnen, Hoffen und Erbeben
 Den Tag verträumen und die Nacht durchwachen,
 Dazu die Frage schmerzlich oft erheben,
 Was all' das soll: das ist in tausend Sprachen
 Ein altes Lied, besitelt Menschenleben.



Lebewohl.

Nun ich dein Auge feucht geseh'n,
 Nun fahre wohl — nun ziehe hin!
 So bleibst du mein, bleibst ewig schön,
 Und ewig ruht in dir mein Sinn.

Zieh' bis ans Reich des Oceans,
 Bis an den fernen Saum der Welt —
 Von deiner Thräne Wunderglanz
 Bleibt immerdar mein Herz erhellt!



Lieder aus Venedig.

I.

San Marco.

Heil'ger Markus, segne gnädig
 Diesen Schwarm von Tagedieben,
 Arm und reich, beweibt und ledig,
 Häßlich, schön, dumm, durchgetrieben:
 Alle, wie sie sich, dem Strome
 Folgend, aus entfernten Ländern
 Herbeimüht, vor deinem Dome
 Fleißig auf und ab zu schlendern.

Nachts auch wimmeln noch von Betern,
 Welche deiner Ehre huld'gen,
 Und von frommen Pflasterrettern
 Deine Steine, die geduld'gen.
 Einsam and're Heil'ge harren,
 Doch dir strömen zu die Wand'rer:
 Soviel Weise, soviel Narren
 Sieht, wie du, bei sich kein and'rer.



II.

Das alte Lied.

Kennt ihr vom hehren Venedig

Das alte ewige Lied?

Das werden die Reisebeschreiber

Zu singen nimmer müd':

Ein Demokrit ist der Himmel

Und lächelt das ganze Jahr,

Pomeranzen und Citronen

Blüh'n wonnig im Januar;

Am Ponte Rialto flittet's

Von Gold und flimmert und flirrt,

Der Markusplatz ist immer

Mit den schönsten Damen garniert;

Auf der Riva wimmelt und wogt es

Lebendig den ganzen Tag,

Matrosen und Gondoliere

Sind ein reizender Menschenclag.

Doch in Kanälen und Gassen,

Da löset sich Stein um Stein

Und fällt melancholisch langsam

In die düstere Flut hinein.

Und in den alten Kirchen

Schrekt Morderduft den Sinn,

Die Dogen auf ihren Gräbern,

Sie haben alle den Spleen.

Ruinen sind die Paläste,

Die Lagunen ein weites Grab,

Und nur die Fremden spazieren

Gemütlich auf und ab.

Das ist vom hehren Venedig
 Das alte ew'ge Lied;
 Das werden die Reisebeschreiber
 Zu singen nimmer müd'.



III.

Die Künstler.

„Ist es nicht die medizä'sche
 Venus, welche dort, o Wonne,
 Auf dem alten Steindamm Wäsche
 Trocknet in der Maiensonnen?

Ach, wie sind die guten Kinder
 Hier zu Lande gar so lieblich!
 Wäre nur zu Lande minder
 Hier das Körbegeben üblich!

Hab' ich nicht ein solches Schätzchen
 Jüngst verfolgt — o Schwabenstücklein! —
 Über vierundzwanzig Plätzchen,
 Vierzig calli, sechzig Brücklein?

Bin ich nicht am letzten ponte,
 Ohne daß ich sie erbitten,
 Oder nur erreichen konnte
 Hastend mit den längsten Schritten,

Einer hökernden Matrone
 Schmählich in den Korb getreten,
 Die im allerschärfsten Tone
 Für die Zukunft sich's verbeten?"



IV.

Ein Schimpfvirtuose zur Abwechselung.

„Kunstgenüsse giebt's hier manche,
Doch es fehlt an gutem Biere,
Und so ist's gar sehr natürlich,
Dass ich schon mich ennuyiere.

Schöne Kirchen sind zu sehen,
Und der Markusplatz ist prächtig;
Aber die Kanäle duften,
Und das Volk ist niederträchtig.

Und was sind sie, diese Wälschen,
Nicht für prahlerische Wichte!
Stets vom eig'nem Ruhme sprudeln
Sie bombastische Gedichte!“ —

Ja, mein Freund, es pocht der Wälsche
Gern auf alten Geistesadel;
Doch er ist nur groß im Selbstlob,
Nicht in fremden Volkes Tadel:

Aus den schmetterndsten Posaunen
Schleudert er des Preises Psalme;
Aber in der Kunst des Schimpfens,
Hermannsenkel, nimm die Palme!

**Befähigung.**

Gold'ne Mondesstrahlen schmiegen
Sich wie Öl ins Meer, ins wilde,
Seine Fluten ruh'n und wiegen
Leise sich im Monnetraum.
Also schmiegt vor deinem Bilde,
Sternengleich emporgestiegen,
Ebbend sich in reiner Milde
Meiner Herzengrave Schaum.

Ja, es geht in wüsten Schäumen
 Hoch mir oft des Herzens Welle,
 Bis, gelockt von Götterträumen,
 fern zu dir mein Sehnen schifft:
 Bis mein Auge, liebeshelle,
 Schweifend über weiten Räumen,
 Endlich doch die traute Stelle
 Seiner liebsten Ruhe trifft;

Lächelnd, mit dem Demantschilde
 Deines Reizes, froh zu siegen,
 Nahst du mir, den Busen milde
 Zähmst du mir mit gold'nem Zaum:
 Deines Auges Strahlen schmiegen
 Sich wie Öl ins Herz, ins wilde;
 Seine Fluten ruh'n und wiegen
 Leise sich im Wonnetraum!



O selig.

O selig, wem in stiller Nacht
 Erscheint ein liebes Bild:
 Wie glänzt es hold in Wonnepracht,
 Wie schimmert es so mild!

O wunderhelles Lockengold,
 O Wange, süß erglüht!
 Ist denn die Traute gar so hold,
 Wie nun vor mir sie blüht?

Im Herzen ruhte mir am Tag
 Ihr Bild, ich wußt' es nicht,
 Und nun bei Nachtigallenschlag
 Geht auf das holde Licht:

Es geht mir auf in Liebespracht
Und lächelt mir so mild:
O selig, wem in stiller Nacht
Erscheint ein liebes Bild!



Dämmerstunden.

In diesen Dämmerstunden,
Mein Kind, was willst du thun?
O laß die Kerze rasten,
O laß die Ampel ruh'n!

O diese Dämmerstunden,
Ich liebe sie so sehr!
Wenn wir uns nur gefunden,
Mein Kind, was willst du mehr?

So ruhend Herz an Herzen,
Was frag' ich nach dem Licht?
Die Lampen und die Kerzen
Erfand die Liebe nicht.

Im Dunkeln schleicht Cupido,
Das flügelschnelle Kind:
Da ist er ohne Binde,
Was er so gerne: blind.



Bergesquellen.

Steil hin windet der Pfad sich am grünenden Hange des Bergwalds,
Der bis zu schwindelnden Graten die sausenden Wipfel hinanreicht,

Während im Thal ihm zur Seite der breite, der sonnige
Strom glänzt.

Hier nun aber und dort springt nieder vom Haupte des
Berges

Jauchzend ein silberner Quell, tanzt über die Felsen und
rieselt

Quer mir über den Weg, dem Strom zu drunten im Thal-
grund.

Alle sie lieb' ich und grüße sie all', und sie laben mich alle.
Und ich lag're mich stets und schlürfe das liebliche Nass ein,
Blicke zum spiegelnden Grund, wo Kieselchen blitzen, und
lausche

Träumend dem Märchengeplauder der Flut. Und die Gabe
des Bergquells

Lockt und labet und röhrt wie lebendige Güte das Herz
mir:

Blümlein blühen um ihn, wo er anwogt, Vögelchen setzen
Sich auf die Steine des Rands, und singen ihm Lieder in
Fülle.

Ich auch preis' ihn vergnügt: nie sei's, daß ein Sänger an
Holdem

Unfroniß gehe vorbei; nie sei's, daß, wenn er am Wege
Liebes erfahren, zuletzt er fürbaß wand're gesanglos.

*

Distichen.

I.

Die Meernixen.

Reizende Mädchen gebierst du, doch halbe nur, leuchtende
Meerflut!

Lieblich von oben, doch ach, unten ein häßlicher Fisch!

Hegst auch du nur verstümmelt das göttliche Wunder der Schönheit?

Ein vollendetes Weib zeigt auch die Erde mir nicht.



II.

Die Sinne.

Wahrlich, der Sinn des Gefühls ist der undankbarste von allen,
Besser ist Auge und Ohr seiner Genüsse gedenk:
Wie dein Küßchen geschmeckt, ich vergaß es, aber ich sehe
Stets dein Mündchen noch rot, höre noch, wie du
geschmolzt.



III.

Der Falter.

Hab' ich dich, schillernder Gaukler? Vergebens der fittige Goldstaub
Streu'st du zum Opfer. Du hebst? Halt' ich und spieße dich nun?
Nein, zieh' hin und erfreu' dich der himmlischen Lüfte des Lebens:
Heilig, du Flatterer, ist alles Geflügelte mir!

IV.

Beseeltes.

Wären beseelt die Gestirne, die kreisenden Welten im Äther,
Nicht Jahrtausende lang zögen so still sie die Bahm!
Dauernd ja lebt nur, was seelos lebt, doch dort, wo ein
Herzschlag
Pocht und strebet, o wie lebt es sich müde so bald!



V.

Amors Bogen.

Amor, leih' mir den Bogen, so rief ich, auf daß an den
Herzen
Ich mich räche, die nie liebend erglühen mit mir.
Amor lächelt' und gab mir den Bogen — ach, ohne den
Körper:
Doch ich besaifete ihn, brauche als Leier ihn jetzt.
Und nun mächtig entchwirrt, gleich Amors Pfeile, der
Klang auch:
Tief ins lauschende Herz trifft er mit Liebesgewalt.



VI.

Schauen und Schaffen.

Blicke zum Himmel empor, bis die goldenen Pforten sich
aufthun,
Und dir in göttlichem Licht thronend erscheint die Idee;
Doch dann senke den Blick, und hast du geschauet, so
schaffe!
Schauen und Schaffen, es ist menschlicher Doppelberuf.



VII.

An L.

Zart wohl bist du und hold, doch welche Geschicke bestimmt
find

Mir, dem Entflammten, verrät sprechend der spöttische Zug,
Welcher in deines Gesichts süßlockende Reize sich eindrängt,
Wie in die Mondnachtreiñ' holder Chariten der Faun.



VIII.

Totes und Lebendiges.

Marmorgebild' voll Leben und Reiz, ich flüchte zu dir mich:
Steine, sie leben — und tot grinst das Lebend'ge mich an!



IX.

Zerplatzung.

Schmerzlich ist mir das Herz, und schmerzlich die Liebe
zerplatzt,
Schmerzlich zerplatzt sich mir in Epigramme das Lied.



X.

Mein Herz.

Sei, mein Herz, wie der Nar, der, den Pfeil im Herzen,
sich losreißt
Von den Gebirgen, und aufwärts ins Unendliche steigt:
Einsam, siehe, verblutet er trostigen Sinnes im Äther,
Und in der Sonne zuletzt sucht er das flammende Grab.



XI.

Hafis.

Hafis liebte die Rosen, und weil er sie liebte, begriff er
Ganz ihr Wesen; sie blüh'n dankbar ihm über dem Grab:
Seele der Rose, du lebst in den weichen Gesängen des
Dichters,
Ruhe dafür sein Geist schwebend in Rosengedüft.



XII.

An Pauline.

Verslein schreibst du an mich, mein Liebchen, und, traun,
es freut mich
herzlich, doch es umschwebt Sorge zugleich mir das Haupt.
Groß im Liede war ich, mit der goldenen Lyra gewann ich
Dich, und es fesseltest du mich mit der Reize Gewalt.
Aber sofern du nunmehr auch zum Sangwettstreite dich rüstest,
Ach, wie nah' ich mich dann, doppelte Siegerin, dir?
Sage mir nicht, mein Kind, du wollest vom Throne des
Lieds nicht
Stoßen den Freund, und nur, müßiger Stunden Gefühl
Kündend im Spiele des Reims, mit erfreulicher Liebes-
gewißheit
Zart ihn laben und sanft trösten des Ängstlichen Herz.
Wähnst du mit Versen mich nun, o schelmische kleine
Kokette,
Weil ich in Prosa dir nichts glaube, zu fangen? o nein!
Siehe, nun zweifl' ich erst recht; denn vieles erdichten die
Dichter,
Dichtung sind wie der Reim auch die Empfindungen oft.
Küsse mich, liebliches Kind! denn küßt dein Mund mich, da
glaub' ich
Ihm, doch redet er, ist's Rauch mir und lustiger Hauch.
Doch schon gefährlicher spielt sich das redegewandte, das
Mündchen,

Und kampflustiger giebst Wort du um Wort mir zurück:
„Spötter! vergißt du so ganz, wie gerne das Liebchen des
Reiters

Streichelt das mähnige Roß, und das gewaltige Schwert
Wieget und prüft in der Hand? Und es dürfte das
Liebchen des Dichters

Nimmer der Lyra sich nah'n, und dem geflügelten Roß?“ —
Schelmin! so weißt du zuletzt doch recht zu behalten! Und
dennoch

Quält mir die Sorge das Herz. Soll ich zufrieden es seh'n,
Wenn, statt traulich zu kosen mit mir, in die Saiten der
Lyra,

Die ich zur Seite gestellt, du, fürwitzige, greifst?
Wenn das geflügelte Roß, das abseits ruht, du mit fecken
Füßchen besteigst und hinweg über die Berge mir fliegst?



XIII.

Die Rosen des Nords.

Rosen-Entblätterer Nord, zum Ersatz auf die Wangen des
Mädchen

Hauchst du nun frische — der West, traum, bringt schönere kaum!



XIV.

Trost.

Sehnsucht fühl' ich und Schmerz, und alle die Freuden sind
ferne,

Aber verzage darum nicht, du verlangendes Herz!

Darf ich doch farbige Blumen noch schau'n und den leuchtenden Äther!

Nichts verlor, wer noch trinkt, atmend, das rosige Licht.



XV.

Seligstes.

Selig, welcher das Herz hingiebt an das All, und der Schönheit
Ewigemilde den Sinn' stille betrachtend, geweiht.

Seliger doch, wem das Schöne versteckenden Glicke entgegen
Tritt, wer liebend ans Herz drücken ein Göttliches darf!



XVI.

Grabschrift.

Der ich der Liebe Panier entrollt und gedeutet der Rose
Purpursschrift, und das Reich seliger Schöne gehänt,
ferne von Lieb' und Freude, des Glückes jungfräulicher Herold,
Einsam lebt' ich, und früh ging ich den düsteren Weg.



XVII.

Der Tröster.

„Hör' mein freundliches Wort! ich möchte von lastender Trauer
Gern dich erlösen, dir Trost gießen ins Duldergemüt!“ —
Tröster verlangst du zu sein mir, o Freund? Dann laß mir
die Trauer!

Siehe, die Trauer, sie ist Trauernden einziger Trost.



XVIII.

Quell des Gesanges.

Oft schon hört' ich das Wort, aus dem Leid nur quelle die
Dichtkunst
Nimmer! die Wonne nur ist ewig ihr einziger Quell.
Selbst wo gänzlich sie scheint aus dem bittersten Leid zu ent-
springen,
Quillt sie in Wahrheit doch nur aus der Wonne des Leids.



Die Sonnenblume.

Tieffümige Sonnenblume, du neigst
 Das feurigbrütende Haupt so gedankenschwer,
 So sonnetrunken! Wenn unbestritten die Rose hold ist,
 So spricht doch schon zum Herzen geheimnisvoller
 Ein Lilienkelch, und Urtiefen des Geistes regt
 Hilianthos auf, der mystische Sonnen Spiegel,
 In welchem das schreckbar-funkelnde Heliosbild,
 Wiedergeboren in florens Reich,
 Als Blumenantlitz lächelt, und seine Glut
 Zu gold'ner Farbenmilde gedämpft hat.

Denn wo es glüht, das heilige Licht, da trägt's
 Kein sterblich Aug', und so blüht es lieber
 Am Wege still in Zeichen und Bildern,
 Vor welchen dem Wandernden
 Das Herz aufgeht, und selbst
 Die Alltagsseele zuweilen geheim
 Bewegt wird; was muß erst geschehen dem Dichter?



Mit den Sternen.

Mit den Sternen kehrt die Liebe,
 Kehrt die Sehnsucht neu zurück:
 Walte denn mit sel'gem Triebe,
 Hohen Drauges Geisterglück!

Mir im Herzen selig walte,
 Zauberbann der dunklen Nacht,
 Und geheimnisvoll entfalte
 Deines Zwanges holde Macht!

Bringst du, Nacht, dem Himmel Sterne,
 Perlentau der Rose jung,
 Giebst du Schwingen in die ferne
 Mir zu hoher Liebe Schwung.

Schwand auch in des Tags Getriebe
 Mir der Seele schmerzlich Glück,
 Mit den Sternen kehrt die Liebe,
 Kehrt die Sehnsucht neu zurück.



Im frühling.

Die Blumen sind aufgegangen,
 Krystallen glänzt der See:
 Dies Blüh'n und Leuchten und Prangen
 Thut meinem Herzen weh!

Ich wollte, Winter bliebe,
 Und die Blumen wachten nicht auf,
 Bis Glück mir blühet und Liebe
 Zu wannigem Lebenslauf!



Mund und Auge.

Lächeln ist des Mundes Sache,
 Amt der Augen ist's zu weinen;
 Aber Aug' und Lippe stehen
 Sich zu nah', so will mir scheinen.

Oft, wenn ich mein Liebchen küßte,
 Pressend ihre Lippen hold,
 Ist uns eine bitt're Thräne
 In den süßen Kuß gerollt.



Lebenslied.

○ himmlische Wonne des Lebens,
Urewig blühend und hold,
Hoch über der Öde des Abgrunds
Hältst du dein Banner entrollt,
Und strömst im Glanze der Sonnen,
Im rosigem Lichte des Seins
Mit dunklen Todeswonnen
Geheimnisvoll in eins!

○ holdes Wiegen und Wallen,
○ sel'ges Streben und Ruh'n!
○ jauchzendes Steigen und Fallen,
○ süßes Träumen und Thun!
○ du schimmernde Lebenshelle,
○ du selige Todesnacht —
Auf wechselnder Daseinswelle
Wie faß' ich alle die Pracht?

Ich möchte wounig gerne
In jeder Blume blüh'n,
Ich möcht' in jedem Sterne
Des Himmels selig glüh'n;
Auf den Schwingen jedes falters
Möcht' ich gaukeln durchs blumige Grün,
Und im Wirbel des Lerchenpsalters
Hinsterben in Melodie'n.

Ich möchte mit allen Wellen
Mich herauschen im Sonnenglanz,
Und in Schaumesfunken zerschellen
Im jauchzenden Sturmestanz.
Ich möchte mit allen Gewittern
Hinzieh'n über Berg und Thal,
Und mit jeder Eiche zersplittern,
Die berührt der himmlische Strahl.

O flössen in mir zusammen
 Die Ströme des Lebens all —
 Um, vereint in seligen Flammen
 Aufsprühend allzumal,
 Das süße Leben zu trinken
 Im goldenen Morgenrot,
 Und vereint in den Schoß zu sinken
 Dem noch viel süßeren Tod.



Stimme der Wahrheit.

Und spräche Wahrheit laut wie Donnerwetter,
 Und hätte sie des Sturmwind's eh'rne Lungen,
 Und des Kanonenschlunds metall'ne Zungen,
 Und der Posaune kräftiges Geschmetter,
 Und wär' der Meerschwall selber ihr Trompeter,
 Vom Tagslärm würde doch ihr Wort verschlungen,
 Vom schrillen Chor des Blödsinns überklungen
 Und von des Hasses kleinlichem Gezeter.

Nur merke dies: kurzatmig ist die Narrheit:
 Wie laut des Blödsinns Chor mag jubilieren,
 Ermatten muß doch endlich sein Gedröhne.

Doch einen langen Atem hat die Wahrheit:
 Ihr Wort, es klingt in seiner stillen Schöne
 Geruhig fort, bestimmt, zu triumphieren.



Sonett des Pädagogen.

Es war doch schön, wie wir beisammen saßen
 So Tag für Tag — o welche Zeit mir war es! —
 Kühl sollt' ich schau'n, ach, in dein Aug', dein klares,
 Und wußte mich doch eben kaum zu fassen.

Elektrisch knisterten die Faltenmassen
 Der Seide, die du trugst; die Pracht des Haares
 Umwallte dich, ausging ein wunderbares
 Aroma von dir — wer bliebe da gelassen?

Anständigst ferne standen uns're Stühle:
 Die schönste Stunde dir und mir verbittern
 Mußt' ich docierend mit erzwung'ner Kühle.

Doch oftmals ging ein Flügelschlag, ein Wittern
 So zwischen uns, daß drückend ward die Schwüle
 Der Luft, die Stimme mir begann zu zittern.



Rosensymbol.

„Soll ich trau'n der flücht'gen Rose, die du mir zum Pfande
 giebst,

Zum Symbol für wandellose Glut und ew'ge Bande giebst?
 flüchtig ist die holde Blume: nicht wie Rosentriebe blüh'n,
 Ewig muß im Heiligtume deiner Brust die Liebe glüh'n!"

Schilt mir nicht die flücht'ge Rose, nimm sie nur zum
 Pfande hin!

Deutet alles Dauerlose nicht auf Geisterbande hin?
 Weiß die Liebe nicht, die voll ist von dem Überschwänglichen,
 Daß das flücht'ge stets eines Unvergänglichen?



König Moor.

Nächtlich um des Schlosses Zinnen
 Streichen Lüste, weich und lind.
 Ei, was kommen sie gezogen?
 Hinter off'nem Fensterbogen
 Schläft ein wunderschönes Kind.

Purpur'n glüh'n der Wange Dolden:
 Sternlein ins Gemach der Holden
 Gližern noch einmal so golden,
 Und es guckt der Mond sich blind.

Rührend schöne Jugendblüte,
 Wahre, wahre deine Pracht!
 Blume, dran ein Gott sich freute,
 Wird des ersten Unholds Beute,
 Der heranschleicht keck und sacht.
 Böse Macht wirkt unbegrenzter
 Jetzt zur Stunde der Gespenster:
 Schließ', o Mädchen, schließ' die Fenster,
 Menschenfeindlich ist die Nacht.

Fernhin in des Schlosses Gründen
 Liegt gedehnt ein weites Moor.
 Seltsamlich zu dieser Stunde
 Drunten überm feuchten Grunde
 flutet, ebbt der Nebelstlor.
 Aber siehe, was bewegt sich,
 Was verdichtet, formt und regt sich,
 Siehe, sieh', was hebt und streckt sich
 Langsam riesenhaft empor?

Zu des Mägdleins Kammier dehnet
 Sich's hinan in Mondes Schein.
 Draußen steht es jeþo lüstern,
 Wiegend leise Winde flüstern,
 Tiefer träumt das Jungfräulein.
 Und aus trüben Nebelschleiern
 Schaut der keckste von den Freiern,
 Schaut mit Augen, trüb' und bleiern,
 Durch die Fenster trüb' hinein.

O du reine Jugendblüte,
 Mahnt dich denn kein Gott im Traum?
 Enger zieht an sich der Buhle,
 Ach, der Buhle aus dem Pfuhle,
 Seines Mantels feuchten Saum.
 Weh' es schlüpft durchs leichte Gitter
 König Moor, der Nebelritter,
 Schmiegt sich bei des Monds Geslitter
 In den holderwärmten Raum;

Schmiegt sich an das warme Leben,
 Unterm seid'nen Baldachin:
 O wie wohl thut ihm die Schwüle,
 Während draußen sonst der kühle
 Mond ihm durch die Glieder schien,
 Winde sich an ihm ergötzen,
 Ihm den dünnen Leib zerfetzten
 Und ihn nächtlich spielend hezten
 Durch den weiten Himmel hin.

Spät aus tiefen, tiefen Träumen
 Weckt die Maid der helle Tag.
 Ei, was sind so schwer die Lider?
 Frösteln läuft durch ihre Glieder,
 Rascher geht der Pulse Schlag.
 Wüste Nacht, sie hat geendet;
 Doch die Jungfrau, traumverblendet,
 Bleibt der Ungeßtalt verpfändet,
 Die an ihrem Herzen lag.

Fieberhauch zum Gruße sendet
 Er, der ihr den Kranz geraubt.
 Hauche sind's, erst zephyrkühle,
 Mählich aber heiße, schwüle,
 Wie der böse Samum schnaubt.

Wieder nachtet's: durch die Mauern
Um die Kranke geht ein Trauern;
Und es neigt in bangen Schauern
Sich zu ihr manch teures Haupt.

Heller glänzt des nächt'gen Himmels
Öde Sternenherrlichkeit;
Schmachtend, ach, nach holder Feuchte,
Die der Wange Brand verschuechte,
Seufzt die schöne, glüh'nde Maid:
„O wie brenn' ich, dich zu grüßen,
Buhle mein! auf leisen Füßen
Kehr' zurück, mit feuchten Küsſen
Lind're mir dies heiße Leid!“

Wort verstimmt und Atemholen —
Nebel zieht, kein Stern mehr glänzt.
Und der Maid auf leisen Sohlen
Naht ein Engel, der versthölen
Sie mit Lilien fühl bekränzt.
Ampelschein so traurig zittert,
Um das Haus der Nachthauch wittert,
Durch die Fenster, hochumgittert,
Schaut herein das Sumpfgespenst.



Kosmogonie.

Die Wasser grautnen, schrankenlos ergossen,
Kein Eiland noch in ihrem Schoße wiegend;
Da stieg der Gott des Lichts am Himmel siegend
Empor mit seinen gold'nen Flammenrossen.

Es sah die Flut den Himmel aufgeschlossen,
Sehnsucht-entbrannt in ihren Tiefen liegend:
Und sieh'l er senkte sich, zu ihr sich schmiegend,
Und seines Liebesegens Borne flossen.

Wohl riß er los sich aus dem Wonnebunde
 Von ihr — doch sieh', in tausend Blütenländern
 Entstieg der Liebe Frucht dem feuchten Grunde.

Und wie der Sterne Kuß auf Blumenrändern
 Zur Perle wird, blüht jener sel'gen Stunde
 Gedächtnis fort in holden Liebespfändern!



Weltleben und Einsamkeit.

Herzerquickung, lieblichen Lebensanreiz
 Sucht' ich oft, ins Menschengewühl mich stürzend;
 Doch das glücksspur-tastende Fühlhorn muß' ich
 Immer zurückziehn!

Einsamkeit ist bitter — und auf des Lebens
 Bahnen draußen lauert sogleich das Unheil:
 Lauert Schuld und Trug und der Lebensmächte
 Größte: die Thorheit.



An Jadwiga.

Was tönt dein Wort so lieblich meinen Ohren?
 Was folgen stets mir deiner Augen Sterne?
 Ich höre, seh' dich, ach, nur allzu gerne,
 Und bald ist ganz mein Herz an dich verloren.

Es strahlt ein Ideal mir, längst erkoren;
 In ew'ger Liebe such' ich's nah und ferne.
 Will nun dein lockend Aug', daß ich verlerne
 Die Treu', die ich der hohen Braut geschworen?

Fahr' wohl — wozu soll deine Wöh' mir taugen,
 Als aus dem Bronnen deines Augengrundes
 Von süßem Gifte ganz mich vollzusaugen?

Schon allzu lüstern träumt mein Herz, mein wundes,
 Vom sterngestickten Himmel deiner Augen,
 Und von der Rosenknospe deines Mundes.

¶

Dauer und Vergänglichkeit.

Vorüber, sieh',
 Geh'n Jahr um Jahr die Blumen; aber es ist
 Noch immer, die sie bescheint,
 Die alte Sonne, die Sonne, die schon gestrahlt hat
 Über den Gärten des Paradieses.

Aus unerschöpflichen Quellen riunt
 Äonenlang in Strömen das heilige Licht,
 Und über der Erde, der wandelbaren,
 Steht, ewig hehr und erfreulich dem Aug',
 Das Dauernde: steht
 Festgegründet
 Des Äthers Gewölb' und der feurige Sonnendiskus.

Wir unten aber, ach,
 Wir kommen und geh'n! — Wie aber geschieht's,
 Daß oft uns spielende Eichter des Himmels necken,
 Bald hier, bald dort ein Haupt in der Schar treffend,
 Indes wir verdrossen und dumpf,
 Zwecklosem Dasein fluchend,
 Die Pfade zum Orkus hinabsleichen?

Dann kommt das Unwandelbare geheim
 Hernieder, und mit uns, den Vergänglichen, zeugt
 Das Dauernde wieder ein Dauerndes:

Es gräbt der eine geschwind noch
 Mit entgleitendem Meißel in Stein
 Den Himmelstraum, der andere trinkt den seligen Strahl
 Und sinkt dahin und stirbt, aber mit sterbender Hand
 Schreibt er ein unsterbliches Lied.



Herzlose Schönheit.

Kalt und herzlos lächelst du, stolze Schöne!
 Unfruchtbar ist Liebe zu dir, wie Sehnsucht,
 Heiß entbrannt für göttlichen Formenreiz in
 Farben und Marmor!

Flechte nie die Rose sich dir zum Brautkranz!
 Ruh' am Busen nimmer ein teures Haupt dir!
 Und erwählt ein Herz dich, so sei's ein leeres
 Herz, wie das deine!

Nur mein Lied verkünde der fernen Nachwelt
 Deinen Reiz und deiner Gefühle Kaltfinn!
 Statt der Myrten blühe wie mir, so dir auch
 Bitterer Lorbeer!



In sternloser Nacht.

Todesreigen im Lebensglanz, ich seh' deine Kränze flattern:
 Ein Glockenschlag, ein Windeshauch, rasch werden sie dir
 zu Bestattern!
 Mich täuschet es nicht, das große Gespenst, die Welt, in
 unendlicher Öde:
 Ich nah' ihr, ein Hamlet, ich rufe sie an: Nachtwandelnde,
 steh' mir Rede!

Fragwürd'ge Gestalt, wer bist du wohl? von wannen kommst
 du? o sag' es!
 Wie stiegst du herauf aus den Grüften des Nichts in die Dämmerung
 des irdischen Tages?
 Was willst du mir im Reiche des Tods, hellgleißende
 Lebenslüge?
 Was wollt ihr, Himmel und Erde, mir, Lenzblüten und
 Sternenzüge?
 Es spielt das Licht um die Weltengruft, wie der Mond um
 Kreuzgangfenster:
 Von welchem vermoderten Gottesreich sind wir die bleichen
 Geisten?
 *

Klänge und Schmerzen.

Schmerzen, die dich süß bedrängen,
 Die sich selber kaum versteh'n,
 Läßt dein Herz in süßen Klängen
 In des Abends Lüfte weh'n.

Und sie schweben hin und wieder,
 Schweben tönend her und hin,
 Lassen in mein Herz sich nieder,
 Ruh'n und wohnen still darin.

So sind mein nun deine Klänge,
 Mein dein Sehnen und dein Schnierz:
 Dich befreiten die Gesänge,
 Mir zerreißen sie das Herz!



Nächtliches Ungewitter.

Horch, Donner rollen durch die finstere Nacht,
 Und vom Himmel stürzt das rauschende Wasser
 Und schlägt in großen platschenden Tropfen
 Ans hohe Fenster,
 Und grelle Blitze beleuchten
 Mit unerfreulicher Helle
 Das einsame Gemach mir,
 Und ich wälze mich schlaflos auf dem Lager.

Wie unerquicklich, mitternächtigerweile
 So preisgegeben zu sein hinter den hohen, hellen Fenstern
 Dem Donnergeroll, dem Regengeprassel, dem grellen Licht-
 schein!

Glücklicher preis' ich jezo die Tiere des Walds,
 Die draußen unter den breiten Eichbäumen,
 Vergraben ins weiche Moos,
 In Klüsten schlummern oder in Erdhöhlen,
 In hohlen Baumstämmen und unter dichtesten Laubdächern,
 Von Blitzen ungebendet und nichts hörend!
 O diese schlummern friedlich und unbekümmert!
 Heiße, der Sturmwind, der erst wie ein Wolf nur
 Heulte draußen im Feld, nun kommt er
 Hyänengleich und reißt die Entschlummerten
 Empor aus der heiligen Gräberstille des Traums.
 Hu, hu, wie's brüllt
 Und heult und winselt und pfeift! Gespenster flüchten
 Vom Friedhof sich in die Schornsteine,
 Und winnern,
 Und schlagen die dürren Klapperbeine zusammen;
 Denn toll geworden finden sie
 Die sonst so friedliche Mitternacht,
 Und werden selber toll,
 Und hinter ihnen herjagend feucht's
 Und bellt

Wie eine höllische Meute. Vergebens brummt
 Zwölf salbungsvolle Schläge die Turmuhr drein;
 Was will das metall'ne Gebimmel
 Im Brausen der Urgewalten? Laß ab,
 Kirchenglocke, fromme Gevatterin!
 Es will ja doch
 Zu Zeiten sich auch austoben die Hölle.



Natalie.

Da braust sie hin mit feurig stolzen Rossen.
 Beschwingten Zugs, begafft von ihren Rittern,
 Der Glieder Pracht umrauscht von seid'nen Flittern,
 Auf üpp'ge Polster lässig hingegossen.

Was sind der spröden Schönen, glanzumflossen,
 Die Huldigungen, die sie scheu umwittern?
 Nicht mehr als Veilchen, die mit leisem Zittern
 In ihrer Räder Spur am Wege sprossen.

Ahm nahgedrängten Schwarm gezieter Faunen
 Verdrossen gleitet ab ihr Blick in Eile:
 Die Glanzumstrahlte seufzt in trüben Lannen.

O vielbeneidet Ziel der Liebespfeile,
 Mein Los, umsonst dich sehnd anstaunen,
 Ist sel'ger doch als deine Langeweile!



Winterlied.

O Erde, schöne Sünderin
 Im weißen Büßerkleid,
 Nun büßest du die Sünden
 Der grünen Sommerzeit!

für jeden Sommersonnenstrahl,
 So traut und liebeheiß,
 Bohrt jetzt ins Herz der Winter
 Dir einen Speer von Eis.

für jedes Liebeswort, das dir
 Der West gerauscht ins Ohr,
 Schnaubt eine Buhsepredigt
 Dir jetzt der Winde Chor.

für jede Blüte, die du trugst
 An Baum und Strand mit Lust,
 Wirft eine kalte Flocke
 Der Nord dir an die Brust.

Der Lenz, der flücht'ge Buhle deim —
 Von all' dem süßen Glück,
 Den tausend Liebespfändern,
 Was ließ er dir zurück?

Er ging und ließ dich nackt und bloß,
 Und, neuer Liebe froh,
 Fern bei den Antipoden
 Wohl schwärmt er irgendwo.

O Erde, schöne Sünderin,
 Im weißen Büßerkleid,
 Wie büßest du die Sünden
 Der grünen Sommerzeit!

Wie oft, du schöne Sünderin,
 Hast du schon so gebüßt!
 Und hast den flücht'gen Buhlen
 Doch wiederum gefüßt!

So oft der Buhle wiederkehrt,
 Der junge Liebesthor,
 Bist du die alte Thörin
 Und freibst es wie zuvor!

Venedig 1856.

I.

Siehe, nun hast du das Meer und die Stadt und die
wonnigen Inseln,

Alles nun hast du, o Herz, was du so lang dir ersehnt!
Prangend begrüßen sie dich, San Marcos Pforten und
Sinnen,

Ernst, doch eigen und reich, fesseln sie lange den Blick.
Neugier aber befügelt den Schritt. Schon gleit' ich auf
schwankter

Gondel des breiten Kanals flüssige Pfade hinab.

Silbern hebst, o Salute, das mächtige Kuppelgewölb' du:
Nicht einsam — du beginnst hohen und herrlichen
Reih'n.

Hei, wie tauchen sie rings aus grünlicher Woge, die stolzen
Palästfronten, der Kunst ewige Wunder, empor!
Säul' an Säule raget hinan, romanischen Halbrunds
Ruhige Linie gesellt gotischem Schwunge sich hold.
Reizvoll lächelt Cadoro dem Blick, und Pesaros Prachtbau,
Siegend bestrickst du den Sinn, Vendramin, Perle der
Kunst!

Doch es bewältigt Fülle den Blick. Wer zählte die hohen
Marmorschwellen, die grüngoldig die Woge bespült?
Aber es spiegelt im Meer sich die scheidende Sonne mit
ihnen,

Dämm'riger Schleier umwallt Sinnen und Säulen
umher.

Langsam gleitet die Barke dahin. Was blickt ihr so düster
Nun, ihr Paläste, mich an? Du, o geruhige Flut,
Sage, was stimmst du gemach stillflüsternden Klagesang an?
Ach, ich kenne dich wohl, ewiges düsteres Lied!

Von dem zerfetzten Panier, vom zersplitterten Scepter der
Macht weht
Kunde wie Seufzergetön mir auch ans fühlende Herz.

Doch was dämmert so hell fernher vom Osten herüber?
 Goldene Ströme des Lichts regnen hernieder, es grüßt
 Stadt und Lagune den Mondaufgang, und prächtig ent-
 schleiert
 Sich Venezias Reiz wieder in wonnigem Glanz.
 Ja, ob die Herrschergewalt auch schwand und gold'nen
 Besitzes
 Blinkende Fülle versank — Schönheit blühet noch hier:
 Hoch aus den Trümmern der Macht, aus zerstiebender
 Asche des Mammons
 Hebt sie mit ewigen Reiz siegend und heiter die Stirn!
 Die einen flüchtigen Schein ihr die Schönheit scheltet, die
 Künste
 Müßiges Spiel nur, o seht Hellas, Venedig und Rom:
 Lang' schon starben sie hin, und zerbrockelt nun rosten die
 gold'nen
 Machtdiademe, die stolz ihnen die Hämpter geschmückt;
 Aber ihr Leichnam hält in der Hand, der erstarren, noch
 blühend
 frisch, die spielend sie einst pflückten, die Blume der
 Kunst!

II.

Reißen sich Rhythmen mir los von den Tempeln umher und
 den Sinnen?
 Haucht pindarisches Maß griechisches Säulengebälf?
 Ja, hier klingen die Wogen, es klingen die Lüfte von
 Rhythmen;
 Rhythmen sie regen sich nun frisch in der Seele mir selbst.
 Klangfroh schäumt sie aufs neue, die Woge des Herzens,
 bewegt auf,
 Die mir so lang' in des Leids frostigem Banne geruht!
 So einst war ich beglückt, als ich trunken auf Bergen der
 Heimat
 Schweiße, der Liebe, des Ruhms Bilder in pochender Brust,

Oder im Grunde des Thals, zu herauschenden Träumen
der Zukunft

Unter die Föhren ins Moos schmiegte das lockige Haupt.
Ach, wo schwanden sie hin, die beglückenden, flammen-
geborenen

Ströme, die wild in der Brust dort mir gewogt und
gerauscht?

Holde Begeist'rungen, ach, ich wähnt' euch ewig und
ließ euch

Ebben, und leise wie Schaum schwandet und starbt
ihr zuletzt.

Doch, noch wallt um die Stirn mir in flatternder Locke die
Jugend;

Mut! ein Genius streift wieder im Flug mir das Haupt!



Aspasia.

In deiner Formen Wundern leß' ich gerne,

Im Lippenspurpur, schwarzen Glanz der Haare:

Das sind zu griech'schen Skolien Kommentare,
Daraus ich schönes, sel'ges Leben lerne!

Verbleichen müssen Rosen, Perlen, Sterne,

Der Tropenschätz der Dichtung langer Jahre;

Weil gänzlich neu dein Reiz, der wunderbare,
Ist eine neue Poesie nicht ferne!

Wetteifernd sich entgegen stand in Spaltung

Natur und Kunst. Nun siegt Natur. Gespendet
Hat sie in dir das Höchste der Gestaltung.

Wie läme, solcher Schöne zugewendet,

Nicht jedes Sein zu wonniger Entfaltung?

Wohl ihm, der sich an deiner Brust vollendet!



Im Spiegel.

Die Liebesrede war gemach verklungen,
Wir ruhten Herz an Herz an trauter Stelle!
Und schweigend aus des Selbstvergessens Quelle
Trank' ich, in Träume selig eingesungen!

Da fiel mein Blick, dem Monnetraum entrungen,
Auf eines Spiegels blanke Silberwelle:
Und drin erblickt' ich in Krystall'ner Helle
Mich selbst mit ihr, umschlingend und umschlungen!

An mich geschmiegt sah ich die Blütenflocken
Des Busens, sah der Augen lichte Sonnen,
Und niederwogend ihre schwarzen Locken.

So stand ich, ein Narciß, am Zauberbrunnen
Der Schönheit, und bestaunte, süß erschrocken,
Das sel'ge Wunder meiner Liebeswonnen!



flatternde Locken.

O knüpfe los die langen, gold'nen Flechten,
Und laß sie lieblich flatternd niederhangen!
Viel süßer ist's, mit wildumlockten Wangen
Der Küsse holden Wettkampf auszufechten!

Du zürnst? Wie magst du mit dem Freunde rechten
Um eine Schleife, weichend aufgegangen!
Des Haares Schleifen sind nicht Gürtelpangen;
Und läßt die Locke sich nicht wieder flechten?

O sieh', wie schön du bist — wie reizend fliegen
Die Locken jetzt um deine Lilienglieder,
Um sich zuletzt in deinen Schoß zu schmiegen!

Die Liebesgötter nah'n im Glanzgefieder,
Auf diesen gold'nen Seilen sich zu wiegen
Und klettern lustig spielend auf und nieder!



Norditalische Reisesonette.

I.

Venezia.

Aufstauchen sie, die meerumrauschten Sinnen,
Zähllos wie Zäcken eines Riesenspeeres;
Die gold'ne Zauberstadt im Schoß des Meeres,
Sie muß das sprödeste Gemüt gewinnen!

San Marco hält das süßberauschte Sinnen
Des Nachts im Banne seines Flammenheeres;
Leicht wird ein schweres Herz und voll ein leeres,
Und jeden überkommt ein selig Minnen.

Hier han'n mit Recht sich, froh des gold'nen Traumes,
Poet'sche Wandervögel ihre Nester,
Gleichwie im Schatten eines Wunderbaumes.

Bist nicht umsonst der Aphrodite Schwester,
Venezia, gleich ihr ein Kind des Schaumes:
Denn wer dir naht, den hältst du täglich fester!



II.

Die Lagunenbrücke.

O Wunderbrücke, die in Meeresmitte
 Des Dampfes Rosse donnernd überfliegen,
 Bist du, gefügt von Götterhand, entstiegen
 Dem Zauberreich der blauen Amphitrite?

Die Woge seufzt, als ob ungern sie litte,
 Daß sich auf ihr die schweren Joche wiegen:
 Ha, Stolze, mußtest du dich endlich schmiegen,
 Und setzt ein Sieger dir aufs Haupt die Tritte?

Nicht die bezwangen dich, die dich erwählten
 Zum Wohnsitz, trauend dir und ihrem Glücke,
 Nicht jene Dogen, die sich dir vermahlten,

Noch der den Markuslöwen hieb in Stücke:
 Die Hände thaten's erst, die ungezählten,
 Die auf dich legten diese Riesenbrücke!

III.

Torello.

Du bist das liebste mir der Meereilande,
 Die in Venedigs Golf ihr Haupt erheben,
 Soviel der Woge mutterzärtlich Leben
 Umheget mit saphirnem Liebesbande.

Trägt mich entlang an deinem Blütenstrande
 Die Gondel, wo Granaten blüh'n und Reben,
 Da dünkt' ich als ein Falter mir zu schweben
 Auf einer Zauberblume gold'nem Rande.

Du träumst so süß in blauer Wellenwiege,
 Und ich in dir, wenn traulich, schmerzenthoben,
 Mein Haupt ich unter deine Blumen schmiege.

Dein Blütentraum ist's, dessen sel'ges Toben,
 Indes im hohen Gras ich sinnend liege,
 Durchs Herz mir weht und klingend jaucht nach oben.

IV.

Monte Berico in Vicenza.

Vicenza! Schönheitszauber, nicht zu sagen,
 Durchwaltet deine Gassen, deine Räume;
 Hier lockt mich's wundersam, auf daß ich säume,
 In holde Bande fühl' ich mich geschlagen.

Wie edel rings die Prachtäle ragen,
 Palladios steingeword'ne Griechenträume!
 Olympisch heiter wandl' ich. Unter Bäume
 Den Berg hinan fühl' ich mich wie getragen.

Da glänzt die Perle nordital'scher Lande
 Auf gold'ner Au, wo Grün und Blüten regnen,
 Im Kranz der Höh'n mit dämmerblauem Rande.

Und wie im Überfluß mich zu segnen,
 Muß von des Bachiglione grünem Strand'e
 Mir noch die Rabenlockigste begegnen!

V.

Villa Giusti in Verona.

Ich sah, Verona, dich von deinen Brücken.
 Reizprangend, unter mir die Flut, die schnelle;
 Doch herrlicher von dieser trauten Stelle,
 Wo Rosen und Eppressen mich entzücken.

Schön bist du, doch du wolltest dich nicht schmücken
 Bloß mit Palästen, Grün und Stromeswelle;
 Den Mauerkranz der Zinnen und Kastelle
 Wollst' st, ernste Jungfrau, dir aufs Haupt du drücken.

Daß Sammiche li Herrliches vollbringe,
 Berührt' ihn, als er ruht' in tiefem Sinnen,
 Der Römeraar mit seiner mächt'gen Schwinge:
 Der, ob auch die Jahrhunderte verrinnen,
 Auf der A rena steingetürmt Ringe
 Noch sitzt, und nächtlich kreist um ihre Zinnen.



Macht der Minne.

Ach, wer mag's dem Herzen wehren,
 Holdes ewig zu begehrn,
 Liebem ewig nachzutrachten,
 Für ein süßes Bild zu schmachten,
 Wie in sel'gem Traum zu leben,
 Seel' um Seele hinzugeben,
 Unvermerkt sich einzuspinnen
 In ein unbezwinglich Minnen!

Macht der Minne, wunderbare,
 Wie viel hochberühmte Paare
 Mußten lebend dir sich beugen,
 Mußten sterbend von dir zeugen!
 Wie viel Herzen, glutdurchlodert,
 Sind gebrochen, sind vermodert!
 Drunten jetzt in langen Reihen
 Schlummern sie, die Vielgetreuen.

Zahllos sind sie, die zusammen
 Durch die Wellen, durch die Flammen
 Singen und mit Blut die Worte
 An des Hades eh'rne Pforte
 Zeichneten in süßer Trauer:
 Wild, o Tod, sind deine Schauer,
 Stark, o Leben, deine Triebe,
 Aber stärker ist die Liebe.



Die Brücke.

Über die Klüfte weg
 Baut sich die Liebe
 Nächtlich den gold'nen Steg,
 Schönste zu dir!

Mitten im nächt'gen Graus
 Fördern die Triebe
 Selig des Wunderbaus
 Prangende Zier!

Sehnsucht, sie legt den Grund,
 Sie, die so offen
 Auch aus geschlossenem Mund
 Immer dich ruft!
 Über die Wölbung spannt
 Mächtiges Hoffen
 Mutig von Rand zu Rand
 Über die Kluft!

Schmelzende Herzensglut
 Eint das Gefüge,
 Wagender Liebesmut
 Kittet es fest.
 Über daß wunderbar
 Ganz es genüge,
 Zaubert der Träume Schar
 Leise den Rest!

So über Klüfte weg
 Baut sich die Liebe
 Nächtlich den gold'nen Steg,
 Schönste, zu dir!
 Mitten im nächt'gen Graus
 Fördern die Triebe
 Selig des Wunderbaus
 Prangende Zier!

Böse Tage.

O, Tage giebt's, so traurig und so bleiern,
 Wo über uns die bunten Prachtcoulissen
 Der Weltenscene hängen wie verschlissen
 Und wie beträufst von trüben Nebelschleieren.

Ruf' nicht die guten Geister dann: sie feiern,
 Der Lethargie durch kein Gebet entrissen,
 Und die Natur, sonst holden Trosts beslossen,
 Sie brütet wie auf Basiliskeneiern.

Geh' nicht in solcher Zeit zum Musensitz,
 Noch auch zum Lieb': beschnitten wirst du sehen
 Die Flügel deinem Mute, deinem Witze.

Nur eines hilft: beug' ohne Klag' und Flehen
 Das Haupt und fass' ins Aug' die Nasenspitze
 Und laß den bösen Tag vorübergehen.



Brindisi.

Schäumende Becher, o Kind, der berauschenen Liebe Ge-
 nossen

Winken uns. Perlender Flut feurige Geister, sie nah'n,
 Zu uns Glücklichen sich in goldener Stunde gesellend.
 Lebe, was lodert und schäumt! Lebe was gäret und glüht!
 Siehst du den blitzenden Schaum, der tief aus dem Grunde
 des Bechers

Aufwogt, geistig verklärt, jauchzend nach oben sich drängt?
 Schaum ist Geist-Element, Schaum ist aussprudelnder Urgeist,
 Gährender, dem es zu eng wird in der Schranke des Stoffs,
 Der aus tellurischer Schwere heraus, aus des finsteren
 Daseins

Starrender Nacht zu des Lichts sonnigen Bronnen hinauf

Strebt und, selig bewußt, in reinere Ströme des Äthers
Überzumünden sich sehnt. Merk' es denn, Liebste, was hier
Blasen im flüssigen wirft und im Stoffe die Geister entbindet,
Sehnsucht ist's. Du begreifst, was ich dir deute, noch nicht?
Komm ans Fenster und sieh, wie das Meer dem bezaubernden
Mondlicht

Schäumend entgegen sich hebt! Gänzlich in Perlen des Schaums
Möchl' es sich lösen, verflüchtigen ganz, in den ruhigen Glanzstrom
Ewiger Sterne hinaufzittern . . . o merkst du es wohl?
Und so sehn, Geliebte, sich schäumend die Geister des
Weins auch

Überzumünden in uns, daß in dem eigenen Geist
Wir sie verklärend hinauf in höhere Reiche des Lebens
Heben und retten . . . doch wie? Schelmin, du lächelst?
— Vergieb!

Ach, du fassest mich nicht, dein flammendes Aug' nur ver-
steht mich,

Und dein brennender Mund — küssé mich, feuriges Kind!
Siehe, die Geister des Bechers, die dir auf Lippen und Augen
Taumeln — verständnislos nimmer erlößtest du sie;
Aber indem du mich küssest, herüber nun stürzen sie jauchzend
Mir in die Seele: berauscht send' ich in klingendem Hauch
Flammenbeschwingt sie hinauf in ätherische selige Fernen:
So vollenden wir fromm, trinkend, ein Geistergeschick.

*

O verzweifle nicht am Glücke.

O verzweifle nicht am Glücke,
Ob getäuscht auch viel und oft!
Niederschwebt's auf gold'ner Brücke
Plötzlich dir und ungehofft!
Ungerührt von Klagen, Weinen,
Wie's auch lange zögern mag,
Einmal wird es doch erscheinen,
Einmal kommt sein Wonnetag!

Wandle nur auf seinen Spuren:
 Deinem gläubigen Vertrau'n
 Kann's erglühen auf den Fluren,
 Von den Sternen kann es tau'n,
 Aus den Lüsten kann es regnen
 Wie ein fallend Rosenblatt,
 Plötzlich kann es dir begegnen
 Mitten im Gewühl der Stadt.

Wo sich in der Wüste Schweigen
 Ganz dein Mnt verloren glaubt,
 Kann sich's plötzlich zu dir neigen
 Wie ein liebesflüsternd Haupt.
 Wo sich bricht an Kerkermauern
 Der Verzweiflung banges Fleh'n,
 Kann es dir mit Monneschauern
 Plötzlich in die Seele weh'n.

Sahst du deine Jugend schwinden
 Und es blieb dir unerfleht,
 Kann dem Mann es Kränze winden:
 Nimmer kommt es ja zu spät.
 Noch den Greis kann es entzücken,
 Und noch in der Todesstund'
 Kann es seinen Kuß dir drücken
 Segnend auf den bleichen Mund.



Auf lichten Rosen gehst du hin.

Auf lichten Rosen gehst du hin,
 Dir winkt der Myrthe Glanz,
 Mir aber flieht sich Rosmarin
 Und Lilie nur zum Kranz!

Doch, wandle' ich auch im Schmerzesjoch
 Und du auf Blumen weich,
 Mein liebend Herz ist sel'ger noch,
 Das deine nicht so reich:

Was könnte wert des deinen sein
 Auf irdischem Gefild'?
 Das meine hegt im gold'nen Schrein
 Dein süßes Wunderbild!



Gondelfahrt.

Wonnig ist's auf blauer Flut,
 Wenn sie spiegeleben
 In des Mondes Glanze ruht,
 In der Gondel schweben;
 Wenn der Sterne gold'nes Bild
 Durch die Woge zittert,
 Und ein Hauch der Liebe mild
 Land und Meer umwittert.

O wie oft im Abendwind,
 Wenn die Sternenhelle
 Leise glühend niederrinnt
 In die Silberwelle,
 Wiegst, o schlanke Gondel, du,
 Strahlenübersponnen,
 Tiefgeheim in guter Ruh'
 Traute Liebeswonnen!

Mir, ach, winkt ein Liebchen nicht,
 Um mit Wonnebeben
 Nachts mit mir in Mondeslicht
 Auf der Flut zu schweben;

Dennoch in der Gondel Sammt
 Schmieg' ich stolz die Glieder,
 Und der Sternenhimmel flammt
 Nicht umsonst hernieder.

Mess' ich doch in Liebesmut
 Tiefen, Höh'n und fernen,
 Kose mit der Meeresflut,
 Kose mit den Sternen:
 Und wie rein des Himmels Bild
 Durch die Woge zittert,
 Fühlt von ew'ger Schöne mild
 Sich mein Herz umwittert.



An eine Harfnerin.

Wenn deine Hand zu wild die Harfe röhret
 Mit raschem Griff, da faßt mich ein Erbeben,
 Mir ist, als würde tief in warmes Leben,
 Tief in ein weiches Herz ein Griff geführet.

Ja, glaub' es nur: verborg'ne Schmerzen schüret
 Dein Fingerdruck; die deiner Harf' entschweben,
 Die gold'nen Klänge, Seufzer sind es eben:
 Sie hat ein Herz, das deine Griffe spüret.

Du weißt nicht, liebes Kind, was es bedeute,
 Wenn eines Herzens Fibern, heiß durchglutet,
 Aufzählt des Schicksals Hand als Schmerzensbeute.

Indes bewundernd, lieblich überflutet
 Vom Strome seiner Melodien, die Leute
 Dasteh'n, nicht glauben können, daß es blutet.



Ihr Herz.

Wen deiner Töne Funkenstaat umstoben,
 Der glaubt aus Feenlanden dich gesendet,
 Und reiht, was Schönstes Reim und Rede spendet,
 Zum Kranze, dich zu rühmen, dich zu loben.

Und wer sein Aug' von fern zu dir erhoben,
 Der staunt dich an, erglüht und steht geblendet
 Und liebt dich, fromm und scheu dir zugewendet,
 Wie man die Engel liebt im Himmel droben.

Doch wem dein schönes Herz sich aufgeschlossen,
 Wer Wochenlang dich schaut' und grüßte täglich,
 Und einen Kuß nur deines Munds genossen:

Der wein' und sterbe, denn er muß unsäglich
 Unglücklich werden, oder glücklich umflossen
 In einem Maß, das Menschen unerträglich.

¤

Eine Totenstadt.

Von versunk'nen Wunderstädten manche dunkle Sage geht,
 Wo die Bürger schmuckvoll wandeln, golden Zinn' an Zinne
 steht;
 Wo hinab ein glücklich Aug' nur in geweihter Stunde schaut,
 Fern dem Strand in ew'ger Öde, wo das Meer am tiefsten
 blau.

Preise, wer sie prangend schaute, preis' er sein beglücktes Los!
 And're Schau war mir beschieden in des Meeres dunklem
 Schoß.

Glücklicher'n erschien Vineta strahlend im krystall'nen Reich —
 Eine Totenstadt erblickt' ich in der Tiefe schreckensbleich.

Was ich schaute, nächtlich gleitend einsam durch der Woge
Schaum,
War's ein Spiel der Phantasie nur, nur ein leerer Dichter-
traum?
War's der dunkle Geist der Ahnung, dessen Schwinge
mich berührt,
Der ein Bild der fernen Zukunft schreckend mir empor-
geführt?

Eine Stadt erblickt' ich, düster, wie ein totes Steingefild';
Nirgends sah ich Herd noch Altar, nirgendwo ein Götterbild;
Nirgends meinem Blick erschienen Turm und Säul' und
Tempelthor,
Rauchgeschwärzt, einförmig ragten Esse nur und Schlot
empor.

Und zu Hauf, wohin ich blickte, sah ich liegen wirr und wüst
Werkgeräte, winzig, riesig, tausendnamiges Gerüst;
Sah, was in Bedarfes Dienste förderte der Geist ans Licht,
Aber seine Gottgeschenke: Lyra, Griffel, sah ich nicht.

Über nacktem Steingerölle sah ich trüb' die Sonne glüh'n,
Und soweit ich sehndig blickte, sah ich keine Rose blüh'n;
Die Natur, die gottgeborene, die erhab'ne Götterbraut,
Dem Despoten des Erwerbes schien sie alternd angetraut.

Wie mit frost'gem Hauche weht' es bis ans tiefste Herz
mich an,
Und gespenstig schien der Ort mir, wie ein öder Kirchhof-
plan;
Fahl und trüb' sah ich das Leben, fahl und trübe wie noch
nie,
Als ein welker Kranz erschien es auf dem Sarg der Poesie.

Und im Kreis die Menschen knieten um ein thönernes Idol,
formlos, goldig außen gleichend, innen seelenlos und hohl,

Eine drahtbewegte Puppe, lenkbar nur durch Schub und Rück,
Gab'nen spendend, nicht aus Liebe, nein, nach einem Feder-
druck.

Ach, ich ahn' es, diesem Gözen fielen Blum' auf Blume hier,
fiel zum Opfer Perl' auf Perle in des Geistes Kronenzier,
Bis erstarrt war alles Leben und verglommen seine Glut,
Und das Meer sich drüber wälzte mit der kalten Todesflut! —

Also schaut' ich's. Angstvoll aufwärts zu der Sterne gold'nem
Kranz
flüchtete mein banger Blick sich, wo noch flammt der ew'ge
Glanz:
Schmerzlich Sinnen in der Seele, nachtumfangen Herz und
Sinn,
Strebt' ich aus der Meeresöde nach dem lichten Strande hin.



Im Sturme.

Hörst du des Meeres krystallene Sirenen,
Die Wogen, ihre nächt'gen Lieder singen?
Siehst du, wie tanzend sie den Reigen schlingen,
Und jauchzend sich mit Schaum-Demanten krönen?
Die Wolken zieh'n, des Strandes Klippen dröhnen,
Der Wald erwacht, und jaucht mit einzuflingen,
Indes, emporgescheucht auf Rabenschwingen,
Der Mondnacht Geister in den Lüften stöhnen.
Dazwischen ist's, als ob sich Stimmen riefen,
Als ob sich liebend Meer und Äther mische,
Die einst vereint in Chaoswogen schließen.
Schaumperlen schickt dem Äther mit Gezische
Die Flut empor, und ihr durchströmt die Tiefen
Sein Lebenshauch mit reiner Lebensfrische.



Verschollene Liebe.

Was nahst du wieder, neu mich zu besiegen

In Liedesklängen, zarte Liebesklage?

Du weckst des Glückes lang' verscholl'ne Frage,

Und Seufzer, die gebannt im Herzen liegen.

In alte Träume mich die Klänge wiegen,

Im Herzen klingt's wie Märchen mir und Sage,

Und aufersteht die Sehnsucht alter Tage,

Mein müdes Haupt an ihre Brust zu schmiegen.

Doch wenn sich sehndend aus die Arme strecken,

Und all' mein Herz ruft: Komm, mein süßes Leben!

Da nah'n sich wirre Bilder, mich zu schrecken.

Ich seh' sie nah'n und wieder mir entschweben,

Mit dunklem Fittich Träume mich bedecken,

Mein Sinn wird trüb', mein Herz erfaßt ein Beben.



Stammbuchblätter.

1. Mahnung.

Sei wie die Goldorange,

Die mit Süßigkeiten beträuft

Den Mund, der sie verwundet!

2. Frauennmund.

Frauennmund ist eine Blume,

Und die Blüte dieser Blume

Ist das Wort: ich liebe dich.



flüchtiges Glück.

Wie ein Sternblick flüchtig die Lilie berührt,
 Die schauernde, leisen Erbebens,
 So unwittert, ach, allzuflüchtig entführt,
 Uns die himmlische Schöne des Lebens.

Ich wandle traurig im Abendschein
 Am stillen Ufer des Stromes,
 Da taut in die Seele mir Feuerwein
 Aus dem Purpur des Ätherdomes.

Ich wandle her, ich wandle hin,
 Und wie golden die Lüfste ziehen,
 Ist die Blume des Glücks mir im trunk'nen Sinn,
 Ein selig Wunder, gediehen.

Da fäßt' ich so gern in ein rauschend Lied
 Dies himmlische Leuchten und Klingen,
 Doch flüchtig ob meinem Haupte zieht
 Die Stunde mit Engelschwingen:

Wie mählich der Purpur des Abends verblüht,
 Und die goldenen Wolken zerrinnen,
 Ist die Flamme des Lieds auf der Lippe verglüht,
 Und im Herzen das felige Minnen!



Das Paradies.

Ausgegangen war ich,
 Zu suchen das verlorene Paradies,
 Die schöne Wunderheimat,
 Das Goldalter,
 Das in Urzeiten geblüht hat
 Und blüh'n muß, so dacht' ich,
 Auf Erden wohl noch irgendwo.

Ich durchmaß aber
 Alle Pfade und fand es nicht.
 Fruchtpüppige Thalgründe durchschritt ich,
 Und fand es nicht.
 Ich setzte mich auf die Schwinge des Adlers,
 Ich durchschiffte den Äther
 Auf silberner Wolkengondel,
 Und fand es nicht.

Da schmiegt' ich müde
 Mein Haupt ins Moos am einsamen Bergquell.
 Wo bist du? fragt' ich flagend.
 Da fing der Bergquell unter mir zu murmeln an:
 „Horch auf, es grüßt dich in rieselnden Wassern!“
 Und ich neigte mich über Blumenkelche:
 Da blüht' es drinnen,
 Herzentzückend,
 In unaussprechlicher Reinheit.
 Und in selige Kindesaugen schaut' ich:
 Da sah ich's lebendig leuchten und lächeln,
 Das Paradies.

. .

Gondoliera.

Komm in die Gondel, Kind, nun die Nacht sich mit Sternen
 beslittert,
 Und hinüber uns lockt Harfengezitter ins Grün
 Seliger Inseln, wo rings im strömenden Golde des Mondes
 Reigen der Freude sich dreh'n, janchzen und klingen und
 sprüh'n.
 Gleiten wir durch des Kanals, der Giudecca Wonnegetümmel?
 Lockt San Lazzaro dich, funkeln im Rosengeheg?
 Winkt dich stillere Lust zu den flüsternden Büschen des Lido,

Wo schlaftrunken bereits einjam die Welle verschäumt?
 Sieh'n wir lieber hinaus, fernhin in die schimmernde Nacht, wo
 Golden Torcello glänzt? — Sage doch Liebchen, wohin
 Schiften auf sterndurchfunkelter Flut wir? Du schweigst?
und das Köpfchen
 Schmiegest du, das müde, mir traut eng an den Busen? und
blickst
 Träumerisch halb, halb schelmisch mich an? — So bleib' es
denn gänzlich
 Unentschieden, wohin heute wir wandern. Wohlan!
 Schließe die Gondel, Kind, und vertrau'n wir uns gütigen
Göttern.
 Hold aneinander geschmiegt, laß mit geruhigem Sinn
 Still uns erwarten, wohin wir gelangen. Tonino, den
Sternen
 Folgend, rudere zu! — Bist du zufrieden, o Kind?
 Schmiege dich traut nur an mich, Süßliebchen! Des Meers
und der Liebe
 Wellen, sie schaukeln uns hold! Hörest du wohl, wie sie
rings
 Rauschen verheißungsvoll? Wer weiß, wohin sie uns tragen?
 Almor steu're, die Flut schwelle der Grazie Hauch!



frauenschöne.

Ausgeht vom Weibe der Reiz,
 Wie von der Harfe der Klang.
 Entzückt, fürs ganze Leben
 An dich reißend das Hold-ertönende,
 Nicht ahnst du, daß dies lockende Klingen,
 Geweckt auf Augenblicke nur
 Vom Hauch der Liebe, der Jugend,
 Bald, ach, verschwebt und nimmst zurücklebt;

Denn einmal nur und flüchtig greift
 Das Göttliche mit leuchtendem Finger
 In ird'schen Daseins Saiten; nur einmal,
 Auf holder Jugend Gipfel, berührt uns
 Des Himmels Anhauch. Im Frührotschein nur entlockt dir,
 O Memnon, Sohn Aurorens, lieblichen Ton
 Ein Strahl von oben.

§

Die Nixen.

Hast du von Nixen gehört, mein Kind, die vor Zeiten im
 Norden
 Blühten, mit goldenem Haar, das sie mit goldenem Kamim
 Kämmten? Sie zeigten aus Gründen sich nicht in der guten
 Gesellschaft,
 Sondern sie hausten in Stromgründen und ruhigen See'n;
 Waren jedoch nicht blöde zumeist, am mind'sten vor jungen
 Rittern, denen sie stets gern sich gefällig erzeigt.
 Treffliche Kinder fürwahr! liebreizend und rosig und ewig
 Jung: nur eines gebrach ihnen, ein Weniges nur,
 Kaum der Erwähnung wert: keiu Seelchen besaßen die
 Guten,
 Aber sie grämten sich drob wenig im leichten Gemüt.
 Abenteuer erlebten sie viel, auch manches Romäncchen
 Spielten mit Sterblichen sie, bis sich ein Lärm'en zuletzt,
 Wie zu erwarten, erhob von besorgten Gesponsen und
 Müttern,
 Die sie als Teufelsgezücht, Töchter der Hölle verschrie'n.
 Drauf entwichen sie still mit traurigem Sinn vor dem
 Bannstrahl
 Schmählichen Rufes, und jetzt sind sie verschollen. Man weiß
 Nicht, ob Buße sie thun, ob alt und grau sie geworden,
 Oder im Stillen sich noch blühenden Lebens erfreu'n.

Und nun klagen die Ritter: „Wie schad' um die Seiten, da Jungfrau'n,
 Urkraftstroßend und frisch, tauchten aus Strömen und See'n,
 Uns zu verführen bemüht. Wann sch'n, wann kosten wir wieder
 Liebliche, frische Natur? Wann, o Himmel, und wo
 Wird in gesünderem Kuß uns wieder, uns traurigen Rittern,
 Stärkender Lebenskost würzige Blüte gereicht?
 Ach, wer ins Leben, ins volle, zu tauchen, ins heilige, reine,
 Sehnend vermeint, er versinkt tauchend in eßlichen Schlamm.
 Schwebst du in frostigen Höh'n und loest dich die Blume
 der Freude,
 Mußt du entsagen, wo nicht, mußt du sie pflücken im Sumpf.
 Und der Gehörnte, der Schaf, der ehemals freundlich
 bemüht war,
 Uns mit gediegener Kost süß zu verlocken, er läßt,
 Öfter geprellt, es sich heut' viel weniger kosten, er steckt uns
 Schnöd' an den Hamen nunmehr ranzigen Köder nur auf!"
 Also klagen sie jezo, die traurigen Rittergemüter,
 Wahrlich zum Mitleid mir, der ich im Schoße dir ruh'n darf,
 o frischestes du von sämtlichen Nixchen, die jemals
 Aus kristallenen See'n, oder aus Strömen getaucht!"



Der Edelstein.

Im Lilienohr der Schönen
 Erlänzt wie Feuerschein
 In lichten Farbenton
 Ein glüh'nder Edelstein.
 Ausprühet mit Gesimmer
 Der Stein die gold'ne Flut:
 Doch kämpft mit seinem Schimmer
 Des schönsten Auges Glut.

Was singt im Stein, was knistert
 Wie Zauberflammen leis' ?
 Was glüht und sprüht und flüstert
 Wie Liebe, lockend heiß ?
 Es lispet hold in Tönen,
 Bestrickend Ohr und Sinn,
 Vom Spender ihr, dem schönen,
 Glutworte der Rubin.

Lauschend den Flüsterstimmen,
 Gesenkt ihr Köpfchen ruht;
 Die lichten Äuglein glimmen —
 Mädchen, sei auf der Hut!
 Dein Aug' und das Geschmeide
 Befehden sich zum Scherz;
 Bald überglüht sie beide
 Dein armes junges Herz.



Sehnsucht nach dem Norden.

Holde Südlandsrose, wie rein im Meer auch
 Sich dein Purpur spiegelt, wie süßen Duft streut,
 Deutschen Eichwalds Brausen, es klingt doch lockend
 Immer im Ohr mir!

Nach dem Rhein hin sehnt sich das Herz mir oftmals,
 Wo sich Waldgrün spiegelt in reiner Stromslut,
 Und die Sage flüstert um weinumfränzte,
 Sonnige Berghöh'n!

Wann, ach, wann wohl werd' ich den Fels der Lurlei
 Schau'n im Mondlicht, wandeln im Harz, im Schwarzwald,
 Fromm den Stätten nah'n, wo des deutschen Geistes
 Helden gewandelt?

Still am Südmeer wandr' ich und streue spielend
 Meiner Rhythmen Kranz in die gold'ne Flut hin,
 Die von Blüteninseln herüber weiche
 Wogen heranrollt.

Birgt auch oft südländische Pracht der Heimat
 Bild mir, ewig taucht es empor und immer
 Geht mir sehnd' wieder das echte, volle,
 Deutsche Gemüt auf!



Morgenfrische.

Lieblich erscheint Hahnenruf und des Tages Unbruch
 Dem Schwermutvollen, der oft aufwachte des Nachts,
 Und den lange genug, so oft er
 Aus kurzem Halbschlummer hob sein leidmüdes Haupt,
 Durchs hohe Fenster
 Die Mitternacht anstarrte mit Augen, schwarz und sternlos:

Nun aber sieht er,
 Aufgehend aus ängstlichem Traum,
 Das junge Grau'n am Fenster,
 Und es zwitschern die Vögel
 Ihr schrilles Morgenlied
 Draußen auf den Dächern,
 Und im Garten säuseln die tanigen Bäume.

Da weitet die Brust sich
 Und atmet auf,
 Denn es ist, als wehten,
 Reinigend, lösend,
 Morgendliche Hauche herein
 Selbst durch geschloss'ne Mauern.

Der schöne Tagesgott
 Kommt immer wieder und zertritt,
 Ein Herausles, schon als lächelndes Kind
 Mit Purpurfüßchen
 Die Drachensaat der Nacht: unfrohe Traumbilder,
 Und alle Geburten des Abgrunds.



Italienisches Lied.

O, wie kann ein feurig Auge
 Wundersam beglücken,
 Tief hinein in Herz und Seele
 Wundersam erfreu'n!
 Ach, warum vermag ich nimmer
 Würdig auszudrücken,
 Welche Wonnen, denk' ich ihrer,
 Sich in meiner Brust erneu'n!

Auf dem schimmernden Balkone
 Stand die Schwarzgelockte,
 Stand die Hohe, Schöne, Schlanke,
 Zauberreizumblüht;
 Und aus ihren Sternenaugen,
 Drin der Himmel wogte,
 Kam es wie der Blitz geschossen,
 Der in Sommernächten sprüh't!

Ach, ich weiß nicht, was sie meinte
 Mit dem Flammenblick?
 War es mehr als flücht'ge Laune,
 Daz sie hold mir zugelacht?
 Eins nur weiß ich, dies nur weiß ich,
 Daz ich schwamm im Glücke,
 Daz ich eine lange Mondnacht
 Einzig nur an sie gedacht!



Die Rose am Meer.

Lieblich blühst du, süße Rose,
 An des Meeres ödem Strand,
 Einsam in des Sturms Getöse
 Auf besonnter Felsenwand;
 Kein beschwingter Falter schaukelt
 Sich auf deiner Krone Saum,
 Nur verloren um dich gaukelt
 Meiner Seele stillster Traum.

Pflückend rett' ich, Reizgeshmüchte,
 Dich, und deine Purpurglut,
 Die so wonnig mich entzückte,
 Send' ich nieder in die Flut:
 Führe schmeichelnd mit Geköse
 Dich ein Zephyr, lind und weich,
 Unverletzt, o süße Rose,
 Durch der Woge grünes Reich!

Nach der sel'gen gold'nen Küste,
 Die mein ahnungsvoller Sinn
 Sehnend oft in Träumen grüßte,
 Süße Rose, strebe hin!
 Weiten Meeres Wellen dringen
 Ja an jeden fernsten Strand,
 Und so werden sie dich bringen
 Auch in jenes Wunderland!

Einer Gefeierten.

Wenn einmal ich an deine Thüre poche,
 Da sitzen, alle Freude mir zu stören,
 Die Schmeichler schon um dich in ganzen Chören:
 Alltagsgeplauder hält mich schnöd' im Joche.

Du ahnst nicht, wie es mir im Busen koque,
 Wie diese Leute mir das Blut empören.
 Mußt du denn ewig andern angehören?
 Hast du für mich kein Stündchen in der Woche?

Wem ein berühmtes Weib den Sinn bezwungen,
 Weh' ihm, bald ist er kläglich aufgerieben,
 Ein franker Mann an Seele, Herz und Lungen!

Wär' jeder Schönen doch ins Herz geschrieben
 Und in der Wiege mahnend zugesungen:
 Bleib' unberührt, o Kind, denn du mußt lieben!



Die Rosenknospen.

Sie wollte traut mir eine Rose reichen,
 Doch keine blühte voll noch in den Hagen;
 Sie aber pflückte Knospen ohne Sagen
 Und gab sie mir als süßer Liebe Zeichen.

Gebroch'nne Knospen, holde Blumenleichen,
 Welkt ihr so früh in gold'nen Lenzestagen?
 Um süßer Liebe Botschaft anzusagen,
 Muß euer junges Rot so bald erbleichen?

Und dennoch preis' ich euch als selig tote:
Wohl habt ihr euch zur Krone nicht geründet
Und seit nicht aufgeglüht im Purpurrote;

Doch hat euch Todeswonne süß entzündet:
Denn selig stirbt, wer als ein Liebesbote
Gesendet ward und Himmelsches verkündet!



Liebe im Schnee.

Eine Ballade.

Sagten zwei Liebende kosend
Auf spätherbstlichem Plan,
Hielten sich bei den Händen,
Blickten sich lächelnd an:
Sagten sich wonnige Dinge
Seligen Angesichts:
Daß es zu wintern beginne,
Davon merkten sie nichts.

Kam am Himmel gezogen
Grauende Wolkenacht:
Und es begannen die weichen
Flocken zu fallen sacht.
„Siehst du, geliebtes Leben,“
Sprach der Liebende traut,
„Wie von Blüten ein Regen
Duftig herniedertaut?“

Und es erstarnten die felder,
Schneelast deckte sie dicht,
Deckte die Liebenden beide,
Aber sie merkten's nicht;

Hielten sich bei den Händen
 Und vergaßen die Zeit,
 Säßen auf ödem Plane,
 Wundersam verschneit.

Und von den fallenden Flocken
 Wölbt' in umfangender Näh
 Über der Liebenden Häuptern
 Sich ein Hügel von Schnee.
 Unergründlich verloren
 War den Menschen die Spur
 Dieses glücklichen Paares
 Auf der verschneiten Flur.

Wiederkehrte der Frühling,
 Und es kamen im Wind
 Hauche geweht, so lieblich,
 Hauche, so süß und lind.
 Woher kamen die Hauche?
 Aus dem Hügel, erhöht
 Über dem Liebespaare,
 Kamen die Hauche geweht.

Und sie schmolzen den Hügel,
 Schmolzen im feld den Schnee,
 Wehten weiter und weiter
 Über den grünen See;
 Streuten Gräser und Blumen
 Bis ins tiefste Thal,
 Weckten in allen Wäldern
 Fröhlichen Liederschall.

Sieh', da saßen die beiden
 Auf dem enteisten Plan,
 Hielten sich bei den Händen,
 Blickten sich lächelnd an.

Sagten sich wonnige Dinge
Seligen Angeleßts:
Daß es Winter gewesen,
Davon wußte sie nichts.

¶

Tausend Küsse.

Tausend Küsse — das sagt sich so leicht; schier jeder berühmt sich

Daß er sie gab und empfing; fälschlich! denn Phrase nur ist's.
Wollt ihr wissen genau, wie von Küszen ein wirkliches
Tausend

Schmeckt? so vernehmt, ich bin's, der es in Wahrheit erprobt.
Sag bei der Liebsten vertraut, ein Küschchen ums andere
heischend;

„Ach, wann hast du genug?“ — „Tausende, Liebchen,
bedarf's!“ —

„Tausende? wirklich? nun hör'! ich gebe dir tausend auf
einmal;

Doch dann ist's dir genug?“ — „Scherzest du, Liebchen?“
— „O nein!“ —

„Nun so fange nur an, mein Kind, hier sitz' ich und harre
Durstig des Honigtaus, der von der Lippe dir träuft!“ —
Während ein Hundert sie nun auf die schwelgenden Lippen
mir drückte,

Schmunzelt' ich heiter, es lacht schwerlich ein Pascha so froh.
Etwas ernster jedoch nach der Hunderte zweitem und drittem
Blick' ich, und sie, rastlos, zählte das vierte mir zu.

„Weißt du, o Kind,“ rief ich, „daß ein wenig bereits mir
die Lippe

Schmerzt?“ — „So bist du es satt? rent es dich, was du
gewünscht?“

„Ach! was denfst du? nur weiter!“ — Und wieder von
Schmäschchen im Takte

Scholl das Gemach, es erklang fast wie das Ticken der Uhr.
Doch als der Hunderte sechstes sich mir auf den Lippen
entladen,

Rief ich aufs neu: „Mein Kind, es wollen die Küsse, die
füßen,

Soll ich es offen gesteh'n, nun schon mich mählich bedünken
Schier wie ein eitles Thun. — Honig ist nimmer darin!“
Jetzo das siebente Hundert, es sprühte herab wie ein Sturzbad
Grausamlich. Doch es ging dies auch vorüber. Da lacht
Plötzlich spottend sie auf: „Du siehst ja aus wie ein frances
Vöglein, welchem der Hanf nicht noch der Zucker bezagt!“
„Posßen!“ versezt' ich, gezwungen noch lachend und einiger-
maßen

Grimmig. „Gedulde dich, Herz,“ rief sie, „das achte
beginnt!“ —

Ach, nach dem achten, da saß ich nicht mehr da wie ein
fattes

Vöglein, nein, wie ein Mann, welchen der Scherer des Barts
Schäumig gesieft und bedräut mit kratzendem Messer. Doch
hielt ich

Wacker mich jetzt und ertrug schweigend der Hunderte Neun.
Aber das Mädchen, das tolle, sie stockt, und mir blickend ins
Antlitz,

Macht nur ein Weilchen der Schalk erst mit Gelächter sich
Luft.

Und sie beginnt aufs neu'. Doch endlich — der Hundert
leßtes

Ist vorüber — empor spring' ich und schwöre beim Zeus:
„Nie so fängst du mich wieder, du Schelmin! und höre, die
Tausend, —

Dafz du doch weißt, wie es thut — geb' ich dir morgen
zurück!“

Ein deutscher Admiral.*

Ein Häuschen steht im Norden
 An deutschen Meeres Borden,
 Einsam im Abendstrahl.
 Die Woge seufzt und schwint gelind,
 Am Fenster rüttelt baß der Wind,
 Das blinkt so trüb', so fahl!
 Das Glas zerklirrt in Scherben:
 Im Häuschen liegt zu sterben
 Ein deutscher Admiral.

Wo blieb nur seine Flotte?
 Die ward zum Kinderspotte,
 Versplittert ohne Scham.
 Er aber nahm die Flagge noch
 Vom Führerschiff, das stolz und hoch
 Auf deutscher Woge schwamm;
 Und, nah' dem Flutgebrause,
 Lebt' er im Uferhause:
 Da brach sein Herz der Gram.

„O führt mich an den Strand hinaus,
 Will sterben bei des Meers Gebräus,
 Das Seemanns Tod versüßt!
 Wie flüstert um die Düne
 Die Flut, die dunkelgrüne,
 Vom letzten Strahl geküßt!
 O vielgeliebte Wogen,
 Wo meine Wimpel flogen,
 Seid mir zum letztemal gegrüßt!

* Der Admiral der deutschen Flotte vom Jahre 1848, Bronimy, lebte nach der bekannten Versteigerung derselben in der Zurückgezogenheit seinem patriotischen Schmerze und verfügte sterbend, daß man ihm seine Flagge, die er bewahrt, ins Grab mitgebe.

Und meine Flagge bringt mir auch
 Und läßt sie weh'n im Abendhauch,
 Umkränzt vom Siegeskranz,
 Mit dem wir sie geschmückt so hehr,
 Wo breit die Weser geht ins Meer:
 O Banner, zeig' im Glanz
 Noch einmal mir die Farben,
 Die, ach, so bald erstarben,
 Zur Schmach des deutschen Vaterlands!

Was singst du mir so leise
 Für eine trübe Weise,
 Mein heil'ges Schwarzrotgold?
 Hei, wie um die geraubte Pracht
 Der jungen deutschen Meeresmacht
 Die Nordseewoge grollt!
 Die Sonne geht zur Rüste,
 Fern bis zur Dänenküste
 Die Purpurwelle zürnend rollt!

Komm', folg' mir in den Totenschrein,
 Du teure Flagge, tief hinein:
 Dein Volk vermißt dich kaum!
 O ruhten wir am Meeresgrund,
 Fortträumend unterm Wasserschlund
 Der deutschen Größe Traum!
 Wohl lieblich klingt es nieder,
 Singt Auferstehungslieder
 Einst über uns der Woge Schaum.

Du wirst mit mir nicht modern,
 Bis einst die Brände lodern
 Des neuen Morgenstrahl!
 Wenn dann Alldeutschland, neubelebt,
 Als Phönix aus der Asche schwelt

Des letzten bunten Pfahls,
Dann holt's mit Reueschmerzen
Sein Banner sich vom Herzen
Des toten Admirals!

Dann kommt du neu zu Ehren,
Und blübst ob allen Meeren,
Holdflatternd immerzu!
O Wonne, lernt auch deutsches Blut
fürs Vaterland die heil'ge Glut!
Dann kommt mein Geist zur Ruh'.
Die jetzt mein treues Herz brach,
O tilg' sie bald, die dunkle Schmach,
Mein heil'ges Deutschland du!"

Die Winde sanfter fächeln,
Es schmilzt in mildes Lächeln
Des Helden tiefes Weh.
Die Sonne leuchtend untergeht,
Die Flagge um den Bleichen weht
Wie eine Siegstrophäe:
Sein Herz hört auf zu pochen,
Sein Auge starrt gebrochen
Noch auf die deutsche See.

*.

O sehne dich nicht ans graue Meer.

O sehne dich nicht ans graue Meer —
Im Wald, da rauschen die Tannen,
Da schweiften wir oft und plauderten viel
Und saßen wieder und sannen.
Im grünen Wald, da war ich ein Kind,
Ein fröhliches Kind wie du —
O sehne dich nicht ans graue Meer
Aus deiner Waldesruh'!

Wie hold umschränkt der grüne Bezirk
 Dein Sehnen und dein Bangen!
 Die lockende, schreckende Weite der Welt
 Ist dir mit Zweigen verhangen.
 Doch stehst du, wo Klippen hängen, schroff,
 Tief in die unendliche See,
 Da fägt unendliche Wonne dich,
 Doch auch unendliches Weh!

.:

Nachtfeier.

Ewighohes, Ewigschönes deckt Verkennung, deckt Vergessen,
 Reine Himmelsglut umdüstert sich im Rauch und Qualm
 der Essen;
 Kaum mehr ist von Menschenzungen ihres Preises Klang
 zu hören,
 Nur des Lebens heil'ge Tiefe feiert sie mit Jubelchören.
 Zwär im Lärm des Tags verklingen ew'ger Sphären hohe
 Lieder,
 Aber wenn der Tag hinabrauscht in die Meerestiefe nieder,
 Tritt hervor der Sternenreigen mit uranischem Gefunkel,
 Und des Himmels reine Gluten streut er hin ins öde Dunkel.
 Da erwacht ein glühend Leben in den Höhen, in den Tiefen,
 Ringsum ist's, als ob sich leise, holde Stimmen lockend riefen,
 Einzustimmen, einzuklingen in der Sphären gold'ne Leier —
 Und ein Hymnus rauscht nach oben — eine Weltenliebes-
 feier.

Überall auf Bergeskronen reine Flamme sich entzündet,
 Die besiegelt in des Äthers Glutenoceane mündet;
 Aber auch die stille Blume tief am Quell im dunklen Thale
 Öffnet fromm und liebebebend ihren Schoß dem heil'gen
 Strahle.

Träumend hebt die Meeresflut ihr schaumgekröntes Haupt
nach oben,

Sehnend lockt in ihre Tiefe sie des Himmels lichte Globen,
Lilien streut der Silberwolke mondgeküstes Glanzgewimmel,
Und in ihrem Scheine lodert hoch der Tannenwald zum
Himmel.

So besaitet reich und reicher sich der Sphären gold'ne Leier,
So nach oben rauscht der Hymnus, eine Weltenliebesfeier —
Huldigung der Himmelsflamme, die da glüht im Ewig-
schönen,

Jauchzt empor in ungehörten, ungestörten Liebestönen.

Nur der Dichter wacht und lauschet süßenzückt dem sel'gen
Chore.

Seinem Auge sich erschließen strahlend hohe Geisterthore;
Süß gewiegt von Harmonien, mischt er sich dem Jubelstrome,
Bis im Morgengrau'n die Feier still verrauscht am Äther-
dome.



Thales.

Der weise Thales wandelte dahin,
Mit trunk'nem Aug' der Sterne Lauf betrachtend,
Und strauchelte und fiel in eine Pfütze.

Da rief ein naseweises Hökerweib:

O Trefflicher, was gubst du nach den Sternen,
Und siehst nicht, was vor deinen Füßen liegt?
So sprach das naseweise Hökerweib;
Und weil die Erde voll von Hökerweibern,
Erscheint noch heut' der Welt die Rede klug
Und Thales lächerlich. Ich aber sag' euch,
So lang' ein lichter Ball noch oben kreist,
So lange bleibt dem Aug' des Philosophen
Der Sternenhimmel näher als die Pfütze.



Wanderlieder.

I.

Wohlauf, ins neue Leben
 Gewandert und gezogen,
 Wie Wolken rosig schwelen,
 Wie rauschend geh'n die Wogen,
 Wie Aar und Cerche fliegt.
 Wohlauf in fremde Fernen,
 Im Flug von Ort zu Ort,
 Weit von der Heimat Sternen,
 Der Heimat Rosen fort!

Ade ihr Stern' und Rosen,
 Ihr glüht und blüht so minnig;
 Das war ein süßes Kosen,
 Euch liebt' ich, wie so innig,
 Ihr locket Herz und Sinn!
 Das macht mir bleich die Wangen,
 Macht mir das Herz so voll,
 Daß ich dies süße Prangen
 Nun nimmer sehen soll!

Doch — üb'rall grün und blühend
 Umgiebt den Fuß die Erde,
 Und üb'rall sternenglühend
 Wie ob dem Heimatherde
 Wölbt blau der Himmel sich!
 Und bleibt nur in der Ferne
 Das Herz sich selber treu,
 Glüh'n ihm die alten Sterne,
 Die alten Rosen neu!

II.

An den Höhen, an den Wäldern,
 An der blauen Ströme Zug,
 An den Seen, an den feldern
 Führt vorbei mein Wanderflug;
 Und an Dörfern und an Städtchen
 Und an trauten Fensterlein,
 Draus sich lehnen holde Mädchen
 In der Abendröte Schein.
 Freut euch, ihr an vollen Töpfen,
 Festgebannt in engem Raum!
 Wand'rer kostet, Wand'rer schöpft
 Von der Welt den schönsten Schaum:
 Helden ward der Ruhm zum Lohn,
 Reichen Geld und Gut und Feld,
 Königen die gold'ne Krone,
 Wanderern die ganze Welt.

III.

Reich' mir, Schenkin, deinen süßen,
 Deinen roten Zaubermund!
 Mach' nur immerhin mit Küssen
 Mir das Herz ein wenig wund;
 Daß die Liebe ganz mich töte,
 Ist mein Bleiben nicht genug;
 Morgen mit der frühsten Röte
 Führt mich fort mein Wanderflug.
 Laß mein Aug' in dein's sich senken,
 Schmück' am Abend meine Rast,
 Und ein süßes Deingedenken
 Wieg' in Träume nachts den Gast.
 Und am Morgen frisch und heiter
 Singt er dir ein frohes Lied,
 Wenn er liebeselig weiter
 Durch die grünen Wälder zieht!

Herbstlegie.

Ach, wohl wandl' ich sie noch, die gewohnten, die täglichen
Pfade,
Alle die Wege der Flur und den quellumrieselten Waldsteig
Auch, wo der Lenz mich erquict und der blauende Sommer
ins Herz mir
Lächelte; ja, noch wandl' ich sie wohl, die gewohnten, die
alten,
Aber wie anders nunmehr! denn es zittert die Sonne des
Herbstes
Über den Höh'n, und es steh'n in den Gärten vergessen
die letzten
Blumen, und kläglich strecken die sansenden Bäume, die
dürren,
Um ihr entchwundenes Grün die verzweifelnden Arme zum
Himmel.

Dort du im Felsengeheg, du tannenumfäuselter Gießbach,
Helleste Glocke des Haines, wie bist du so heiser geworden!
Ach, von den Stimmen des Walds, viel tausenden, blieb
nicht eine,
Die noch vom Lenz mir spricht, von den Herrlichkeiten des
Sommers!
Matt nun schleichen die Stunden; wo immer ich wand're,
da grinset
Mich die Verödung an und der Tod, und ich fühle mich
einsam.

Siehe, die Däm'm'rung sank. In des Himmels umdunkelte
Halle
Hebt sich der Mond, schwarz ragen die Wälder, es neigen
die Pappeln
Drunten im Thal am Wege wie betende Pilger die Wipfel.
Ringsum Stille, nur fernher lässt aus entschlummerten Dörfern
Hundegebell, und droben im Bergwald knattert ein Schug noch.

Alch, wie der Frühling stirbt und der glühende Sommer,
so stirbt auch

Immer der Tag und es schwindet der Schimmer, der heilige,
fernhin

Leis' und leiser hinweg von den grünenden Gipfeln der Erde.
Über da oben, da glüh'n, o siehe, da rinnen die gold'nen
Ströme des Lichts doch immer im ewigen Äther und wölben
Über dem Haupte sich mir zur azurenen Grotte des Himmels.

Sprich vom Lenze denn du mir, o Glanzsternhimmel, du
leuchtest,

Lebst allimmer und taust in sterbliche Herzen zu allen
Zeiten ein liebliches Licht. Tief nachten die Haine, gesanglos,
Öd' auch starren die Felder, entfärbt hinsanken die Blumen,
Über die goldenen Sterne, sie steh'n am Himmel und
schimmern.



An Marie.

I.

Wie bist du schön, wenn deine Augen leuchten!

Wie lieb' ich deine edelblassen Züge!

O, daß doch nie der Stunden letzte Schlüge,
Die mich so süß in deiner Nähe deuchten!

Doch die den Gram aus meiner Seele scheuchten,

Die Stunden, thun sie auch dir selbst Genüge?

Alch, wenn ich dich nach deinem Herzen früge,
So würde wohl dein Auge sich befeuchten!

Du liebst; du schwelgst in einem fernen Bilde;

Es schweift, indes mein Sinn zu dir sich wendet,
Der deine nach entlegenem Gefilde'

Und dennoch zoll' ich Dank dir, der nicht endet:
Wofür? für all' des Segens holde Milde,
Den unbewußt ein holdes Auge spendet!

II.

Da deine Brust doch nie mein Ruhepfuhl ist,
Kann dein Geföse mir nur Schmerz bereiten;
O triebe nicht von Liebenswürdigkeiten,
Wenn leer dein Herz und deine Seele fühl ist!

Wem nicht geweiht dein innerstes Gefühl ist,
Dem mußt du, schmerzt dich das Haupt zu Zeiten,
Nicht gleich vertraut die Hand zur Wange leiten,
Zur Stirne, daß er fühle, wie sie schwül ist!

Nie drücke Hände warm, die dir nicht teuer!
Nie schling' um den im holden Scherz die Arme,
Den du nicht grüßen magst: „mein Vielgetreuer!”

Ich bin dir ja nur einer aus dem Schwarmie:
Verschwende nicht an mich dies schöne Feuer,
Wenn du nicht willst, daß ich für dich erwarme!

III.

Ich werde nie die Frucht der Liebe brechen
Vom Baum der Schönheit schleichend wie die Diebe,
Noch werd' ich je als Bettler süßer Triebe
Am Gnadenstisch des Mitleids mich bezechen.

Du würdigst dich, vertraut mit mir zu sprechen
Und schmollst und fragst, warum ich fern dir bliebe?
Die kleine Scheidemünze deiner Liebe,
Sie will ein reiches Dichterherz bestechen?

Du liebst mich nicht. Laß ab, das dauerlose
Almosen deiner Huld mir zuzumessen:
Dein Sinn ist flüchtig wie der Duft der Rose.

Nicht zähl' ich mich zu denen, die man preßen
Darf an die Brust mit freundlichem Gespöse,
Dann sagen: geh' und lerne mich vergessen!



Nächtliche Regung.

Horch, der Tanne Wipfel
Schlummertrunken bebt,
Wie von Geisterschwingen
Rauschend überschwebt.
Göttliches Orakel
In der Krone faust,
Doch die Tanne selber
Weiß nicht, was sie braust.

Mir auch durch die Seele
Leise Melodien,
Unbegriß'ne Schauer
Allgewaltig zieh'n:
Ist es Freudenahnung
Oder Schmerzgebot?
Sich allein verständlich
Spricht in uns der Gott.



Einst träumt' ich in Waldgrün.

Einst träumt' ich in Waldgrün, nun träum' ich am Meer:
Rauscht heran denn, ihr Wogen, mein Herz ist so schwer!
Ach, das Sehnen der Waldnacht, ihr verschollenes Weh',
Es erwacht mir noch einmal an der flüsternden See.

Einst folgt' ich dem Bergstrom, nun wandr' ich am Strand:
 Goldschimmer umlodert Meer, Himmel und Land;
 Doch es spiegelt der Strahl sich, der im Westen versinkt,
 In der Thräne der Wehnut, die im Auge mir blinkt.

Einst schmiegt' ich ins Moos mich, nun wiegt mich die Flut:
 Doch nimmer im Herzen entschlummert die Glut:
 Wie über dem Moose, schwebt über dem Schaum
 Verlockend des Glückes urewiger Traum.



Ermüde nicht!

Mein sehnend Herz, ermüde nicht zu lieben,
 Ermüde nicht zu klagen und zu dichten,
 Ermüde nicht, im Liede zu berichten,
 Durch wen du leidest und in welchen Trieben!

Oft röhrt die Mädchenherzen, zart geschrieben,
 Die Klage, die gesprochen röhrt mit nichten,
 Und mußt auf Myrth' und Rose du verzichten,
 Getrost, dir ist der Lorbeer doch geblieben!

Sehnsucht ist Weihe für den Dichterorden:
 Sie hat die gold'ne Lyra den Poeten
 Gestimmt, so viel geblüht in Süd' und Norden;

Die seufzten all' in solcher Triebe Ketten,
 Und wären sie der Liebe froh geworden,
 Nie hätten sie des Ruhmes Höh'n betreten.



Sei nur ruhig, lieber Robin.

Nur ein Wörtchen sprich, o Mädchen,
Sag' mir, ob du sehr mich hassen?

Sei nur ruhig, lieber Robin,
Denn ich hasse dich ja gar nicht!

Ach, was hilft mir das, nicht hassen,
Wenn du mich nicht liebst ein wenig?

Sei nur ruhig, lieber Robin,
Denn ich lieb' dich ja ein wenig!

Ach, was hilft mir das, ein wenig,
Wenn du mich nicht liebst recht glühend?

Sei nur ruhig, lieber Robin,
Denn ich lieb' dich ja recht glühend!

Ach, was hilft mir das, recht glühend,
Giebst du mir nicht gleich ein Küßchen?

Sei nur ruhig, lieber Robin,
Denn ich geb' dir ja ein Küßchen!

Ach, was hilft mir das, ein Küßchen,
Wenn du mir nur giebst ein einz'ges?

Nein, recht viele, lieber Robin,
Dass du nicht noch weiter plauderst!

**Langeweile.**

Verdrossen ruht der Kondor auf den Hängen
Des Hochgebirgs und starrt hinaus ins Leer
Wenn er genug der Beute, dran er zehre,
Emporgerafft in seinen Riesenfängen.

Verdrossen ruht der Löw' in Felsengängen,
 Bis Hunger mach ihn heft mit scharfem Speere:
 Und Wal und Hai, die Könige der Meere,
 Verdrossen sich in öder Tiefe drängen.

So sind, die leben, all' des Trübsinns Narren,
 Gewohnt, sie wissen nicht, nach welchem Heile,
 Sphynxgleich, verdross'nen Blicks, hinauszustarren.

Gelangweilt, wie berührt vom blei'rnen Pfeile
 Des Überdrusses, ruh'n wir all' und harren:
 Der Weltschmerz ist sublime Langeweile!



Wanderung.

Hold prangst du wohl, und immer
 Rückwärts blick' ich, o Stadt, und du,
 Als wolltest du zurücklocken den Abtrünnigen,
 In vollster Schöne mir
 Entrollst du noch einmal dein reizend Seebild!

Da unten liegt
 Glatt, sonnig und endlos
 Der Meereswelle herzentzückendes,
 Lebendiges Grün,
 Vom Zephyr so zart gefräuselt,
 Wie ciselierete Smaragdflächen,
 Mit Furchen, dunkelblauen,
 Und funkelnden Silberstreifen,
 Gleich Spuren, gelassen
 Vom unsichtbar über die Fläche hin-
 Gleitenden Gespanne der Meeresgötter.

Und aus dem glatten Spiegel der See,
 Rings weit im Kreise gelagert,
 Aufragt, so rein umrisSEN, das schroffe Gebirg',
 Und Meer und Küste schwimmt

In Sonnenduft,
So rein, so fein und so glänzend,
Als wär's, in schimmernd Silber
Gegraben, ein Bildwerk
Von Meisterhänden Cellinis.

O Südhimmel, o Meer,
Mit ragenden Ufern und blinkenden Städten!
Tief, ach, ich fühl' es,
Und nicht von heut' erst,
Ist euer Glanzbild
In meine Seele gegraben!

Nun aber fahret wohl!
Hoch und höher windet der Pfad sich
Empor am ragenden Felsufer,
Abseits entführend
In öde Steinwüsten,
Die starr die Natur zum Grenzwall aufwälzte,
Wo steinerner Todesgraus
Umhergestreut ist,
Unabsehbar,
Über dorrenden, wildschroffen Berglehnen,
Und wo tief unten
Im hohlen Geißluft
Der Salamander funkelt,
Krystall'ne Dome schimmern,
Säulengetragen,
Und, stürzend in Abgründe,
Verlorene Ströme donnern.
Unheimlich
Fühlt sich die Seele hinausgestoßen
Aus heiß'er Schöne ruhigem Reich
Ins wüste, grinsende Dunkel.
Es dämmtert die Nacht,
Alles ruht,

Nur einsam herüberschau'n,
 Wie Riesengespenster
 Mit weißverschleierten Häuptern,
 Des Hochgebirgs mondhelle Gipfel.
 Hinab du schreckendes Nachtbild!
 Der Morgen graut,
 Vögelgezwitscher ertönt im Ried.
 Die Lerche steigt,
 Es ist der nordische Himmel,
 Was da oben blauet.
 Und siehe,
 Auf Höhen rings und Thälern
 Liegt engumschränkten Lebens
 Idylle gebreitet.
 Hier, o Herz,
 Gleicherweise befreit
 Vom wüsten Graus
 Und vom allzuschönen Zauberbilde des Südens,
 Bescheide dich
 In dieser holden Stille;
 Hier finde dich wieder, dich selbst,
 Und deine schöne Sehnsucht.
 Siehe, da dehnen sich wogende Saatfelder,
 Durchstict mit weißen Dolden und goldgelben,
 Die sternartig
 Im Winde nicken und schimmern;
 Dazwischen große blaue Kelchblumen,
 Träumerisch emporblickend
 Aus Wiesen und Thalgründen
 Zum schwermütigen Himmel,
 In die ziehenden Wolken
 Und zu den Vögelschwärmen,
 Die krächzend aufbrechen,
 Hinab zum Meere zu wandern.

Minnelied.

Teures Bild, das mir erschienen,
 Engelgleiches Angesicht,
 Strahlend, mit verklärten Mienen
 In der Liebe holdem Licht!
 Solche Schöne, wähnt' ich, schwebe
 Nur um uns im Traum der Nacht,
 Doch nie ahnt' ich, daß sie lebe,
 Diese hohe Liebespracht.

Schwebtest du vom Himmel nieder?
 Stiegst du aus des Meeres Schoß?
 Rangen deine Lilienglieder
 Sich im Lenz mit Blumen los?
 Welche ewig blüh'nden Zonen
 Haben diesen Reiz gereift,
 Der durch ird'sche Regionen
 Wie verlor'ner Schimmer streift?

Jauchzend dankt' ich dem Geschick,
 Daß so Wunderholdes lebt
 Und vor meinem sel'gen Blicke
 Über diese Erde schwebt:
 Doch wie fass' ich erst die Wonne,
 Daß es liebend mich erlor,
 Der, ein Phönix in der Sonne,
 Sich in diesem Glanz verlor?

Reizumfloss'ne Wunderblüte,
 Staunend bebt mein Herz vor dir,
 Neigt in Liebeshuld und Güte
 Sich dein schönes Haupt zu mir:

Ach, ich fürcht' im vollsten Glücke,
 Wenn dich meine Hand berührt,
 Daß dich mir des Schicksals Tücke
 Als ein Traumgebild' entführt!



Geister der Nacht.

Ich kenne die Geister, die düster'n,
 Die tief aus finstrem Schacht
 Mit sinnebthörendem Flüstern
 Aufsteigen in dunkler Nacht.

Sie sollen mit ihren Chören
 Die ewigen Melodien
 Der Himmelsträume nicht stören,
 Die mir im Herzen erglüh'n.

Von der Minne Lilienfranze
 Die Stirne heiter umwallt,
 In Händen die Liedeslanze
 Voll siegender Zaubergewalt:

So beschwör' ich das nächtliche Grauen:
 Es wölbt sich golden und mild
 Hoch über mir im Blauen
 Der himmlische Sternenschild.



Du.

Noch zarter, als die ich dir sang, die Lieder,
 Noch süßer als ein Kuß, von dir gegeben,
 Ist jenes holde Du mein süßes Leben,
 Das traulich zwischen uns geht hin und wieder.

Ein Vöglein scheint es mir im Glanzgefieder,
Dess' gold'ne Schwingen leise zu mir streben;
Mein Ohr berührt's in wunderholdem Schweben
Und läßt zuletzt sich mir im Herzen nieder.

Zu künden das Geheimnis ganz, das süße,
Versuchten wir mit Worten leeren Schalles:
Nun fanden wir den sprechendsten der Grüße.

Was braucht es noch des Reims und Silbensalles?
Was selbst der Liebesblicke, Thränen, Küsse?
Mit einem Wörtchen sagen wir uns alles.



Der Herthapriester.

Auf nord'schem Eiland saß, am Seegestad',
Gedankenwoll allein der Herthapriester
Mit glüh'ndem Aug' im Nachtgrau'n. Um ihn rauschten
Eintönig in der langen Winternacht
Die Wogen, und die finstern Bäume sausten.
Und vor dem Priesterjüngling stand, verhangen
Von Schleibern, unberührt, der Göttin Wagen,
In welchem sie den heil'gen Umzug hält,
Und dessen Innerstes sie selbst verbirgt,
Unnahbar, ungeschaut von Menschenkindern.

Den Jüngling aber mit dem Aug' voll Glut
Umschlichen die Dämonen. Neugier faßt ihn:
Nicht wollt' er harren, bis in seiner Brust
Die Hehre selber sprechend ihn gemahne,
Sobald es Zeit, den Festumzug zu halten,

Den göttlichen. Vorwitzig wollt' er, keck,
 Sie schau'n und eigenwillig. Doch der Blick
 Unheil'ger Augen starrt in ew'ge Nacht:
 Geweihten nur erglüh'n die Götterbilder
 Im Dunkel. Und so naht der Jüngling sich
 Nicht priesterlich, nein, als ein Tempeldieb,
 Dem Heiligsten und reißt hinweg die Hüllen
 Und blickt ins Inn're. Doch kein Götterantlitz
 Erblickt er, eine dunkle Leere gähnt
 Ihn schaurig an, und nichts erblickt er, nichts.
 Doch glüh'nder ward sein Aug' im Schau'n und weiter
 Die Leere, die da gähnte, bis von Funken
 Ein wirrer Reigen in der schwarzen Öde
 Begann zu tanzen wie des Schnees Gestöber
 Und knisternd sang: wir sind verlor'ne Funken
 Von ausgelöschten Sternenbränden. Wilder
 Erglomm des Priesters Aug' und weiter gähnte
 Der Abgrund und unzählig tauchten, grausig,
 Aschgraue Fratzenbilder auf und grinsten
 Ihn an und sagten: wir sind die Gespenster
 Vermoderter Alonen. Immer weiter
 Und weiter aber dehnte sich der Abgrund,
 Und aus der Tiefe kam's wie Raubtierodem
 Herauf, so heiß, so lechzend, so erstickend.
 Und sieh', die Finsternis stand da und hatte
 Zuletzt den Rachen, den unendlichen,
 Ganz aufgethan und drohte zu verschlingen
 Ihn und die Welt. Da fällt den Herthapriester
 Entsetzen an, er schwundelt, schwankt zurück
 Und stürzt hinunter, taumelnd, in die Flut.
 Die Herthadiener schau'n es bebend, stürzen
 Herbei und sinken in die Kniee: „Weh!
 Er sah, was ungestraft noch keiner sah!
 Er sah im Heiligtum die Göttliche!
 Ihr Glanz hat ihn getötet!“ — Also riefen

Sie bebend, ahnten's nicht, die frommen Thoren,
 Daß jener, feck ins Bodenlose schauend,
 Hinabgestürzt war, schwindelnd vor dem Nichts.



Regen im Walde.

Der glüh'nde Sonnenpfeil erlosch im nassen
 Gewölk und rieselnd nieder rauscht der Regen:
 Mit Blätterzungen trinkt der Wald den Segen,
 Und Blumen ihn in ihre Kelche fassen.

Doch sieh', der Waldstrom wühlt sich steil're Gassen
 Im Steingeröll und rüttelt an den Stegen;
 Wild tobt er hin auf stillen Waldeswegen,
 Wo Veilchen blühten, Vöglein zwitschernd saßen.

Mit tollem Hader schleudert er Empörung
 Ins traute Waldesreich; zuletzt, erliegend,
 In schwarzen Schluchten büßt er die Beikörung.

Die frommen Blumen aber, die, sich schmiegend,
 Geseenkten Haupts verträumt die kurze Störung,
 Erwachen, Perlen in der Krone wiegend.



Gemma.

I.

Schlanke Lilie, schlanke Lilie,
 Schöne Tochter der Lagunen,
 Hast du dir noch nicht gedeutet
 Meines Blickes glüh'nde Runen?

Ich, wann stillst du diese Sehnsucht,
 Die so rein in dir entzückt ist,
 Stets dich sucht und nie dich findet,
 Und auch suchend schon beglückt ist?

Die mich Tag für Tag des Abends
 Unter strahlenden Arkaden
 Fernher lockt auf deine Spuren,
 Süß umrauscht von Serenaden?

Schmerzlich freu' ich mich der Sehnsucht
 Stets erneuerten Genusses,
 Eh' ich sterbe, schönste Donna,
 In der Wonne deines Kusses!

II.

Läß mir diese schöne Sehnsucht,
 Dieses Leid um deinetwillen:
 Oder willst du, schöne Donna,
 Willst du sie, die glüh'nde, stillen,

Still' sie nicht mit lauem Gruße,
 Nicht in flüchtiger Erwärzung;
 Stille sie mit heißem Kusse,
 Fesseloser Glutumarmung!

Birg auf ewig mir des Auges
 Glückverheißende Verklärung,
 Deines Dichters Herz verwirre
 Nie ein Wink der Huldgewährung,

Oder laß die volle Liebe
 Wild verbrausen, heiß verzittern,
 Fessellos, wie Sommergluten
 Sich entladen in Gewittern!

III.

Sind sie's wirklich denn, die Sterne
 Deiner Augen, schönste Fraue,
 Die mir sonst gestrahlt von ferne,
 Drein ich nun so selig schaue?

Sind sie's wirklich, deine prächtig
 Schwarzen Locken, seid'ne Pfühle
 Deines Haupt's, drin mitternächtig
 Ich die heißen Wangen fühle?

Ist sie's wirklich denn, die Welle
 Deines Busens, lang ersehnet,
 Meines Glückes Lilienwelle,
 Dran mein selig Haupt sich lehnet?

Bist du's wirklich, schönste Donna,
 Die mit liebendem Erbarmen,
 Süß berauscht und süß berauscheinend,
 Endlich ruht in meinen Armen?

IV.

Selig wie der See, der helle,
 Wiegt den Schwan auf Silberfluten,
 Trägt mein Herz die Flammenwelle
 Weicher, süßer Liebesgluten.

Holde Flut, zu welchem Strande
 Trägst du wohl mein Herz, mein Mundes?
 Ewig nur zum Blumenrande
 Ihres honigsüßen Mundes.

Nicht Philister noch Zelote
 Schelte diese Liebesflamme:
 Wüßt, ich bad' im Morgenrote,
 Während ihr mich sucht im Schlammel!

Liebe hat mein Haupt umschlungen
 Wie mit einem Heil'genscheine:
 Mir zu Füßen wälzt bezwungen
 Sich ein Drache — das Gemeine.



An Titania

Reizend ist Andacht wohl im weiblichen Auge, das thränend
 Blickt nach oben; doch ach, seit ich dich, Kleine, gesehn',
 Reizend bedünkt, ich gesteh's, nicht minder mich jetzo der holde
 Leichtsinn, welcher so feck, Liebchen, im Auge dir blüht.
 Götterbehagen, befriedigt in sich, ein seliges Sein ruht
 Über der heiteren Stirn, spielt um den neckischen Mund,
 Trogt im siegenden Aug' wie Stolz der Titanen, ein frohes
 Selbergenügen, das nichts weiter vom Himmel ersleht,
 Aber auch nichts ihm gewährt.— O mein Prometheisches Liebchen,
 Selten begreift, wie in dir, innig das Leben sich selbst:
 Und indem ich das Aug' in die rosigste Blüte versenke,
 Lob' ich und preise den Sinn, und ich verstehe das Fleisch.
 O wie sprudelt so rein mir des frisch-ursprünglichen Lebens
 Quell, der in Pfützen versumpft sonst sich dem Blicke gezeigt!
 Und wie er hold mich umrauscht in perlender Reine, da stärkt er
 Recht wie ein Stahlbad mir kräftig die Seele, den Leib!
 Tauche hinab, mein Herz, wie Bramas Geist in der Maya
 Schoß — nicht fürchte der Welt warm dich umwogende Flut!
 „Nimmer ersäuft im Pfuhl, wen Geist und Feuer getauft hat,”
 Hört' ich sagen; es sprach's, glaub' ich, ein frommer sogar.



Aus dem Frühlingsalbum des Botanikers.

I. Primula veris.

Nahet der Lenz; o Primel, von allen den schlafenden Blumen
 Stehst du am frühesten auf; aber man merkt es dir an,
 Daß du erwacht vorzeitig: es hängt zeitlebens und nicht
 Dir schlafrunken das Haupt gegen die Erde hinab.

II. Syringa vulgaris.

Wenn die Syringen erblüh'n, dann ist es der lieblichen Nächte
 Zeit, und der Gärten, so duftschwül, und der Lauben, so traut,
 Und des Geslüsters der Pärchen im Mondchein, welche sich fragen,
 Ob sie des Flieders Godüst, ob sie die Liebe berauscht?

III. Paeonia.

Prunkvoll drängt die Päonie sich, breit strohend, der sanften,
 Edleren Rose voran; aber die sinnige spricht:
 Brüste dich nur ein Weilchen, du prunkende Schöne, das Jahr ist
 Mein, du vergebst mit dem Lenz, und ich behaupte das Feld.

IV. Tulipa.

Zögernd öffnet die Tulpe den Kelch, sie denket der Ahnen
 Ihres Geschlechts und sie seufzt: glückliche Väter, für die
 Gold in Haufen dereinst in Harlem zahlte der Prasser!
 Lohnt sich's noch heute, zu blüh'n diesem Plebejergeschlecht?

V. Nuphar luteum.

Farbig prunket die Erd', unfruchtbar schilt sie die Wasser:
 Siehe, da sendet der Teich goldene Kelche herauf,
 Welche geheimnisvoll auf dem Spiegel sich wiegen und mahnen:
 „Prah'l nicht, Erde, dich selbst zeugte die heilige Flut.“

Gesellen.

I.

Zwischen Himmel und Erde.

Zwischen Erd' und Himmel gehen
Boten schwebend auf und nieder!
Leise Liebshauche wehen
Kunde gebend auf und nieder!

Sehnend zwischen Erd' und Himmel
Schwebt im Morgengrau die Wolke,
Zieht, aus purpurnem Gewimmel
Rosen webend, auf und nieder!

Sehnend trägt die süßen Klänge
Hoch ins Himmelsblau die Kerche,
Und es wogen ihre Sänge
Herzerhebend auf und nieder!

Sehnend doch mußt du vor allen,
Menschenherz, du kranke Taube,
Zwischen Erd' und Himmel wallen,
Ewig strebend auf und nieder!

Von des Himmels gold'nen Thoren
Weggescheucht ins wüste Dunkel,
Flatterst du, verirrt, verloren,
Ängstlich bebend, auf und nieder!

II.

Sonne und Strom.

Die Sonne liebt die blaue Flut, sie strahlt im schönen Strom
zurück;
Doch läßt darum sie nicht den Thron im blauen Himmels-
dom zurück.
Ob auch sich Strom und Sonne liebt, die Sonne steht im
ew'gen Blau,
Ihr gold'nes Bild nur hält der Strom in seiner Tiefe
fromm zurück.

III.

Spielzeug.

- Laß, was scherzend ich gesagt,
Nicht ganz gesagt als Scherz sein.
Besieh' den Scherz, bevor du lachst,
Es wird ein tiefer Schmerz sein.
Besieh' dein Spielzeug, eh' du's brichst,
Es wird ein Dichterherz sein!

IV.

Ruhe.

Nicht möglich, daß mein stürmisch Herz des Nachts bei so viel
Thränen entschläft,
So wenig als der rege Strom, gefürchtet von hundert Kähnen,
entschläft;
Doch legtest du die Hand nur drauf, da ruht' es wohl und
schlummerte still,
Wie in der Nacht ein dunkler See, bedeckt von Silberschwänen,
entschläft.

V.

Ich will ja nichts.

Ö laß an deiner Seite mich, im Kreise deines Lichts!
 Ich will ja fromm und ruhig sein — laß mich, ich will
 ja nichts!
 An süß' Gelöse denk' ich nicht, an Druck der Hände nicht;
 An einen Kuß — o nicht von fern! Laß mich, ich will
 ja nichts!
 Laß ruh'n mein Haupt an deiner Brust; will ruh'n so zart,
 so rein,
 Wie Schwanenfittich auf dem See — laß mich, ich will
 ja nichts!
 Ich ford're ja nicht Liebe, nein! — was drückst du mir
 so streng
 Des Hasses Pfeil ins tiefste Herz? Laß mich, ich will
 ja nichts!

VI.

Wie, du liebst mich nicht?

Wie, du liebst mich nicht, so sagst du? Alles ist nur Spaß
 gewesen?
 Spaß nur ist das trauten Kosen, wenn ich bei dir saß, gewesen?
 Welche Wunderdinge hör' ich? Doch es sei. Zufrieden bin ich,
 Wenn auch nur zum Scherze lieblich meines Bechers Nass
 gewesen,
 Wenn im Scherze nur die Rose mich erquickt mit Wonnedüften,
 Und im Scherz nur süß die Feige, die ich eben aß, gewesen.



Fahr' wohl, du sonniger Süden.

Fahr' wohl, du sonniger Süden,
 Du schimmerndes Meer, Ade!
 Es lockt den Sonnemüden
 Nach waldiger Bergeshöh'.

führ' mich vom Meer, dem blauen,
 Du Dampfroß, feurig und kühn,
 In tauige Blumenauen,
 In schattiges Alpengrün!

Der Renner schnaubt in die Fügel,
 Er liebt nicht Halsster und Zaum
 Springt donnernd über die Hügel,
 An felsiger Schlunde Saum;

Doch endlich lenkt das frische
 Bergtöchterlein, die Nur,
 Ihn sucht durch Blütengebüsche
 Zu Styrias goldenster Flur.

Sei gegrüßt von meinem Psalter,
 Du reizende Grazenstadt:
 Du ruhst wie ein prangender Falter
 Auf einem Lorbeerblatt!

Hold ruhst du auf grünenden Auen,
 Du Perle der Steiermark:
 Voll Seele deine Frauen,
 Und deine Söhne voll Mark!



Erinnerung an Venedig.

I.

Ruh'n still im Abendglanze die Cadoren,
 Des Alpenzuges letzte Hügelgruppe,
 Da strebt, als ob ein Falter sich entpuppe,
 Mein Herz meerüber nach des Westens Thoren.

Und in der Meeresferne still verloren,
 Streift ab mein Aug' des Erdenstaubes Schuppe;
 Da dämmert ihm San Marcos Silberkuppe,
 Die Mondesstrahlen wunderbar umfloren.

Und liebe Stätten, altgewohnte Pfade
 Der Zauberstadt, sie tauchen auf, es schimmert
 Der Fackelkranz, es wimmen die Gestade.

O Wunderbrücke, die die Nacht mir zimmert,
 Du zeigst zu oft mir jene Serenade,
 Und, ach, das Auge', das mir im Schwarm geflimmert!

II.

Ein Auge war es, schwarz und mitternächtig,
 Und taghell doch, das Auge', dem ich ergeben:
 So liebefeuht, so mild in süßem Beben,
 Und doch so fühl' ich, so stolz, so zaubermächtig.

Was war des Mondes Scheibe, rein und prächtig,
 Was war mir der Piazetta rauschend Leben
 Und aller Gondeln meergewiegtes Schweben?
 Ich schaute sie, von süßer Flamme trächtig.

Die Melodien, der Glanz, des Äthers Milde,
 Das alles schien von ihr nur herzufließen
 Und blieb verknüpft mit ihrem lieben Bilde.

So mußt' ich mit ihr all die Pracht verschließen,
 In meines Herzens Zauberspiegelschilde,
 Zu steter Sehnsucht schmerzlichem Genießen.

«
Vom Weibe,

das um Baldur nicht weinen wollte.*

Ich ging zur Alten, die nicht wollte weinen
 Um Baldur, und in tiefer Grott' erblickte
 Ich schweigsam sitzend auf bemoosten Steinen
 Ein Mütterlein, das mit dem Kopfe nickte.

* Als Götter und Menschen den getöteten Baldur, den Gott des Guten, aus der Unterwelt zurückverlangten, wurde ihnen das Verlangen für den Fall gewährt, daß alle Geschöpfe um Baldur weinen würden. Alle Geschöpfe weinten, mit Ausnahme eines gewissen boshaften, in einer Höhle hausenden alten Weibes.

Ein uralt häßlich Mütterlein. Ich störe
 Sie auf, sie hebt und ächzt; ich rufe: hörst du?
 Sie hüstelt, ach, daß Gott erbarm'! ich höre!
 Warum, Verweg'ner, meine Ruhe störst du?

Unheimlich brannt' ihr Aug'. Doch mutig vor ihr
 Stand ich, ergriff, mich ihrer baß versichernd,
 Sie fest am Knochenarm und schrie ins Ohr ihr:
 Um Baldur weine! Da versezt sie kichernd:

Um Baldur weinen? Darf es nicht, heilcibe!
 Mein Enkelchen verbot's, bei seinem Grolle.
 Wer ist dein Enkelchen? sprach ich zum Weibe.
 Sie sprach: o, der spielt eine große Rolle!

Mein Enkelchen sitzt hoch im Rat der Alten:
 Das Weltei wär' ohn' ihn vom Schoß der Henne
 Gestürzt ins Bodenloje. Schwebend halten
 Muß er die bunte Spreu der Lebenstenne.

Der sprach zu mir: Laß du die Leute weinen,
 's ist ihres Umts, dient auch zum Zeitvertreibe.
 Sie mögen's damit halten, wie sie meinen;
 Doch du, Großmutter, weine nicht, heileibe!

's ist ihres Umts, sich immerdar zu sehnen;
 Doch käme Baldur wirklich, ging' der Glaube
 Ganz in Erfüllung, trockneten die Thränen,
 So fehlte Feuchtung bald dem Erdenstaube.

Gleich wie ein dürrer Bowist wär' die Erde,
 In ihrer unterschiedlos lautern Güte:
 Langweil'ge Reife gäb' es nur: kein „Werde“,
 Kein Lebenswechselspiel und keine Blüte.

So sprach er. Drum laß' ich die Blümlein weinen,
 Tier, Menschen, Bäum', auch Wässerlein, die blauen.
 Ich aber weine nicht, zu Lieb' dem Meinen,
 Dem Enkelchen. Willst du ihn etwa schauen?

Zum Hintergrund der Höhle, die da klaffte,
 Folgte mein Blick dem Blick des alten Weibes:
 Und sieh, es dänumert eine grauenhafte
 Gestalt, der Umriß eines Riesenleibes.

Es war ein Mann mit einem Pferdefuß;
 Der grinste mich in feurig-rotem Staat an,
 Und lachte Hohn und fragte mich zum Gruße:
 Kennst du mich wohl? Ich sprach: du bist der Satan.



An Minona.

(Pordenone 1864.)

Wenn frank und müde gehetzt
 Und wundgestochen von tausend Nadelspitzen des Schicksals,
 Schweratmend
 In seiner Kampfesnot ein Unglücklicher
 Zurück sinkt, eine weichere Stelle sucht,
 Und zufällig, geschlossen' Augs, sein irres Haupt
 Niederfällt
 Auf eines Weibes Knie —
 Zucke nicht, Weib! bleib' unentwegt, harr' aus,
 Läß eine Weile rasten den Armen!

Ich kenn' ein Weib — Minona, du,
 Du thatest so, du Treue, du hast
 Mit schrankenloser Liebe gewacht
 Über dem Haupte des Müden, Gebrochenen.

Du hast mit freudeklopfendem Herzen
 Die Atemzüge gezählt,
 Mit welchen, schwerer erst, dann leichter,
 In sich schlürste dein Pflegling
 Die längst entwöhnten,
 Die neu belebenden, herzerquickenden Lüfte
 Des Friedens und der Freiheit.

Und als sie kamen, die Gleichgültigen,
 Und auf dich schauten, nengierig und lieblos
 Und frech, wie's ihre Art —
 Denn unverstanden bleibt immer das Edelste —
 Mißdeuteten dein Liebeswerk,
 Und die Schamröte dir jagten ins Antlitz —
 Du zucktest nicht und sahest unbewegt und harrtest aus
 Und zerdrücktest die Thrän' im Aug',
 Daz nicht etwa sie niederfallend
 Heiß mir senge die Stirn
 Und aufwecke den Schlummernden.

O habe Dank! So lang' ich denke, bleibt unvergessen
 Die einzige schöne Stille, die hier
 Uns winkte, bleibt unvergessen
 Die trauten, freundliche Rast,
 Die hier uns keiner verbitterte. Ruh' ist das höchste der
 Güter . . .

Es geh'n im Gewimmel der Menschen
 Von Mund zu Mund die lauten Richtersprüche der Welt,
 Vor deren Stuhl, o Kind,
 Verdammt oft wird ein heilig Opfer,
 Indes begnadet hinweggeht schleichende Nichtswürdigkeit . . .

Du aber denk', des inneren Trostes voll,
 Nur immer zurück

Ans grüne Pordenone, denk'
 An die reizvoll blühenden Gärten,
 Ans unabsehbar dichte Gebüsche der Alu'n,
 Wo tausend lebendige Wasser sprudeln,
 Wo hier und dort das Mühlrad rauscht,
 Wo rebenumkränzt emporstrebt die Pappel,
 Und wo am Weg so friedlich hinunterhängen
 Tief in den Teich
 Die prächtigen Trauerweiden.



Mein Eichhörnchen.

Wenn die sommerlich glänzende tergestinische Bucht,
 Es er, du schaust und den schönen Strandweg
 Um Felshange besuchst und zur Stelle gelangst,
 Wo am lieblichsten anwogt an die lieblichste Stelle des Strands
 Von Barcola die grünliche Glanzwelle — steh' still
 Ein Weilchen und blick' in die klaren Wasser mit Andacht:
 Da unten, wisse, da schlummert
 Unter dem glänzenden Wellenspiegel,
 Linde gewiegt von krystallenen Armen der Meerfrau'n,
 Auf dem friedlichen Grunde der See,
 Mein liebster Freund.

Der ärmste Junge! sein Leben war
 Der Schicksalskampf einer drangvoll kecken Natur,
 Die, aus ihrer Sphäre gerissen,
 Urwüchsige, brennende Thatkraft
 Im engsten Bezirk vergeudete — war
 Ein ewiges Anrennen an traurige Käfigstäbe.
 Quecksilberne stete Beweglichkeit
 War sein beschieden Teil, doch zeigt' er zu Zeiten sich auch
 Nicht abhold stiller Beschaulichkeit.

In seines Lebens Morgen, ha, welcher Unmensch
 Hatt' ihn entriessen dem fernen Bergwald und geschleppt
 Zum geschrei-durchhallten Marktplatz der Seestadt,
 Wo er feilgeboten ward
 Mit Kaninchen und jungen Hunden und Meerschweinchen?
 Es dauerte mich das springende, sich schwiegende, rastlos
 Im Käfig sich abringende schlanke Geschöpfchen;
 Am liebsten hätt' ich's
 Zurückgegeben den heimischen Nadelholzwipfeln;
 Aber der Wald war fern und unerfahren das Bürschchen,
 Und ihm war nicht in die Seele gegeben, wohin?
 Denn als ich's heimtrug und unterwegs es mir unversehens
 Englitt dem bergenden Tuchzipfel, siehe, da schoß es
 Gar ängstlich in die Winkel: es wäre verkümmert
 Oder in and're Gefangenschaft
 Ließ es alsbald sich wieder locken mit Nüßlein.

Ferne mir sei's, des Breiten zu schildern,
 Wie in meinem Bereich herangewachsen der Kleine:
 Wie zierlich und schnurgerad er saßend mit Nachdruck
 Nüsse knackte, wohl auch
 Mit kerngesunden Zähnlein Zucker beraspelte;
 Wie er die lieben langen Tage lang
 Den Käfig durchmaß
 Mit wahnjähnigen Hinundwiedersprungs
 Schwindelerregender Einförmigkeit;
 Wie er, wenn ich ihn mitleidig erlöste der Haft,
 In mir emporkletterte, lustig um meines Leibes Mitte
 Rasend schnelle Tanzwirbel beschrieb,
 Wohl auch auf dem Boden der Stube
 Geschäftig hierhin, dorthin trippelte, tappte,
 Bis etwa das große, braune Katzenungetüm
 Auf schleichenden Pfoten annahme, worauf
 Er pfeilschnell außfuhr
 Über des Fenstervorhangs weiß schimmerndes Geweb',

Und erst ganz oben vom sichern Querstangenknopf
 Mit weitvorquellenden, zum Tod erschrockenen Augen
 Herunterblickte
 Auf das lauernde Klauentier, das unten saß
 In ohnmächtiger Lusternheit
 Und mit glänzenden Augen hinaufstarre,
 Den Rücken krümmend und mit dem Zünglein
 Die schmale Lippe beleckend.

Wer aber beschreibt, ach, was der kleine Freund
 Meinem Herzen geworden? welches sympathische Band
 Von seiner Seele zu meiner zuletzt
 Geheimnisvoll sich hinüberspann?
 Wie er mich anschaut mit den immer schönen, verständigen
 Zuglein?

O, wenn ich heimkehrte des Abends,
 Oft mit zerriss'ner Seele,
 Und fand dies atmende Leben
 Unter den Kissen meines Lagers,
 fand das zarte, warme Figürchen,
 Zur Kugel eingerollt, vom buschigen Schweife bedeckt,
 Süß schlummernd wie ein Kind,
 Da drückt' ich's an die Lippen
 Und schmiegte zu ihm mich
 Und fühlte nicht mehr mich allein, nicht mehr verlassen.
 Auch in die Fremde zog er mit mir,
 Einmal sogar in die wogende See,
 Und sieben Monate lang
 Lebt' er mit mir in der herrlichen Stadt Venedig.
 Gerne vom hohen Balkon in meiner Behausung
 Blickt' er hinunter ins wirbelnde Menschengemog'
 Der Calle larga im Sestier San Marco,
 Insonderheit an schönen Spätherbst-Nachmittagen,
 Wenn angerückt in die Straße kam
 Die hölzerne Künstlergenossenschaft

Der wandernden Marionettenbude
 Und um den Pulcinella
 Henglumpte Kunstmäcene gedrängt standen
 Hart unter meinen Fenstern.
 Behaglich ausgestreckt auf der Kante der Brüstung,
 Die Schnauze gestützt auf die Vorderpfoten,
 Blick' er hinab:
 Und nicht zum Lächeln zwar verzog er die Mielen,
 Wie toll auch unten der Spaß aufregte den Pöbel;
 Nein, gefaßt immer und ernst, wie's einem Gemüte geziemt,
 An welchem nagte der heimliche Geierbiß des Bewußtseins
 Von einem verfehlten Dasein,
 Doch aufmerksam, mit stillem Behagen, betrachtet' er
 Die schnurrige Puppenkomödie, und keinen Moment
 Abwandt' er den Blick von seinem lustigen Freund
 Und Liebling Pulcinella.

So lebt' er hin ein ruhig Leben; doch oftmals
 Auch in die Bahnen des Stillhinlebenden springt
 Mit verlockendem Winke das Abenteuer.
 Wie befießt der Schreck mir die Glieder,
 Als eines Tages vom Balkon, wo er Siesta gehalten,
 Plötzlich verschwunden war der traute Geselle.
 Seiner Spur nachforscht' ich umsonst.
 Da sagten mir freundliche Nachbarsleute —
 Sie kannten ihn wohl, denn täglich
 Vom Altan aus zeigt er dem Volk sich mit Würde —
 Die sagten mir nun, meine piccola bestia säße
 Weiter die Straße hinab auf einem Dachfirst.
 Eilig stürzt' ich zum Ort, und, wahrlich!
 Da saß er oben, der Schelm, im Abendsonnenglanz,
 Auf luftiger Zinne des Dachs, neben dem Schornstein,
 Und zaust' und putzte den Schwefl
 Und machte Männchen, daß höchlich darob sich verwunderten
 Die Spatzen und Tauben Venedigs,

Die von den Nachbardächern misstrauisch anstaunten
Den nordischen Gast, den langgeschwänzten.

Mild war der Abend und weiter hinunterzuwandern
Schien mein Bürschchen nicht übel gemutet,
Auf bequemem Pfad der Dachrinnen,
Die Mercerie entlang, zum hohen Rialto.
Konnt' ich anderes thun, als eine Leiter erbitten
Von dir, mein wackerer Mietsherr und Gevatter Francesco,
(Dem ich in San Marco zur Taufe gehalten ein Büblein)
Und, in Händen ein blinkendes Zuckersüßlein,
Zum Dach emporsteigen, um einzufangen den Flüchtlings?
Nie werd' ich vergessen den Augenblick,
Wo ich, gefassten Mut in der Seele,
Hinanstieg die Sprossen der Leiter,
Im Angesicht des halben Venedigs,
Das neugierig sich unten gesammelt
Als ob hinauffschritte zum hohen Schaffot
Ein Missethäter.

Als meiner nun ansichtig geworden der Kleine,
Da blickt' er von unnahbar'm Standorte herüber,
So harmlos auf mich, als hätte, was er gethan,
Sich gänzlich verstanden von selbst,
Und allzusehr nicht schien er zu achten
Des fernher gewiesenen Leckerbissens.
Endlich aber, nach vielen Lockworten, schlich er heran,
Vorsichtig, geschmeidigen Rückens, immer sprungfertig,
Und dachte nur eben mit raschem Ruck der Schnauze gewandt
Aus meiner Hand an sich zu raffen die Süzigkeit,
Dann aber allsogleich
Wieder von hinnen seiner Wege zu wandeln.
Anders aber hatt' ihm's gesponnen die Parze; denn ich,
Aus langer Erfahrung kündig weislichen Thuns,
Ich legte behend ihm um Genick und Hälschen

Den Daumen und den Zeigefinger, damit
 Er zum kräftigen Biß nicht wenden könne das Köpfchen,
 Und faßt' ihn säuberlich mit sicherem Griff
 Und bracht' in des Rocks geräumiger Taschenvertiefung
 Wohlbehalten nach Hause den Zappelnden. —

Vergeßen und vergeben
 Hatten wir längst einander auch dies:
 Unzertrennlich selbander lebten,
 Zum heimischen Tergeste wiedergekehrt,
 Wir manches Jahr noch. Immer stiller geworden war
 Mein junger Freund, immer weicher und zärtlicher.
 Da kam eine Nacht — eine Faschingsnacht war's —
 Draußen auf den Straßen
 Schwang seine Schellenkappe tief in die Geisterstunde hinein
 Der immerwache, der nimmeratte,
 Der lebensprudelnde Karneval des Südens.
 Von meinem Augeulid aufflatterte immer wieder,
 Wie ein lärmverscheuchter Vogel, der Schlaf.
 Da fing mein kleiner Lagergenoß —
 Sanft schlummert' er sonst, dem wild'sten Tumult zum Trotz,
 Zu meinen Füßen die Nacht durch —
 Unruhig an auf meiner Decke zu trippeln.
 Vergebens bot ich zu naschen ihm, zu nippen,
 Und wenn ich ihn haschen wollte,
 So schnappt' er unvorsich nach meinem Finger,
 Damit streckt' er hin sich wieder ein Weilchen
 Und ächzte wie von dumpfen Schmerzen gepeinigt.
 Ich beschaut' ihn, wahrnehmend mit Schreck
 Des Leibes wachsende Schwellung . . .
 Ein jäher Schmerz durchfuhr mir die Brust . . .
 Stund' auf Stunde verrain,
 Immer dunkelschattender annahet mir die Gewißheit,
 Es ringe das arme, teure Geschöpfchen
 Vor meinen Augen den Todeskampf.

Mitternacht war lange vorüber und immer noch Scholl von der Gasse herein in Zwischenpausen der Lärm Heimziehender Maskenschwärme.

Geschrei, Gesang und Gelächter scholl,
Übermütig pochte das Bacchanal des Lebens
An mein Fenster — und drinnen im stillen Gemach
Zu meinen Füßen ächzte der sterbende Liebling.
Dort Gelächter, hier Todesächzen bei stiller Lampe — der Widerstreit

Serriß mir die Brust — meines Lebens schrecklichste Nacht war's:

Der arme stöhnende Freund, er fühlte den Schmerz nur,
Er fühlte nicht die Schauer des Todes:

Ich aber fühlte sie für ihn . . .

Es kam der Morgen, es kam der Tag,
Mein Pflegling ächzte, konnte nicht leben, nicht sterben.
Nur kärgliche Speise nahm er

Aus meiner Hand, bald Wasser nur, endlich
Auch dies nicht mehr. Da lag er zuletzt lautlos,
Schmerzlos, schien zu schlummern, zu träumen.

Ach, in diesen Augenblicken zum ersten Male vielleicht
Zog einwiegend ein lieblicher Traum durch seine Seele
Von der schönen, frühverlor'nen Waldheimat,
Ein Traum von Licht und Freiheit. Aufstiegen vielleicht
Holde, längst vergessene Bilder aus einer Welt,
Die er nur wenige Tage gesahnt in zarter Kindheit;
Aufdämmerten ihm die Berge vielleicht noch einmal
Und die hohen Wälder zusamt,
Die seine moosige Wieg' umrauschten! es kam die Waldfrau vielleicht

Ungesehen ans Sterbelager des kleinen Waldsohns
Und zeigte dem brechenden Aug' viel Schönes:
Krystall'ne Bächlein, spielende Sonnenstrahlen und Moos
und Laubgrün . . .

Noch einmal erschloß sein Blick sich,

Schön und klar noch einmal blickte sein Aug' mich an,
 Dann ward's trüber,
 Dann ward's gläsig und starr — auch seine Glieder
 erstarnten —

Er war tot. —

Vor meinen thränenden Augen lag
 Der kleine Leichnam zwei Tage lang.
 Hinaus in die Waldesstille

Hätt' ich ihn getragen wie gern, hätt' ihn wie gerne
 begraben

Unter der stattlichsten Tanne des Hains.

Aber es rauscht kein Tannenwald am Meerstrand.

Doch auch das Meer ist schön, auch im Meer ist Freiheit,
 Das Meer auch rauscht, wie der Wald, und in rollenden
 Wassern braust,

Wie in Hochwaldwipfeln, der Hauch der Unendlichkeit.

Ich trat ans Meer und vertraut' ihm der heiligen Tiefe.

Jahre sind vorübergerollt und noch immer,

Wenn winterlich der Sturm die Woge bewegt,

Fröstelt mich's für die meergebetteten Glieder des Kleinen,

Und ich freue mich, wenn über der warmen Flut die Zephyre
 scherzen.

Ich Thor! sind denn des zarten Wesens Atome nicht längst
 verschmolzen mit den Atomen des Meers?

Rauschen sie nicht mit ihnen und steigen und fallen und
 schimmern?

Dir ist wohl, kleiner Freund! dich hält und wiegt der Okeanos!

Wenn ans Land brausen die Wasser

Und mir zu Füßen der Schaum sich bricht, so weiß ich,

Wer leise mich grüßt im glänzendsten Silbertropfen . . .

Geheimnisvoll vertraut

Bleibt mir die Meereswelle; mit den Atomen verschmilzt

Das Atom, aber es lebt der Geist und der Sinn und die Liebe.

Ein Moment.

Ach, unsere Herzen fanden
Sich einen Moment voll Lust;
Ich lehne mein glühendes Antlitz
An deine wogende Brust.

Dein Busen ist warm, und wonnig
Durchglüht er den zarten Flor —
Mein Lieb, was zuckst du so schmerzlich
Und so verschämt empor?

O laß mich dir ruhn am Busen!
Scheint Frevel dir seine Glut?
Ich will sie stillen und kühlen
Mit meiner Thränenflut.



Ich darf dich nicht lieben und kann dich nicht hassen.

Ich darf dich nicht lieben und kann dich nicht hassen,
Ich darf dich nicht halten und kann dich nicht lassen:
O sage, wie lös' ich den bitteren Streit?
Und ach, was das innerste Herz mir zerrissen,
Ich kann's nicht ertragen — und möcht' es nicht missen
Das quälend-verlockende, wonnige Leid.

Ich kann dich nicht hassen und darf dich nicht lieben,
So steht es im Buch der Geschicke geschrieben —
O schmerzlicher Kampf, der das Herz mir entzweit!
Ich kann dich nicht lassen und darf dich nicht halten,
So wollen es ewiger Sterne Gewalten —
O sage, wie lös' ich den bitteren Streit?

Vergebens in einsamen Nächten und Tagen
 Erneur' ich sie ewig, die schwerste der Fragen,
 Und nähere das quälende, wonnige Leid.
 Ich darf dich nicht lieben und kann dich nicht hassen,
 Ich darf dich nicht halten und kann dich nicht lassen —
 O sage, wie lös' ich den bitteren Streit?



Der Bergstrom.

Finsteren Waldschluchten entronnen,
 Erstaunt der Bergstrom, wenn er hervortritt an die Helle
 des Tags,
 Ufern der See; hoch oben am sonnigen Kamm des Felsufers,
 Bevor er hinunterstürzt,
 Anhält er die brausenden Wasser:
 Denn Meer und Land entrollt ihm in Morgenglanz die
 prächtige Rundschau
 Zum ersten Mal, und herüberwinkt ihm die dämmernde Ferne
 Mit Städtezinnen und Lorbeerhainen und unendlichen Au'n.
 „O wie herrlich,“ jauchtzt er, „wie herrlich, dort
 Mit weicher Welle dahinzugleiten
 Durchs grüne Gefild,
 Vorüber an Traubenbergen,
 Wo der Winzerin Festlied
 Am Abhang hallt, und wo,
 Durchwandelt von heiteren Menschenbildern,
 Die blanken Städte gereift steh'n,
 Und helles Geläut
 Herübergrüßt aus schimmernden Türmen.
 O schöne, schöne Welt, das alles
 Soll ich küssen dürfen, vorüberwallend?
 Rebenhöhn und blanke Zinnen und grünende Wipfel
 Soll ich spiegelnd hegen in kristallenen Fluten?

Des Himmels Sterngruppen, die Goldwolken des Äthers,
 Sie alle werden meiner zaubernden Welle
 Wechselnd vertrau'n ihr seliges Bild?

O Lebenswonne, mit tausend liebenden Armen
 Umfängst du mich und mir ist,
 Als saugt' ich in einem tiefeinschlürfenden Blick
 In mich die ganze weite schöne Welt
 Und all' ihre Lust,
 In einem Moment der Entzückung!" —
 So jauchtzt er staunend droben am ragenden Kamm
 Des überhängenden Felsufers und hochauf
 Schäumt er in Lebenslust, und, verklärt vom Himmelsglanze
 der Hoffnung
 In tausend schimmernden Funken
 Hinuntertanzt er in den winkenden Abgrund.

Was aber rauschet drunten
 Entgegen dem Sehnsuchtsvollen und öffnet
 Zur frühen Rast ihm den unendlichen Schoß?
 Das heilige Meer ist's,
 Das den trunkenen Hinuntertaumelnden aufnimmt,
 Und seinen Lebenstraum verschlingt die schrankenlose Salzflut.

Hell und lange leuchten den Glücklichen
 Des Schicksals Sterne: doch schön ist auch
 Kurzer Lebenspfad, die Welt nur im Traume genossen, früher
 Erguß 'ns Unendliche.



An M. M.

Die nah' mir kamen, freundliche Gestalten,
 Sie sind ein Stück von meines Herzens Leben:
 Ob auch sie ferne wieder mir entschwäben,
 Ich weiß im Innern doch sie festzuhalten.

Ins Geisterreich, wo Haß und Tod nicht walten,
 Weiß ich Erkor'ne traut emporzuheben,
 Wo sie wie Genien mich hold umgeben,
 Und mir, wie Götterbilder, nie veralten.

Wer so verwuchs mit meines Herzens Triebe,
 Es bleibt mir stets das Bild von ihm ein reines,
 Ob er auch feindlich ewig fern mir bliebe.

So bist du mir der teuren Bilder eines,
 Ob zwischen uns auch stockt das Wort der Liebe,
 Kein Blick mehr geht von deinem Aug' in meines.



Vermächtnis.

Ich liebe die Flamme,
 Das Glanzelement,
 Im Wetterleuchten,
 Im Sterngesimmer.

Ich liebe den Äther,
 Den göttlich-freien,
 Wo die Winde, die Wolken,
 Die Adler wandern.

Ich liebe die Welle,
 Die rauschende,
 Sehnstüchtig wallende
 Von Land zu Land.

Ich liebe die Erde,
 Das heil'ge Grün,
 Wo's hold zu wandeln
 Und noch süßer zu ruh'n ist.

Und sterb' ich, geb' ich
Mein Wesen gerne
Den liebgeword'n'en,
Den Elementen:

Den Geist der Flamme,
Die Seele dem Äther,
Das Herz der Welle,
Den Leib der Erde.

Geist soll lodern,
Seele sich dehnen,
Des Herzens Woge soll weiter
rauschen und flingen,
Der Leib soll ruh'n.

¤

Der geblendete Vogel.

Wunderbar in Finsternissen erglüht
Der Stern des Gesanges. Ich sah ein Vöglein sitzen,
Ein unscheinbares, zur Winterszeit,
Im engen Käfig.
Und als ich's näher betrachtete,
Siehe, da schreckten in seinem gefiederten Köpfchen
Statt fröhlicher Augensterne
Mich tote traurige Höhlen.
Geblendet war der Vogel. Schaudernd fuhr ich zurück,
Und Rührung preßte mir
Das Herz zusammen und unendliches Mitleid.

O Vöglein, seufzt' ich, du armes, armes Vöglein,
Dir blüht kein Lenz mehr. Nie wieder, wie einst,
Von der Höhe des Äthers
Siehst du die weite schöne Welt, und ausgebreitet
Den grünen Wald auf Bergen, und auf den Matten

Die Blumen, und, fernherwinkend, die Silberbänder
 Der Ströme, wallend durchs blühende Flachland.
 Nie wieder, auch nur durch des Käfigs Stäbe, besucht
 Dich der Glanz des himmlischen Äthers;
 Die Maiensonnen, so schön im Aufgang,
 So schön im Untergang, dir geht sie nicht auf noch unter.
 Verloren ist dir der Lenz und die Lust, wie mir, und so
 Verloren wohl auch Leben und Lied!

So klagt' ich wehmüdig. Da plötzlich, wie wenn der schimmernde Springquell
 Aufsteigt in die ruhige Luft, oder Raketen sternartig sprüh'n
 Entgegen dem Abendhimmel: so stieg ein schmetternder Triller
 Klangfreudig, langhingezogen,
 Empor aus der wirbelnden Kehle des Vögleins.
 Ihm aber folgte Gesang, kraftsprudelnd und unerschöpflich:
 Und Schmerz nicht klagt' im Gesange des blinden Vögleins;
 In seinen Trillern jauchzte Behaglichkeit,
 Und Lebenslust und die ganze volle Wonne des Frühlings —
 Und doch hingen draußen die Wolken
 Am kalten Himmel, und Spätherbstnebel
 Schauten trübe herein durchs trübe Fenster . . .

In Thränen mußt' ich lächeln. Woher
 Nimmt solche Klänge das Vöglein? woraus
 Spinnt es das tonkunstreiche Gewebe des Lieds?
 Wie findet's
 Lustigen Sang in seiner Blindheit,
 Frühlingswonnen in trauriger Winterszeit?
 Wie springen ihm die gold'nen
 Brunnen süßen Gesangs, indes die Genossen, ob auch
 Off'nen Auges und froh
 Des Ätheranblicks, längst doch alle verstummt sind? —

Im Frühling war's: als eben am buntesten
 Vorübergankelte des Blütenmonds

Triumphzug. Mitjauchzend im freudenchor sang
Auch unser Vöglein. Da ward's geblendet. Auf ewig austilgte
Sein Augenlicht ein grausam Schicksal.

Nun saß es blind im Käfig. Doch nicht verstummt' es:
Noch immer sang das Vöglein, rastlos und schmetternd
Sang es, denn ihm schäumte noch voll
Des Herzens Becher vom Nektartrank
Des Frühlings, und als längst dieser dahin war
Und verglühet auch war der Sommer und stumm
Die andern Vögel saßen im Käfig,
Da sang noch immer das blinde Vöglein:
Denn unverloren trug es den Lenz
Im Herzen, und die Lenzeslust, unwissend,
Dass längst entflohn' der gold'ne, und dass nebelumgraut
Des Waldes Wipfel starnten.

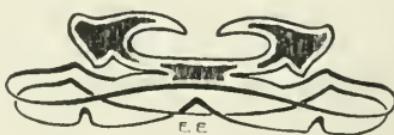
Ihm blieben in der Seele des Mais
Blühende Bilder, denn, augenlos, erblickt es ja nimmer
Des Winters entseelenden Gorgoschild;
Ausflutet es, unbewußt
Des rauhen Jahrs, in treuen Klängen den Wonnetraum,
Den nimmer ernüchtert die Wirklichkeit. Ausspinnt es
Zu Gesängen die Sonnenmilde, das Himmelsblau,
Alles, was trunken es einsog, was in holden Morden
Es ansammelte: den unerschöpflichen Herzenstreichtum.

Und so geschieht's, dass reichen Gesang
Spendet das augenlose Vöglein
Die ganze Zeit des Jahres, wenn schon die blickbegabten
Traurig sitzen im Bauer und sanglos . . . Nicht ist, wie
unbedachtes

Mitleid klagen möchte, der Lenz dir geraubt, o blinder Vogel!
Dein ist er, und eben dein, wie keines andern!
Voll und ganz festhältst du die Pracht und übers Meer nicht
Brauchst du zu wandern, wie deine Genossen, um aufzusuchen

Die hier entchwund'ne: tief innen blühet
 Sie dir, und darum unverkümmert
 Vom Nordsturm. Dir ist winterlicher Flockentanz
 Wie Blütenschauer. Besser ist's, blind sein und schmet-
 ternd sich
 Ausleben in Gesang, als sehend und stumm
 Hingeh'n durch eine blühende Welt
 Voll Schönheit. Arm ist ein blicklos Aug',
 Ärmer ein tonlos Herz, in dessen Saiten nicht widerhallt
 Ein Himmlisches. Mitten in den Zerstörungen
 Dahingewelkter Pracht steht aufrecht des Gesangs
 Blumenkrone, schönerer Tage Denkmal und zugleich
 Ein Irisbogen der Zukunft,
 Der farbig blüht im Gewölk.

Mag freudeleer hinzieh'n ein Erkorener,
 Dem hold die Lippe tönt, ihm ist das Höchste
 Doch in die Seele gegeben. Schön, ob auch einsam, steht
 In Finsternissen der Stern des Lieds und übergießt
 Mit mildesten Blüten des Lichts
 Der Welt Öde. Laß still
 Fortleben, o Herz, die schönere Zeit
 In Klängen, ob auch öde die Mitwelt ist,
 Denn alles Schöne muß untergeh'n,
 In Klängen rettet es aber
 Süßer Gesang. Hoch über welken Blüten und Trümmern,
 Alles Schönen fromm eingedenk,
 Ewig jauchze das Lied, jauchze die Dichtung.



Blätter im Winde.



Inhalt.

	Seite
Präludien	289
Der Waldquell am Thalweg	292
Läß die Einzelwelle tanzen	293
Mein Herz ist in der Ferne	294
Streckverse an Giulietta	294
Wunder	295
Liebesfrage	295
Weinen und Lächeln	296
Küsse	296
Totengräberhochzeit	297
Marie	298
Verheißung und Erfüllung (Drei Prologen 1868—1871)	305
Correggio	311
Aus einem lyrisch-epischen Cyklus	315
Sag' nichts den Leuten	316
Allerfeelentag	317
Mein armes Herz	318
Du ganz allein	318
Ungelöste Fragen	319
O, Thränen sind ein fester Kitt	319
Deutscher Festgesang	320
An Miranda	321
Es ruhet in Klüsten ein brausender Föhn	322

	Seite
Richtet nicht die Toten	323
Jahreszeiten	323
Leid und Lust	324
Das Unerträgliche	325
Einsam	326
Schönste Waldstelle	326
Aus Arkadien	328
Himmlischer und irdischer Reigen	328
Die Nacht und ihr Söhnlein	329
Im Wahne der Ohnmacht	330
Nach Schönheit schmacht' ich	333
Volksweise	333
Hier in dieser weiten Runde	334
Kollende Räder	335
Arabella	336
Zu viel	337
Sonnensehnsucht	338
Um Kreuze	338
Das Nordpolgrab	339
Beichte	340
An die Nationen	341
Die Kindlein wissen's	342
Auf hohen Bergen	343
Täuschungen	343
Morgenidylle	344
Sie wissen es nicht	345
Ob wir in die Kirche gehen	346
Schlend're den Becher du nicht in den Abgrund	347
Ein Frühlingslied (Zur Grün-Feier 1876)	348
Schlange unter Blumen	351
An ein junges Mädchen	352
O wie viel Leid	353
Betrachtend diesen Stoß von Briefen	354
Der letzte Kranz	354
Stiftinghaus	355
Ach, Gnaden auszuteilen wär' so schön	356
Inferno	358
Aide-toi et le ciel t'aidera	359

	Seite
Gaukler, gaukler, Mädelnenfalter.....	360
Tausend gold'ne Träume.....	361
Der Troubadour	362
Der Stern des Alres.....	362
Traue nicht.....	365
Abend	366
Sag', liebes Kindchen	367
Seelenwanderung	368
Ward untreu dir dein erstes Lieb	369
Komm, Liebe, du heil'ge	369
Tausend holde Dinge.....	370
Beauté de diable	371
Ich wund're mich.....	371
Das Ringlein	372
»Dum desfluat amnis«	372
Zur Feier der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaars	375
Die schönste der Flammen.....	375
Dichterliebe.....	376
Kürze	377
Die säumige Schöne	377
Kommt und schaut!	378
Die Brüder	380
In Lieb' und Wonne schwelgend einst	381
Dichterlos (Zu Ehren des Dichters C. G. v. Leitner)	381
Der Blumenmarkt	384
Das fremde Vöglein	385
Der böse Traum	386
Flatterseelchen	388
Zur Einleitung des 300. von Westermanns Monatsheften	389
Einem deutschen Dichtergreise in Böhmen	393
Um Sacher Masoch	394
Aus dem „Erotikon“	394
Die Begegnung	395
Die schönsten Reime	396
Die Quellnymphen von Radegund	397
Kindesauge und Dichterauge	400
Zwischen mir und ihr	401
Liegen möcht' ich, ruhen.....	404

	Seite
Eifersucht	404
Einsamkeit zu Zweien	405
Rosenzauber	406
Zwinge nicht ein Weib zur Liebe	407
Und schlägst du, grausame Schöne, mich	407
Drei Welten	408
Nach einer Aufführung der „Antigone“	410
Das Thränlein I.—III.	413
Alpenrosen	414
Frage nicht	415
Habsburgfeier in Steiermark	416
Die Fee der Frühe	420
Erlösung I. II.	421
Diva Faustina	422
Und dann?	424
An ein Kind	424
Wer sich fren'n nicht kann	426
Die einsame Rose	427
Straßburglied	428
Deutsche Worte	429
Wehrlos	429
Vision	430
Verwaist	431
Eisenbahnfahrt	433
Christnacht	434
Das deutsche Lied am Rhein	436
Das Ebenbildchen	437
An das deutsche Volk, 1. April 1885	439
Zur Eröffnung des Stephanienhauses in Graz	443
Das deutsche Lied in Österreich	445
Ich liebe mein Österreich	447
Geh' nicht von mir	447
Im Unbestand der Dinge	448
Glaubt nicht dem Dichter	449
Baum am Strand	451
An den Abendstern	451
Natur und Schicksal	453
Die lyrische Muse	453

Lyrische Aphorismen.

	Seite
Als ich noch jung war	455
Durchscheinend Fensterglas nur ist	455
Schönheit ist nur.....	455
Wegflucht von den Blumen	456
Das Süßeste.....	456
Gepfückt zu werden.....	456
Der ew'gen Sehnsucht Schmerz	456
Kind sei immer die Phantasie.....	456
Tag und Nacht.....	457
Heut' sieg eben ein freund	457
Weißt du, welcher im Leben	457
Wie kann denn bitter sein der Tod	457
Grabschriften I. II.....	457
Es klingt wie der Klang elyssischer Glocken.....	458
Suſch' nur Tag für Tag dich durchzuschlagen	458
Hold sein willst du mir nun?	458
Dir ist, wenn dich ein Weib verriet	459
Fromme stille Blumen stehn	459
Zur Katze sprach die Maus	459
Feehergnome	459
Der Lorbeer, traun, hat keine Sympathie	459
Über des Genusses Kissen.....	460
Denke, während prangt die Blume.....	460
Die Lust ist Erdenblume	460
Inschrift für das Hölderlin-Denkmal in Tübingen.....	460
An den Dichter der „Gräfin Seelenbrand“.....	461
Der Gattin eines Dichters ins Stammbuch	461
Sibyllinischer Spruch	461
Sängerspruch für Pettau	462
An der Adria	462
Symbola I. II. III.....	463
O Erdensohn	463
Auch an Dornen fehlt's wohl nicht	464
Was ein Erdensohn für sich gewesen	464
Geifert unüberzeugt	464

	Seite
Schafft Kleines eiumal ein Großer	464
Lieber dem Ochsen verzeih' ich	464
Seefahrer	465
Was kümmert's mich	465
Kopf und Herz	465
Wen die Götter lieben	465
Meister	465
Aus der Tragödie „Panther und Wölfin“	466



Präludien.

I.

Auf Blätter will ich meine letzten Lieder schreiben,
Auf Blätter, die der Wind von Bäumen weht
Im Herbst: auf Blätter, gelb, gekrümmt, verdorrt,
Die so ein Weilchen noch im Winde tanzen,
Bevor sie in den Kot der Straße stampft
Das Rind und eines Bauern plumper Tritt.

II.

Geläng' es wohl, ein Tiefstes auszusprechen?
Sich mitzuteilen? lichtvoll anzuspinnen
Ureigenstes? — Des Herzens Ströme brechen
Hervor, um starr und eifig zu gerinnen
An Hauchen, die die frost'ge Welt durchwittern,
Zu Wortkristallen, die das Ohr gewinnen,
Doch an den Seelen rasch vorüberzittern,
Und niederfallend
Im Leeren still verklingen und zerplittern.

III.

Ach, muß denn immer der arme Poet
 Sich schleppen mit dem ganzen Jammer der Welt,
 Das Kreuz nach Golgatha tragen,
 Das Kreuz tiefinniger Herzempfindung,
 Das Kreuz der Poesie,
 für alle Kreaturen? —

IV.

Nie war ich glücklich — doch von mancher flücht'gen Stunde
 Schlürste den süßen Seim
 Bis auf den Grund ich, unbekümmert um das Grinsen
 Der Schicksalsmächte . . .

V.

Als ich noch jung war, summte mir das Ohr
 Den ganzen Tag von tausend Melodien,
 Zu welchen ich den Text nicht wußte. Jetzt,
 Nachdem ich älter ward, hab' ich den Kopf
 Stets übervoll von tausend Liedertexten,
 Zu welchen ich die Melodien nicht finde . . .

VI.

Wo darf ich lieben? Was mich lockt, ist Schaum
 Und was mich schreckt — ist nur ein wüster Traum.
 Wie zwischen Sein und Nichtsein schwankt die Welt,
 Ist zwischen Lieb' und Haß das Herz gestellt.

VII.

„Was wollen denn immer die Lilien, die bleichen,
 In deinen Liedern,
 Und die Schwäne, die weißen?
 Was will der Mondesglanz,
 Und die ewigen Thränen

Der Sehnsucht und die abgedroschenen Rätselfragen
 Des Lebens und des Glücks?
 Ist unbewußt dir,
 Daß über solche Dinge der Kritikaster
 Gist speit
 Und hinter der Bierkanne hervor
 Gebieterisch
 für neue Zeit auch neuen Gesang heißt? —
 Mag ander'n werden der Kranz, Freund!
 Nur dieses wisse: Ob alle Lilien ausreutzen
 Und alle Schwäne würgen die Kritikaster,
 Nie werden sie wegspotten
 Aus den Blättern der Dichtung
 Den urältesten,
 Ehrwürdigsten Stoff der Poeten:
 Die vielgescholt'ne, die gegenstandlose,
 Die hohe Sehnsucht.
 Immer wieder werden erklingen
 Die zarten Klagelaute
 Einsamer Seelen, die eng,
 Doch rein und hoch
 Des Lebens Horizont umschließt.

VIII.

Ging ich nicht, wie der Herr, über die wilde See,
 Ruhig-sicheren Schritts? bengt' ich mich schwindellos
 Nicht in Krater hinab? wölbten die Genien
 Mir aus Wolken die Brücke nicht? —

Und nun siehe, wie gut, siehe, wie fehllos trifft
 Jede tölpische Faust, die mich ins Antlitz schlägt!
 An der Stirne wie fest klebt mir der schmutzige
 Geifer, den die Verleumdung speit!

IX.

Mir ist schon längst die ganze Lust
Am Lob der Welt verleidet:
Nicht was du schaffst, nicht was du thust,
Nur was du bist, entscheidet.

X.

Was soll doch nur die Poesie?
Sie kommt zu spät, sie kommt zu früh,
Hat schüden Lohn für edle Müh',
Was sie gewollt, erreicht sie nie.



Der Waldquell am Thalweg.

Um Thalweg hör' ich's brausen:
Hei! wie sich stürzt die Wasserwucht
In wilder Flucht
Von Fels zu Fels mit Sausen
Und ihren Weg im Sande sucht!

Du rannst aus Bergesklüften,
O Quell, und trankest Frührot Schein,
So hell, so rein,
Mit Waldesblumendüften —
Nun stürmst du wild ins Thal herein.

Und deine Wasser wallen
Wie aus der Wunde quillt das Blut:
In Schmerzeswut
Schwermüdig zu Krystallen
Zerschlägst du deine Silberflut.

Wer wandert in die Ferne,
 Der sehnt sich, ach, zurück, zurück:
 Vor unserm Blick
 Geh'n winkend her die Sterne,
 Doch hinter uns, ach, bleibt das Glück.



Läß die Einzelwelle tanzen . . .

Läß die Einzelwelle tanzen,
 Freiheitstolz, mit Eigensinn:
 Muß sie zieh'n doch mit dem Ganzen,
 Mit dem Strom zum Meere hin!
 Läß sie wallen, läß sie springen:
 Ob sie flüstert, ob sie braust,
 Weiß der Stromgott sie zu zwingen
 Leise mit der starken Faust.

Läß die munter'n Vöglein hüpfen
 Bei des Lenzes gold'nem Fest,
 Dieses unter Blumen schlüpfen,
 Jenes bau'n sein Felsennest.
 Läß sie flattern, läß sie schweben:
 Nah'n des Herbtes Stürme bang,
 Müssen übers Meer sie streben
 Alle doch in gleichem Drang!

Daseinschranken abzuschütteln,
 Mit der Hölle selbst im Bund,
 Läß der Fauste Geister rütteln
 An des Himmels ew'gem Grund.
 Läß sie folgen ihrem Drange:
 Auch der kühnsten Seele Flug
 Lenkt an gold'nem Zauberstrange
 Tiefgeheimer Schicksalszug.



Mein Herz ist in der ferne.

Mein Herz ist in der ferne,
 Es flog als Vöglein aus,
 Nach einem schönen Sterne,
 Weit in die Welt hinaus.

Nun sinkt sein müd' Gesteder,
 Es läßt die luft'ge Höh'
 Und fliegt zur Eb'ne nieder,
 Zur Rast am blauen See.

Die Lust ist ihm vergangen,
 Zu zieh'n von Land zu Land;
 Es ließe gern sich fangen
 Von einer weißen Hand.



Streckverse an Giulietta.

I.

Dein Nacken ist weich wie der weichanwogende
 Rücken des Schwans; drum schling' ich den Arm
 So gern um ihn. Und ich halt' in den Händen
 Die deine so gern: warm fühlt sie sich an,
 Und wie Samt so weich. Ja, deine Hand
 Ist warm; doch warme Hände bedeuten
 Ein kaltes Herz, und wie stets am Leibe des Kranken
 Erkalten die äußer'n Glieder, so strömt
 Gesunden deinesgleichen vielleicht
 Von Haupt und Herzen hinweg
 In die Finger spitzen die Wärme; ja, du bist kalt:
 In diesen feinen blauen Äderchen schleicht Froschblut . . .

II.

Mein Kind, wenn mir an deiner holden Seite
 So wohl ist, wähne nicht, daß ich dich liebe.
 Sieh', lieblich ist's, im reinen Elemente
 Der Weiblichkeit zu schwimmen, wie man auch
 Im Älther sich, im klaren Wasser badet.
 Du bist nur eine Welle jenes Schaumes,
 Aus welchem erst die Göttin müßte steigen,
 Vor der ich mich in Lieb' und Andacht möchte neigen.



Wunder.

Deute mir den süßen Zauber,
 Der die Frauenlippe würzt:
 Daß uns ihre Glütherührung
 In ein Meer von Wonne stürzt?

Solchem Wunder nachzuspüren,
 Ist so fromm, als wie des Seins
 Ew'gem Grunde nachzugrübeln:
 Alle Wunder sind nur eins.

Heilig ist dies Weltwunder,
 Wo ihr's packt, an jedem Ort,
 Und die großen Rätsel alle
 Löst ein einziger Zauberwort.



Liebesfrage.

Mädchen, Mädchen, diese Wangen,
 Dies Erröten, dieser Blick,
 Ach, entflammt sie das Verlangen,
 Und verkünden sie mir Glück?

Darf ich fühn ins Auge' dir schauen?
 Darf ich voll und unbegrenzt
 Diesem zarten Schwure trauen,
 Der in seinem Sterne glänzt?

Prüfe dich in tiefster Seele,
 Eh' dein Auge mich bethört,
 Und dein Herz mir ganz verhehle,
 Wenn es mir nur halb gehört.



Weinen und Lächeln.

Du schiltst mich kalt, weil, während du weinst, ich lächle?
 Kind, halte nicht mehr von meinem Lächeln,
 Als ich halte von deinen Thränen,
 Mit welchen du immer so rasch zur Hand bist.

Ich lächle leicht, und du weinst noch leichter;
 Wir wollen darob nicht streiten.
 Manneslächeln und Weibesthräne
 Hat beides nicht viel zu bedeuten.



Küsse.

Leidenschaftlich, feurig, glühend,
 Ist der Kuß der schönen Frau;
 Doch von Lippen, maglich blühend,
 Läbt er mild wie Himmelstan.

Zu umspannen, zu umarmen,
 Locken Reize, voll und rund;
 Doch im Kusse zu erwärmen,
 Dient zumeist ein zarter Mund.



Totengräberhochzeit.

Hei, was tönt so eigen?
 Klarinett' und Geigen
 Mitten in der Nacht,
 Wo die Toten ruhen
 In den dunklen Truhen
 Um das Häuschen an dem Friedhof,
 Bei der Sterne Wacht?
 Lustiges Gefiedel
 Schallt die ganze Nacht.

Klarinett' und Geigen —
 Hei, wer tanzt den Reigen
 Bei der Sterne Wacht?
 Wie das klingt und fauset,
 Wie das walzt und brauset,
 In dem Häuschen an dem Friedhof
 Mitten in der Nacht:
 Totengräberhochzeit
 Wird da heut' gemacht.

Geigenklang und Flöten,
 Lustige Trompeten
 Klingen drein so laut!
 Heiße, laßt sie ruhen
 Draußen in den Truhen
 Um das Häuschen an dem Friedhof,
 Mondesglanz-umgraut!
 Drinnen tanzt im Reigen
 Bräutigam und Braut.

Mitternacht! — Die Toten
 Stehen auf in Rotten,
 Viele tausend schier!
 Klappern, schwirren, lärm'en,
 Möchten baß sich wärmen.

Bis zum Häuschen an dem Friedhof
Treten sie herfür,
Gucken durch die Fenster,
Tanzen um die Thür.

„Wundersüßes Leben!“
Seufzen sie im Schweben,
„Wie so frisch, so rot!“
Schwingen sich im Kreise,
Singen ihre Weise,
Todes Fackel, Hymens Fackel
Ineinanderloht.
Drinnen tollt das Leben,
Draußen tanzt der Tod.

Beide sich im Kreise
Bald nach einer Weise
Schwingen in der Nacht. —
Jetzt die Toten ruhen,
Mit durchtanzen Schuhen
Aus dem Häuschen an dem Friedhof
Zieht der Reigen sach:
Auf den Gräbern funkelt
Morgentau voll Pracht.



Marie.

I.

Spät abends bei dem Schein der Lampe saßen
Beisammen wir in traulichem Geplauder.
Sie streichelte die Wange mir, sie küßte
Die Stirne mir, sie faßte meine Hand
Und hielt sie in der ihrigen und ließ
Sie ruhn auf ihren Knieen, in ihrem Schoß.

Zuweilen legte meine Hand sie auch
 An ihre Wange dicht, damit ich fühlle,
 Wie heiß sie glühe, weil das Haupt ihr schmerze.
 Sie duzte mich und sie ernannte mich
 Zu ihrem „Brüderchen“, und ich auch mußte
 Sie duzen, mußte Schwesternchen sie nennen.
 „Warum so ernst, so bleich, lieb‘ Brüderchen?“
 So fragte sie, mit himmlisch-holder Milde
 Im Blick, mich oft, und ließ sich jedes Leid
 Erzählen, und ihr Auge wurde feucht.
 Und selig blickt’ ich in ihr edel-blässe,
 Ihr schön umlocktes Engelsangesicht,
 In ihre großen, dunkelbraunen Augen,
 Die seelenvoll und zärtlich auf mir ruhten.
 Und pries verzückt ich dann ihr holdes Wesen,
 Und nannte Engel sie voll idealer,
 Voll himmlisch-reiner Huld, da sprach sie: „Nein!
 Das bin ich nicht — das bin ich nur bei dir!
 In dieser Stunde! Nur wenn ich dir schaue
 Ins bleiche, stillverklärte Dichterantlitz
 Und in dein Aug’, das, ach, so anders blickt
 Und hör’ dein Wort, das, ach, so anders klingt
 Als all der ander’n, da ist mir zu Mut,
 Als ob mein Herz und meine Seele sich
 Besflügelte — aufschwaben möcht’ ich selig
 Mit dir in hohe, heil’ge Regionen.
 Und dieser reine Hauch, der mich umweht,
 Beseligt mich, wie keine Huldigung
 Der Menge, mich kein Beifallssturm beseligt,
 Der in der Welt der Schminke mich umrauscht!“

So schwanden Wochen rasch, und mächtig immer
 Hinzog mich’s wieder zum Hotel am Kai,
 Worin sie hauste, und wo vor den Fenstern
 Im Golf, den Damm entlang, mit weißen Segeln

Ein Mastenwald im Winde knarrend schwankte.
 Doch ach, nur wenig reine, trauter Stunden
 Vergönnte mir der Schwarm, der sie umdrängte,
 Die Sangeszauberin! Und nah' auch rückte
 Der Tag schon, ach, der sie entführen sollte:
 Der Tag des Scheidens! Da, mich traurig sehend,
 Sprach sie zu mir: „Von dir, mein Brüderchen,
 Von dir nicht wie von all den ander'n scheid' ich!
 Wir bleiben Brüderlein und Schwesternlein
 Auch in der Ferne. Mut, mein liebes Herz!
 Sieh', morgen Abend wird sich alle Welt
 Zum Lebewohl in meine Stube drängen.
 Komm' nur auch du, ausharrend in Geduld:
 Mein allerletztes Stündchen weih' ich dir!
 Bleib' du zurück, wenn all die ander'n geh'n:
 Dann sing' ich noch einmal dein Lieblingslied
 Zur Harfe dir: Desdemona's Gesang!" —
 „Desdemona's Gesang? zur Harfe?" — „Ja!
 Im weißen, wallenden Gewand" — „O, schön!
 O, schön, mein engelgutes Schwesternlein!" —
 „Im weißen Nachtgewand — das Haar gelöst —
 O, schön, o, schön, mein trautes Schwesternlein!
 Und leuchten soll — nicht wahr? — durchs Fenster still
 Der Mond allein — der Schmuck der Sommernacht?"
 „Der Mond allein!" gab sie zurück und küßte
 Mich auf die Stirn, und in dem Aug' ihr glänzte
 Ein Strahl unendlich süßer Himmelshuld. —

II.

Der Abend kam des schönsten Stelldicheins.
 Erregt, von Weh' und Lust das Herz geschwellt,
 Ging ich zu ihr. Früh kam ich, wollte heut'
 Nicht bloß der Letzte, auch der Erste sein.
 Und mit der Ungeduld des Liebenden

Trat ich in ihr Gemach. Da fand ich sie
Auf ihrem Sofa sitzend. Bei ihr saß
Ein junger Mann, ein hübscher, welscher Krauskopf,
Ein Dandy.

Dieser Dandy neigte just
Das schönfrisierte, salbenduft'ge Haupt
Hinab, ganz tief, auf ihre reizend-üpp'ge,
Samtglatte, alabasterweiße Schulter.
Geschah's, um einen Kuß darauf zu drücken?
Es scheint; denn sie errötete . . . Vor Zorn?
Vor Scham — Ja, sie errötete, und ich
Erblaßte. — Doch sie reichte mir die Hand,
Zog mich an ihre Seite, hatte Blick
Und Wort und Lächeln ganz für mich allein.
Einsilbig gab ich Antwort. Allgemach
Nun füllte sich der Saal — ich merkt' es nicht.
Ich war betäubt. Was war mit mir gescheh'n?
Vorging etwas in mir — ich faßt' es nicht.
Es schwirrte rings um mich. Sie war verschwunden
Von meiner Seite. Das Gewühl bewegte
Sich drehend um mich her wie Puppentanz
Zu Leierkastenklang; mir schwindelte.
Auftauchte sie im Schwarm oft wie ein schönes,
Doch blasses Königskind im Zauberhörnchen,
Und ich erschien mir, fiebernd, als ein Prinz,
Der sie erlösen sollt' aus schnödem Bann,
Doch meine Sohlen wurzelten im Boden . . .

Sie war an diesem Abende, wie nie,
So schön — so marmorischön und marmorbleich!
Ein rührender, ein engelhafter Zug
Voll milden Ernstes lag im schönen, blassen,
Von dunklem Haar umlockten Angesicht.
Der welsche Krauskopf näherte galant
Sich ihr ein paarmal, scherzend, unbefangen.

Sie kargte mit dem Wort — sie wies ihn ab —
Doch niederschlug die Augen sie dabei . . .

Wir saßen um den Tisch. Die Bowle dampfte,
Ein schwüler Duft stieg auf, die Gläser klirrten,
Und wie durch einen Silbernebel sah ich
Als Wirtin um den punschgefüllten Napf
Sie walten mit der schwanenweißen Hand —
Der schönsten aller Hände, ach, die ich
Gesehn im Leben! Aber diese schöne,
Schneeweisse Hand, sie zitterte ein wenig . . .

Schwül ward's und schwüler. Auf den Dampfeswölkchen
Der Bowle saßen Geisterchen, Kobolde,
Die, neckisch-toll, der Jungen Bande lösten.
Zwangloser klang Geplauder und Gelächter.
Da schien ergriffen von der Bowle Geistern
Plötzlich auch sie — hellstimmig klang ihr Lachen
In das der ander'n; in den blassen Wangen,
Den Augen glomm's von dunkler Glut — frei wallten
Die Locken — ihre weißen Arme blinkten
Verführerisch, wie die der Lorelei
Im Mondesglanz . . .

Ihr Auge suchte meines;
Doch dies glitt ab von ihr und irrte, schweifte
Traumhaft hinweg in unermess'ne Fernen.
Da nahm sie eins vom Haufen weißer Kärtchen,
Die angesammelt sich auf ihrem Tisch
In zierlichem Behälter, Namen tragend,
Zum Teil mit Kronen drüber, vielgezackten.
Eins dieser Kärtchen nahm sie, fröhzte
Drauf ein paar Worte, rasch, in flücht'gen Zügen,
Und ließ es auf des Tisches Platte tanzen

Herüber bis zu mir. Drauf stand zu lesen:
 „Desdemona's Gesang — zur Harfe — weiß
 Umwallt vom Nachtgewand — bei Mondeslicht“ . . .

III.

Vorbei schon Mitternacht? 's ist Aufbruchszeit.
 Anschicken all' mit letztem Scheidegruß
 Die Gäste sich, zu geh'n. Mit ihnen ich.
 Sie sieht mich an mit ernstem, tiefem Blick.
 Dicht schwirrt der Schwarm um sie zum Lebewohl.
 In wunderlicher Laune greift sie selbst
 Nach einer von den doppelarm'gen Leuchten,
 Die, tief herabgebrannt, schon matter glüh'n.
 Und diese Leuchte in der weißen Hand,
 Giebt das Geleit sie uns hinaus zur Treppe.
 Doch hier auch staut sich's wieder, schwirrt und schwatzt,
 Und seltsam klingt's in buntgemischem Schwarm
 Von deutschem, fränk'schem, welschem Laut zusammen.
 Auch dies doch endet, und es wogt die bunte,
 Bewegte Schar die Treppe sacht hinab.
 Der Säbel des beleibten Offiziers
 Klimmt auf den Stufen.

Unten angelangt,
 Blickt keiner mehr zurück. — Nicht doch! ein einz'ger.
 Zurückgeblieben als der Letzte bin ich,
 Und einen letzten Blick send' ich zurück.
 Sie steht noch oben auf der höchsten Stufe
 Der Treppe — still — die Leuchte in der Hand —
 Bestrahlt vom Kerzenschimmer, und doch bleich.
 Erst scheint sich ihrer Lippe Rand zu kräuseln
 In leisem Trotz, indes im schönen Auge
 Ein milder Strahl aufleuchtet . . . ist's ein Wink? —
 Doch Trotz und Wink erlöschten, und ihr Antlitz

Ist wieder marmorstill und marmorbleich. —
 Ein kurzer, letzter, allerletzter Blick! —
 Dann wandt' ich mich zu geh'n.

Vom Meere her
 Strich brausend der Südost, und brandend schlugten
 Die Wogen den granit'nen Uferdamm.
 Entlang den Meerstrand streift' ich ziellos hin
 Und trank in mich den Sturmshauch der See.
 Zur Rast gelagert dann auf Felsgeklipp',
 Zog ich hervor das Kärtchen — las es wieder:
 „Desdemonas Gesang — zur Harfe — weiß
 Vom Nachtgewand umwaltet — bei Mondeslicht.“ —
 Ich sah empor zum Mond — er war verhüllt.
 Nun ward es hell im Osten, und im Grau'n
 Des Morgens zog ein Dampfer aus dem Hafen
 Hinaus aufs hohe Meer. Der Dampfer trug
 Die Schöne mit dem Engelsangesicht
 Und mit der weichen, schwanenweißen Hand. —
 Das helle Wölkchen Rauchs, das übern Schlot
 Des Fahrzeugs hinzog, flatterte, als wär's
 Ein weißes Tuch, zum Lebewohl geschwungen.
 Und ich erwiderte dies Lebewohl;
 Mein Abschiedsgruß, bis an des Schiffes Bord
 Hinzog er mit den Winden übers Meer.
 Und ins Fahrwohl, das sich zwei Seelen boten
 In diesem Augenblicke, mischte brandend
 Die graue Flut ein donnerndes: Auf ewig.



Verheißung und Erfüllung.

Drei Prologen.

J.

für ein Konzert zum Besten der Notleidenden in Ostpreussen
am 8. März 1868.

Je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so wärmer zu sein pflegt ein Liebesgruß,
Ein Gruß zwischen Freunden und Brüdern:
Ein Bruderruf war's, der gen Süden drang,
Und je weiter die Ferne, aus der er klang,
Um so inniger sei das Erwidern!

Ja, was ihr spendet mit mildem Sinn,
Ein hungernder Bruder nimmt es hin,
Hohläugig, mit fleh'nder Gebärde:
Die Gabe, sie facht einen Lichtstrahl an
In des Bruders Auge, einen wärmenden Span
Auf des Bruders erloschenem Herde:

Nicht klingen wird sie, prahlenden Klangs,
In der Opferschale des Müßiggangs,
In den Silberkammern der Fürsten:
Nein, feuchten wird sie den kühlenden Schwamm
Für die Lippen der Siechen vom Bruderstamm,
Die nach Labung schmachten und dürsten!

Im Rheinstrom liegt, nach der Sage Wort,
Ein unermesslicher gold'ner Hort,
Das Erbe der Nibelungen:
Blutgierig umwarb ihn der Helden Zank
Jahrhundertelang, bis zutiefst er versank,
Von des Stromes Woge verschlungen.

O wüßten den Ort wir im tiefen Rhein,
 Wir höben den Hört, wir schmölzen ihn ein —
 Nicht die Großen mehr sollten drum hadern:
 Um den die Helden vergossen ihr Blut,
 Er würde dann selbst zu nährendem Blut,
 Zu Blut in des Volkes Aldern!

Noch einen Hört verschlang sie, die Zeit,
 Die stürmisch-wilde, nach blutigem Streit —
 Den Hört der Liebe und Treue:
 Auch ihn hat der Hader der Großen versenkt —
 Doch das deutsche Volk, das seiner gedenkt,
 Das Volk, es heb' ihn aufs neue!

Lebendig in deutschen Länden kreist,
 Keinen Schlagbaum kennend, der deutsche Geist —
 Und wie der deutsche Gedanke,
 So kenn' auch, erweckt von der Liebe Strahl,
 Das deutsche Herz keinen bunten Pfahl,
 Und keine trennende Schranke!

Die Gabe, sie wandert zum Nordmeerstrand,
 Sie melde: als Vöte vom Alpenland,
 Zu bezeugen komm' ich gezogen,
 Daß vernommen noch wird auch dort, wo erhöht
 Der Alpen heilige Hochwacht steht,
 Das Rauschen der Ostseewogen!

Die Sprach', in welcher das Kind um Brot
 Um Nordstrand fleht in hungernder Not,
 Daß das Mutterherz bricht vor Erbarmen --
 Dieselbe ja ist sie, in welcher das Kind
 Des Alplers betet, in welcher es siunt
 Und stammelt auf Mutterarmen!

Auch um die Hänge der Alpen kreist,
Keinen Schlagbaum kennend, der deutsche Geist —
Und wie der deutsche Gedanke,
So siegt nun auch das deutsche Herz:
Eine Friedenstaube fliegt ostseewärts,
Und spottet der trennenden Schranken!

Noch geschieht's, daß Verblendung in That und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord,
Und der Haß Giftpfeile befiedert:
Doch — je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert.

II.

Zur Arndt-Feier

am 26. Dezember 1869.

Es steht ein erzgegossenes Bild
Zu Bonn am deutschen Rheine:
Ist's ein Geistesheld, ist's ein Schlachtenheld,
Der da leuchtet im Sonnenscheine?

Nein wisset, ein deutscher Mann nur ist's,
Den wir im Bilde begrüßen! —
Steht verkörpert ein deutscher Genius hier?
Nein, mehr: das deutsche Gewissen! —

Der Mann, der ehren dort oben steht,
Er war auch ehren im Leben:
Ein Nordlandsrecke — doch war ihm das Wort
Statt der blißenden Klinge gegeben.

Es kamen die Zeiten der deutschen Schmach:
Da stand er wie nordische Buchen
Im Wettersturm, wildtrohend, und stark
Im Segnen wie im Fluchen!

Hei, wie das gewettet, das Wort des Arndt,
 Seitdem er gezogen vom Leder,
 Ein Hutten der franzosenzeit,
 Ein Blücher mit der feder!

Kein Schreier des Markts, kein Phrasenheld,
 Verlottert und hohl von innen;
 Aus edelstem, treu'stem Gemüte floß
 Sein Zürnen wie sein Minnen.

Treu, kräftig und schlicht — an des Schadens Kern
 Legt' er die Sonde, das Messer:
 Die äuferen Feind', er kannte sie gut,
 Und die inneren kannt' er noch besser.

Ein volles Jahrhundert ist nun herum,
 Begebnisreich verflossen,
 Seit er, „gleich hinter dem Korsen her“,
 Das Licht der Augen erschlossen.

Er war's, er war's, der alte Arndt,
 Der da sang dem noch zagen Geschlechte:
 „Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
 Der wollte keine Knechte!“

Und er auch war es, der alte Arndt,
 Der erhob im Liede die Frage:
 „Was ist des Deutschen Vaterland?“
 Wir singen es alle Tage —

Wir singen es alle Tage noch,
 Wir erröten, so oft wir's singen:
 Der Schatten des Sängers kommt nicht zur Ruh',
 Bis die fragenden Worte verklingen.

Der Schatten des Sängers, schon manches Jahr
 Umirrt er die Ufer des Rheines.
 Mit Trauer und Zorn — doch sinnend sitzt
 Er jezo am Ufer des Maines —

Er sitzt und sinnet und spricht zu sich:
 „Bald, wenn nicht trügen die Zeichen,
 Bald kommt die Zeit, wo die Frage verhallt,
 Bei der sie erröten, erbleichen.“

„Verklinge, mein Lied, bald kehr' ich heim
 Zu den flüsternden Nordlandsbuchen,
 Zufrieden beim Rauschen des deutschen Meers
 Den ewigen Schlummier zu suchen.“

III.

für eine Studentenvorstellung in Graz

am 6. Oktober 1870

zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger.

Als wir bekränzt das Bild des Patrioten,
 Dass' Grab ein Hort des Rheins, des deutschen Strands,
 Den Fluch betrauernd mit dem großen Toten,
 Des thatenlos entzweiten Vaterlands —
 Wohl ahnten wir, daß neue Sterne blinken,
 Doch nicht, daß, eh' ein Jahr hinuntergeht,
 Im Strom der Seine die deutschen Rosse trinken,
 Auf Straßburgs Zinnen Deutschlands Banner weht! —

All-Deutschland ist erwacht — im Siegesklange
 Umtönt das Träumervolk die erz'ne Wehr —
 Die Welt erstaunt — in raschem Waffengange
 Stieß es ins Herz des Übermuts den Speer.
 In Bande schlug's den Rest, der fluchend wimmert,
 Den Rest der fränk'schen Fechterlegion,
 Und unter seinen Siegstrophä'n erschimmert
 Ein Kaiserhaupt und ein geborst'ner Thron.

Doch — während siegberauscht die Herzen Klopfen,
 Tränkt deutschen Blutes Strom besiegte Gau'n.
 Wer zählt, wie viele Millionen Tropfen
 Die Rebenhügel der Champagne betau'n?
 Wer zählt die Edlen, die den roten Bächen
 Des Siegs gemischt ihr Herzblut, rieselnd lind,
 Und wer die andern Herzen, die da brechen
 Um jene, welche dort verblutet sind? —

Beträuft von ungezählten Mutterthränen
 Ist jedes Blatt im stolzen Lorbeerkranz:
 Und während wir dem Siegesjubel fröhnen
 In festeslust und lichtem Lebensglanz,
 Wallt unabsehbar lang die Schar der bleichen,
 Entseelten Helden in die Nacht hinab —
 Uns labt das Erbe von erstritt'nen Reichen,
 Und jene, die's erstritten, kaum ein Grab.

O deutsches Blut! wie liebstest du zu hadern,
 Dich zu befehd'en sonst in blinder Wut!
 Zusammen quollst aus allen deutschen Aldern
 Du nun versöhnt in eine Purpurflut.
 Im Lagerzelt, in dumpfen Lazaretten,
 Da fand der Bruder seines Bruders Hand,
 Und siegesfroh begrüßt' in Todesnöten
 Sein brennend Aug' ein einig Vaterland.

Der Märker hat den Baier treu gefunden —
 Verstummt ist im Gewühl, im Schwertgeklirr,
 In Siegesjubellang, bei Blut und Wunden,
 Uralter Zwietracht Wortgezänk. — Und wir?
 Wie stand's mit uns in Deutschlands Schlachtentagen?
 „Neutral“ war Östreichs Hand und Östreichs Erz —
 Neutral? nicht ganz! das Herz hat mitgeschlagen,
 Das Herz Deutschösterreichs, das deutsche Herz!

Und fragen deutsche Brüder: Wo gewesen
 Seid ihr, als der Entscheidung Stunde schlug,
 Als rings, den tausendjähr'gen Bann zu lösen,
 Germania nach ihren Söhnen frug,
 Als sich in Siegesfreude, Todesnöten,
 Verjüngt das deutsche Volk, das deutsche Reich?
 Wir sagen, frei die Stirn von Schamerröten:
 Deutschösterreich war mitten unter euch!

Der wac're Stamm, der deutsches Eisen hämmert,
 Bei Gott, der Stamm ist kein Thumelitus!
 Schon als es nicht getagt, nur erst gedämmert,
 Flog nordwärts frei so mancher deutsche Gruß.
 Nicht ist's der erste, welcher heut' der Grenzen
 In Treue spottet — und, so wahr im Schein
 Der deutschen Sonne auch die Alpen glänzen,
 Es wird nicht uns'rer Grüße letzter sein.



Correggio.

Ei seht mir doch den Meister von Correggio,
 Den leuchtenden Allegri! Traun, der taucht
 Den Pinsel gar nicht mehr in Farben, nein,
 Nur ganz in eitel Glut — was sag' ich, Blitz!
 Der malt nicht mehr, der wirft nur so die Menschen,
 Die Heil'gen und die Engel und die Götter
 In einen Strom des zaubervollsten Lichts
 Und lägt sie zappeln drin. Sie baden, plätschern
 In einer gold'nen Flut, im Meer des Lichts,
 Des Lebens und der Lust! Jedwede Tafel,
 Die uns sein Pinsel füllt, ein Bacchanal
 Der Farben ist sie — Hei! ein Wirbelwind
 Fegt hin durch seine Gruppen, regt das Leben
 In allen Tiefen auf zu Wonne schauern,

Durchzitternd heimlich seine Menschenbilder,
 Auch wenn sie im Gebet die Hände falten.
 Ja, 's ist derselbe schwüle Wirbelwind,
 Den er entfesselt, gleichviel ob er malt
 Der Jo Glüten, ob die Schmerz-Ekstase
 Der Büßerin, ob den entzückenden,
 Taufrischen Jugendreiz der Jägerin
 Diana, oder Heil'ge, wie verzückt
 Sie vor der Jungfrau knie'n und vor dem Kind.
 Es ist derselbe Wirbelwind der Lust,
 Der Lust des längstvergang'nen gold'nen Alters,
 Die noch nicht Sünde war . . .

Bei Gott, der Meister,
 Der so begriff das Leben und die Lust,
 So aus dem Grund — ich muß ihn seh'n, ihm schau'n
 Ins helle Feueraug' und eine Flasche
 Vom besten Syrakuser mit ihm trinken!" —

So spricht verzückt der heit're Kardinal
 Vor seines Lieblingsmeisters jüngstem Bild,
 Und geht und sucht ihn auf in Parmas Bann,
 An seines Wirkens stillem Ort. Da steigt
 Herunter vom Gerüst ein bleicher Mann,
 Ein bleicher, stiller Mann, gebückt und hüstelnd,
 Das Vorhaupt kahl, das Antlitz abgehärmt,
 Das Aug' erloschen — stumm und unbekönnen
 Steht er vor seinem Gast. Der rust erstaunt:
 „Corregio ihr? Ei, Meister, seid ihr frank?
 Wie? Oder heuchelt ihr? Herab die Maske,
 Mein feiner Schalk — wenn ihr der edle Meister
 Allegri, da Correggio zubenannt!
 Ein Schalk, ja, ja, sogar ein wenig ruchlos
 In euren Bildern seid ihr — selbst im Heil'gen
 Ein wenig ruchlos — sinnlich — heidnisch-kek . . .
 Was? Solch Gesicht? Auf allen euren Bildern

Sah ich kein einzig Antlitz, das nicht lächelt —
 Und euer eig'nes — — bah! 's ist euch nicht Ernst!
 Herab die Maske, Schalk! Ei, gebt's nur zu,
 Ihr seid, was man so sagt, ein loser Vogel,
 Ein Lebemann; die flücht'gen, wirr verstohl'nen
 Glutfunken da im halb erlosch'nen Aug'
 Bezeugen es. So malt nicht Götterweiber,
 Wer keines noch geküßt, und eurer Jo
 Verzückung ist kein bloßes Traumgesicht!
 Macht scheu mein Purpur euch? Ei, Freund, ihr wißt,
 Schönheit und Kunst sind keine Ketzerei —
 Im Gegenteil, je schöner ihr uns malt
 Die Heil'gen, um so lieber kommt das Volk . . .
 Herab die Maske, Freund! Trinkt eine Flasche
 Vom besten Syraußerwein mit mir!" —

Er sprach's. Da schlug die müden Augenlider
 Der Meister auf und sagte, zog und still,
 Verschämten Tones: „Ach, Herr Kardinal,
 Verzeiht, ich trinke keinen Syraußer,
 Noch andern Wein. Er macht mir Wallungen,
 Schnürt mir die Brust zusammen. — Was ihr sagt
 Von meinen Bildern, and're sagen's auch,
 Und es mag wohl so sein, wenn ihr's so findet.
 Doch schöne Frauen hätt' ich viel geküßt,
 Meint ihr, und die Entzückungen der Jo
 Hätt' ich gestohlen von lebendigem Leib
 Und nachgemalt so auf der Leinwand? Ach,
 Ihr irrt, Herr Kardinal, verzeiht! denn seht,
 Ein zänkisch Weib, ein lärmend Kinderrudel
 Blieb all' mein Liebesglück. Die schönen Frau'n
 Auf meinen Bildern, wißt, die sah ich alle
 Zum erstenmal, nachdem ich sie gemalt —
 Sonst nie und nirgends, nicht einmal im Traum:
 Denn meine Träume, Herr, die sind nicht hold.

Manchmal, zumal in meiner Jugend war's,
 Da wurde mir für einen Augenblick
 Gar wunderlich zu Mut — da war mir schier
 Als wollte mir das Herz im Leib zerschmelzen
 In warmen Lebens Drang und überquellen,
 Hinüber in den Licht- und Farbenstrom
 Auf meinen Bildern. Mir geschah dabei
 So wohl und weh — doch gleich besann ich mich
 Und mußte lächeln und des vielen Leids
 Gedanken und ich sagte zu mir selbst:
 Correggio, sei kein Thor; Fortuna teilt
 Nun einmal so die Gaben; jenem spinnt
 Sie alles Schöne in den Lebensfaden,
 Und diesem giebt sie's in den Pinsel etwa
 Und in den Meißel — dann ist all' sein Glück
 Nur Stein und Farbe, nur ein schöner Schein
 Für andrer Menschen Aug'. — Ach, wisset, Herr,
 Von allen Glorien, welche, wie ihr sagt,
 Um meine Bilder schwaben, hat nicht eine,
 Nicht eine je mein eig'nes Sein erhellt,
 Und keine wird's erhellen, als die eine,
 Die auf des Christen Stirne gießt der Tod
 Im letzten Augenblick — der Tod, der mich
 Erlöst von aller Not, von aller Qual,
 Von jeglichem Gebrest des siechen Leibes,
 Vom tausendfält'gen Ungemach des Lebens." —

Verblüfft sah drein der heit're Kardinal
 Und reichte mitleidsvoll die Hand dem Meister
 Und schied. Der aber stieg mit schwankem Schritt
 Zurück auf sein Gerüst und malte weiter
 An einer wunderschönen Danaë.

Aus einem lyrisch-epischen Cyclus.

○ Weib — du, die ein lieblos Herz gehängt
 Aus bess're, und mit namenloser Qual
 Vergiftet hat ein Dasein, wert des Glücks —
 Du, die sich drängt in alle meine Träume,
 Wirst du dich auch in meinen letzten drängen,
 In den man Heil'ges nur hinübernimmt?
 In ernster Todesstunde scheidet sich
 Der echten Liebe Gold vom Glimmererz
 Krankhafter Leidenschaft. Ich fürchte, Weib,
 Du wirst nicht steh'n an meinem Sterbelager,
 Nicht du, noch auch dein Bild. Dein Angedenken,
 Ablegen werd' ich's, gleich Gewanden, wenn ich
 Den Pfüh'l besteige meiner letzten Rast.
 Und meine Liebe wird in mir erlösch'en
 Wie anderes Gebrest und and're Qualen
 In Sterbenskranken pflegen zu erlösch'en,
 Gemach der schönen, milden Ruhe weichend,
 Die still vorausgeht wie mit Engelschritten
 Dem letzten Atemzug. In jenen heiligen
 Momenten, Weib, wird sich nach deinem Blick,
 Nach deiner Rede Ton, nach einem Druck
 Von deiner Hand, nach einem letzten Kuß
 Von deinem Mund auf meine bleiche Stirn
 Nicht sehnen meine Seele — Weib, bedenkst du's?
 Gestalten, traute, werden mir erscheinen,
 Du aber wirst nicht unter ihnen sein!
 Und Bilder, die du ausgetilgt in mir,
 Sie werden, Rache nehmend, dich verdrängen
 Von meines Hauptes Pfüh'l. Ich werde dich
 Vergessen haben; und wenn ich dahin,
 Und du dann fragst: Gedacht' er sterbend meiner?
 Wird man das Haupt zur Antwort leise schütteln.
 Ja, diese Seele, diese Feuerseele,
 Wird los sich ringen aus dem ird'schen Wust,

Und du, Weib, du wirst unter Dem nicht sein,
Was aufwärts schwebt mit ihr . . .

Gedenk' ich dran,

Gedenk' ich jenes stillen Augenblicks,
Wo meine Liebe wird in mir erlösch'en
Wie and're Schmerzen und wie and'r'er Trug,
Und ich dein Bild aus meiner Seele werfe
Wie ird'schen Ballast — da gewinnt des Todes
Gedanke wunderbare Süßigkeit . . .
Er scheint mir süß, der Tod, süß wie — die Rache . . .



Sag' nichts den Leuten.

Sag' nichts den Leuten, wenn das Herz dir blutet:
Geh' lieber in den tiefen Wald und weine,
Wenn du dich fühlst zum Weinen angemutet —
Die Menschen sind so kalt und hart wie Steine.

Sieh, die Natur im Wald und auf der Heide
Ist mitleidsvoll, wenn sich dein Herz entriegelt,
So daß sie, wissend nichts vom eig'nenn Leide,
Nur deine Trauer widerhallt und spiegelt.

Natur ist Sympathie; doch eifersüchtig
Und lieblos ist der Mensch. Mit stummellem Munde
Steht er und gloht dich an, nur halb und flüchtig
Gerührt, wenn du ihm zeigst die blut'ge Wunde.

Es mißt, von eig'ner Leidenschaft durchglutet,
Sein Leid ein jeder nur und nie das deine.
Sag' nichts den Leuten, wenn das Herz dir blutet,
Geh' lieber in den tiefen Wald und weine.



Allerseelentag.

Die Toten haben einen
In ihrer Einsamkeit,
Der ihnen eine Blume
Und eine Thräne weiht.

Wie schön prangt heut' ihr Garten!
Von Gästen wogt's darin:
Manch Lebender geht traurig,
Verlassen für sich hin.

Hört, Leute, die ihr wandert
Mit Kränzen friedhofwärts,
Legt lieber doch ein Blümchen
Auf dieses warme Herz.

O, thut's, so lang' ich lebe;
Denn darf ich einmal ruh'n,
Wie dort die Toten ruhen
In ihren stillen Truh'n —

Dann miss' ich eure Spende
Und eure Liebe gern:
Dann tagt mir ja im Frieden
Der allerhöchste Stern,

Im allertiefsten Dunkel
Das allersüß'ste Licht:
Dann brauch' ich ird'sche Blumen
Und ird'sche Kränze nicht.

Mein armes Herz . . .

Mein armes Herz, dein ganzes Unheil ist,
 Daß du mit deiner tiefen Treue stehst
 In einer Welt voll eitlen Flattersinns.
 O, hätt'st auch du gelernt den Flattersinn!
 Du aber, ach, du hast gelernt zu fliegen,
 Zu fliegen wie ein Adler stolz und hoch,
 Doch flattern, armes Herz, das kannst du nicht —
 Du kannst nicht flattern wie der Sperling flattert,
 Du kannst nicht gaukeln wie ein Schmetterling,
 Du kannst nur fühl'n empor zur Sonne steigen,
 Und dein Geschick ist Himmel oder Tod.



Du ganz allein.

Du bist ganz einzig in der Welt.
 Denn sieh', du hast mich nie gefränkt —
 Mich nie gefränk't, indessen mir
 Die schnöde, freche, kalte Welt
 Den Todespfeil ins Herz gesenkt.

Ich möchte gern begraben sein
 An einem fernen, stillen Ort:
 Denn der Gedanke macht mir Pein,
 Daß die, die fressend Gift geträuft
 In meines Lebens Blütenhain,
 Mit einer falschen Thräne noch
 Beslecken meinen stillen Schrein,
 Und stören meiner Ruhe Port.

Du aber komm — komm Jahr für Jahr,
 Und knie an meinem Leichenstein;
 Häng' einen grünen Kranz darauf
 Und widme eine Thräne mir —
 Läß niemand andern bei mir sein:
 Du hast das Recht, du ganz allein.



Ungelöste fragen.

Ungelöste Fragen auf der Lippe,
Ungestilltes Sehnen in der Brust,
Überrascht uns Stundenglas und Hippe
Mitten in des Lebens Leid und Lust.

Alsgleich begräbt der dunkle Spaten
Unser großes Wollen, kleines Thun,
Und wir geh'n von ungethanen Thaten,
Wirkungslosem Wirken auszuruhn.

Was der Parze Spindel uns geboten,
Sühnt die Schere, die den Faden kürzt;
Schweigend haut der Tod entzwei die Knoten,
Die das Leben unruhvoll geschürzt.



O, Thränen sind ein fester Kitt . . .

O, Thränen sind ein fester Kitt —
Das Lieb, das nicht mit dir geweint hat,
Das erst die Lust, noch nicht der Schmerz
Dir in wilder Umarmung geeint hat,
Das ist nicht dein, das liebst du noch nicht,
Das kannst du noch lassen, noch missen —
Nur was dein geworden in Leid und Not,
Das wird von dir nimmer gerissen!

Auf den Lippen zergeht ein lächelnder Kuß,
Wie Süße des Weins in der Kehle;
Doch ein Kuß, den das Salz der Thränen gewürzt,
Der äßt dir ein Mal in die Seele.
Aus Rosenfesseln der Liebe vermagst
Du noch leicht dich zu lösen, zu retten:
Diamantene Bände schlingt sie dir
Aus Thränenperlenketten!



Deutscher festgesang.

Zum blauen Himmel send' empor,
 Wie Meerflut hochgeschwellt,
 Den treuvereinten Bruderchor,
 Alldeutschland, Herz der Welt!
 Vom Schnee der Firn zum Dünensand
 Erbraust er allzugleich:
 Er gilt dem jungen Vaterland,
 Er gilt dem neuen Reich!

Auf Quadern steht es aufgebaut
 Und wankt auf keinen Streich,
 So weit der deutsche Himmel blaut,
 Als feste Burg, das Reich.
 Es blinkt ein heller Schild davor
 Und ein gewaltig Schwert,
 Zu schützen sein granit'nes Thor
 Und unsern heil'gen Herd.

Wir sind vereint, und keine Macht
 Der Erde trennt uns mehr!
 Alldeutschland stellt aus Sturm und Nacht
 Sich ewig schöner her.
 Die Kraft ist sein Palladium,
 Sein Stolz die Mannesthat,
 Des Lichtes Pfad sein schönster Ruhm,
 Der Zukunft gold'ne Saat.

Du wilst, alteures Vaterland,
 Es ruft dein gellend Horn —
 Da hallt die Flur, da braust der Strand,
 Uns treibt ein heil'ger Sporn:
 Die Fahnen weh'n, die Trommel schallt,
 Hei, wie die Wetternacht,
 Bis fernhin zum Ardennenwald
 Steht die Germanenwacht.

Du winnst — und es verglüht der Zorn,
 Zum Bürger wird der Held,
 Und wieder ruht der Hirt am Born,
 Die Sichel blinkt im feld.
 Und sinnend fördert, still und hehr,
 Sein Werk der deutsche Geist,
 Der ahnungsvoll und zukunfts schwer
 Das Rund der Welt umkreist.

So lang' der grüne Rhein erbraust,
 Die blaue Donau schwillet,
 So lang' des deutschen Mannes Faust
 Kann halten Speer und Schild,
 So lang' taucht ewig aus der Nacht
 Der Stern Alldeutschlands hehr:
 Wir sind vereint und keine Macht
 Der Erde trennt uns mehr.

Und keine Macht mehr reißt ein Stück,
 Alldeutschland, von dir los!
 Vereint im Leid, vereint im Glück,
 Halt' uns dein Mutterschoß!
 Für alle Zeiten aufgebaut,
 Kühn troßend jedem Streich,
 So weit der deutsche Himmel blaut,
 Steh' fest, Germanenreich!



An Miranda.

O Weib, ich vergebe dir alles!
 Trägst du doch das Götterlieblingsiegel
 Der Schönheit auf der Stirne!

Denn die Erokoren,
 Welchen auf die Stirne gedrückt ist

Das Götterlieblingsiegel der Schönheit,
 Sie haben das Recht, zu entzünden die Augen
 Und tödlich zu quälen die Herzen
 Immerdar.

Warum, o Mutter Natur,
 Giebst du dem Schönen immer so scharfen Stachel?
 Woher in aller Welt kommt ärgeres Leid,
 Als von schönen Augen und goldenen Locken,
 Von Rosenlippen und Perlenzähnen,
 Von Lilienküsten und Schwanenbusen,
 Von Wangengrübchen und lieblich gerundeter
 Fülle des Kynns,
 Von weichen, weißen Händchen
 Und von vollen runden Armen und zierlichen Füßchen?
 Hyänen sind grausam und Kröten häßlich;
 Aber der Schrecken schrecklichster
 In dieser Welt —
 Ist's nicht die Schönheit?



Es ruhet in Klüften ein brausender Föhn . . .

Es ruhet in Klüften ein brausender Föhn,
 In der Scheide ein blanke Stahl,
 Und eine Lawine auf Bergeshöh'n
 Und in Wolken ein Wetterstrahl.

Bald däucht ein Verbrechen der Losbruch sie,
 Bald das Zaudern die schmählichste Schuld:
 Noch halten sie sich — doch sie sehnen ans Ziel
 Sich mit rasender Ungeduld.

Was ist mehr als der Föhn und das Schwert und der Blitz
 Und der wilden Lawine Gewicht?
 Des Hasses oder der Liebe Gewalt,
 Wenn aus menschlicher Seele sie bricht.



Richtet nicht die Toten.

Richtet, richtet nicht die Toten,
 Welchen ja gestopft mit Erde
 Ist der Mund zu ew'gem Schweigen
 In der kalten Todesgruft.

Richtet nicht — doch müßt ihr richten,
 Glaubt dem Tod mehr als dem Leben,
 Mehr der todesblassen Wahrheit,
 Als der wangenroten Lüge.

Glaubt der Klage, die da schwebet
 Um die todesstummen Lippen,
 Nicht dem Leichtsinn, welcher schwatzend
 Zeuget wider jenes Schweigen.

Glaubet, glaubt dem armen Toten,
 Der in kalter Erde modert,
 Nicht dem leichtgeschürzten Leben,
 Das auf seinem Grabe tanzt.



Jahreszeiten.

Herbstlich saust der öde Nachtwind,
 Und ich liege seufzend wach:
 Unke ruft mir aus dem Weiher,
 Eule setzt sich auf mein Dach.

Winter kommt und mitternächtig
 Kracht vom Schnee der Tannenwald,
 Und aufs Herz mir legt der Nachtalp
 Sich in grauser Ungestalt.

Frühling wird's, an meinen Busen
Klopft der veilchenfrohe März,
Und die schönste der Empusen
Lockt mich an ihr falsches Herz.

Sommer flammt, durch jede Thüre
Tiefeinlüssend schleicht die Glut,
Und der stillste der Vampyre
Saugt mir aus das rote Blut.



Leid und Lust.

Thränen auf der Rose beb'en,
Gold'ne Glut im Rauche zittert,
Ewig ist der Wonne Leben
Von der Wehmut Hauch umwittert:
Aus des Herzens Heiligtume
Steigt sie plötzlich oft empor,
Um der freuden gold'ne Blume
Breitend ihren Nebelflor.

Wieder dann am Quell der Schmerzen,
An des Leides Thränenbrounen
Überrascht gemach im Herzen
Uns die lieblichste der Wonne:
Und die Wolke zieht von dannen,
Und die Sterne niedersch'n;
Staunend fragt das Herz, von wannen
Diese milden Hauche weh'n?

Ach, wo tauen, ach, wo springen,
Herzenswoge, deine Quellen,
Die den Sinn zur Lust beschwingen,
Die das Aug' zur Thräne schwellen?

Auß'rem Lose zugewendet,
Suchend irrt der zage Blick:
Innerlich geheim vollendet
Sich das eigenste Geschick.



Das Unerträgliche.

Weiß Gott, ich hab' in meinen schlimmsten Stunden
Das eig'ne Leid so ziemlich noch verwunden,
Und was ich jammernd litt bei Tag und Nacht,
Hat zur Verzweiflung mich nie ganz gebracht.
Doch seh' ich Kranke, wimmernd auf dem Lager,
Und Gäule, wundgepeitscht und müd' und hager,
Und kleine Kinder, die nicht klagen können,
Hülflos geschnürt in schnöde Wickelbänder,
Und über eines fleischerwagens Ränder
Gebundner Kälber Köpfe niederhängend,
Und Löwen, sich im engen Käfig zwängend,
Das Mäuslein in der Käze scharfen Krallen,
Und junge Vögel, aus dem Nest gefallen,
Und Hirsch und Reh im Walde totgeschossen,
Den kleinen Fisch gefressen von dem großen,
Und tausend and'res Bösliche dergleichen,
Dem auf des Lebens Weg nicht auszuweichen:
Dann, traum, dann möch' ich ängstlich schier verzagen
Und eine Kugel durch den Kopf mir jagen.
Denn wenn der Einzelne für sich ein Held,
Stumm tragend seiner eig'nen Wunde Brennen —
Nicht zu ertragen ist's, was and're quält,
Den ganzen Jammer dieser weiten Welt
Mitanseh'n immer und nicht helfen können.



Einsam.

Einsam ist der Stern am Himmel,
 Einsam zieht er durch die Weite:
 Jeder freilich — will uns dünken —
 Hat ein schimmerndes Geleite;
 Aber die den Pfad zu teilen
 Scheinen, traut gesellt zu wandern,
 Sind sich fern viel tausend Meilen,
 Einer ewig fern dem andern!

Einsam ist die Menschenseele:
 Ob wir Herz an Herz auch drücken,
 Klafft doch immer eine Tiefkluft,
 Die wir niemals überbrücken:
 Nichts kann ganz des andern werden,
 Jedes folgt dem eig'nem Triebe,
 Und ein Traumbild bleibt die Sehnsucht,
 Und ein schöner Wahn die Liebe.

Ob die Blumen blüh'n in Haufen,
 Ob die Wellen zieh'n in Scharen,
 Kann ein Sein, gesellt dem andern,
 Völlig je sich offenbaren?
 Suchend sich mit Liebesangен,
 Bleibt sich's fremd im tiefsten Kerne,
 Schwimmend durch das Meer des Lebens
 Ewig nah und ewig ferne!



Schönste Waldstelle.

Wo dicht die Blumen steh'n, da zieh'n
 Die Lüfte schwül und schwer —
 Und wo die Welt am schönsten ist,
 Da trau ihr nicht zu sehr!

Dort am besonnten Waldesrand
 Blüh'n Strauch und Kräuter dicht:
 Ein Ort, so einsam-traut, so hold,
 Winkt in der Runde nicht.

Jüngst hat daselbst am blau'sten Tag
 Plötzlich ein Schuß geknallt:
 Drauf fand man einen toten Mann
 Durchschoss'nen Haupts im Wald.

Ja, wo die Welt am schönsten ist,
 O, trau ihr nicht zu sehr!
 Wo dicht die Kräuter blüh'n, da zieh'n
 Die Lüfte schwül und schwer.

Was dich aus einem Blütenkelch
 Als Tau zu grüßen scheint,
 Vielleicht sind's Thränen, die dort still
 Ein Menschenkind geweint.

Wo fern der Grund zu winken scheint
 Mit Preiselbeeren rot,
 Verblutet hat ein Herz vielleicht
 Sich dort in seiner Not.

Und was wie Spur der Schnecke glänzt
 Auf einer Blumenstirn —
 Ein kleiner Tropfen ist's vielleicht
 Von . . . *



* Anmerkung. Daß, wenn ein Selbstmörder im Walde sich das Gehirn mit einer Kugel zerschmettert, wie in der dritten Strophe erzählt wird, die Blumen ringsumher mit Spuren von menschlichem Gehirn besprengt werden können, hat als angeblich „unerträglich-schlechte“ Vorstellung eine solche Sturmflut von Unwillen gegen das Gedicht und seinen Autor erregt, daß ich die letzte Zeile nicht mehr abdrucken zu lassen wage.

Haus Arkadien.

Er überraschte sie am Quell im Bade;
 Gewandlos war vom Haupt sie zu den Füßen.
 Zum Tod erschrock sie schier. Ihn fasste Mitleid
 Und er bedeckte sie. Womit? — Mit Küszen.



Himmlischer und irdischer Reigen.

Heut' greif' ich hinauf noch ins himmlische Haus,
 Zutiefft in den Himmel hinein
 Und hol' mir den schönsten der Sterne heraus,
 Den Stern mit dem goldigsten Schein.

Stracks, während im himmlischen Reigen er tanzt,
 Wegfang' ich das blanke Gestirn,
 Und, bei Gott, an den Busen dann wird er gepflanzt
 Als Geschmeide der lieblichsten Dirn'! —

Und er greift in die himmlische Herrlichkeit
 Mit unendlichen Armen der Liebe
 Und stiehlt einen Stern als Edelgeschmeid
 Gleich einem nächtlichen Diebe.

Beim Tanz an den Busen dann wird er gepflanzt
 Als Geschmeide der lieblichsten Dirn':
 Und sie tanzen, es tanzet der Busen, es tanzt
 Ihr am Busen das blanke Gestirn.

Heißa, wie er tanzet, der Stern, nach dem Klang
 Der arkadischen Flöten und Geigen:
 Er meinet noch immer bei Sphärengesang
 Zu tanzen im himmlischen Reigen.

Doch als nun sich wendet des Morgens früh
 Zum Abzug die himmlische Herde,
 Sich flüchtend vorm Schnauben und Funkengesprüh
 Des Hufschlags der flammenden Pferde:

Da folget der Stern an der Jungfrau Brust
 Dem Schwung, der ihn knüpft an die Seinen.
 „Heiße, hab' in euren Reih'n ich getanzt,
 So tanzet ihr jetzt in den meinen!“

Er schießt empor — und es fliegt empor
 Die tanzende Maid mit dem Sterne:
 Und mit ihr wirbelt der Tänzer im Chor
 Hinauf in die funkelnde Ferne.

Heiße, da tanzen im seligen Drang
 Sie verschlungen den himmlischen Reigen
 Und sie meinen noch immer zu tanzen zum Klang
 Der arkadischen Flöten und Geigen.



Die Nacht und ihr Söhnlein.

Es sprach der Tag zur Nacht: „Was willst du nur, du Bettel,
 Mit deinem Widerstreit? Dich ach' ich keinen Bettel!
 Du existierst ja nicht, bist bloß des Lichtes Mangel;
 Ich bin des Fortschritts Hort, des Weltenumschwungs Engel!“

Sie sprach: „Du irrst! Die Welt des Lichts, der grünen Matten
 Ist nur ein schöner Trug, Wahrheit das Reich der Schatten.
 In meines Odems Hauch, du winz'ger Teil des Ganzen,
 Läß ich ein Weilchen dich als bunte Blase tanzen!“

Der Knabe blickt verdutzt ins Angesicht der Alten,
 Und Mutterzüge liest er heraus aus ihren Falten.
 Er stürzt ihr an den Hals mit einem tollen Sprunge,
 Und sie, mild lächelnd, spricht: „Du bist ein dummer Jungel!“



Im Wahne der Ohnmacht.

Es lag einmal eines Helden Haupt

Im Schoß einer thörichten Dirne.

Sie küßt ihm liebkosend das Haupt und das Haar
Und die gottbegnadete Stirne.

Und sie fragt: „Ei, sag', du gewaltiger Held,

Wo doch birgst du die riesige Stärke?

Sag' an, was dir Sieg bringt in jeglichem Kampf
Und Gelingen bei jeglichem Werke?“

„Was Sieg mir bereitet in jeglichem Kampf?

Das fragst du mich, Dirnchen? Ei, merkel

Im Gelock mir liegt es, im stolzen Gelock,
Das Geheimnis der riesigen Stärke!

Und wer es mir raubte, das stolze Gelock,

Dem müßt' ich zu eigen mich geben,

Ihm müßt' ich dienen in endloser Schmach
Mein ganzes übriges Leben!“

Sie lächelt und küßt ihm das Haupt und das Haar
Und die gottbegnadete Stirne.

Er entschlummert. O, weh' dir, du herrliches Haupt,
Das entschlummert im Schoße der Dirne!

Sie lächelt und küßt ihm liebkosend die Stirn
Und schläfert ihn ein durch Gesänge.

Sie lächelt und trennt mit der Schere vom Haupt
Ihm das üppige Lockengepränge.

Er erwacht und vermißt mit erbangender Brust

Um die Schläfe die wallenden Strähne.

Aufbrüllt er noch einmal vor Grimm und Scham,
Wie ein Leu, dem man raubte die Mähne.

Dann aber zu wimmern beginnt er in Angst,
 Blickt irr' und schen in die Runde
 Und schmiegt zu den Füßen des Weibleins sich,
 Gleich einem geschlagenen Hunde.

Und sie lächelt und zaust ihn und triumphiert;
 Sie ist klein, sie ist schwach, sie ist blöde —
 Ein Sperlingsgehirn und ein Krötenherz —
 Und von Hochmut triest ihr die Rede.

Und so kleiner und schwächer und blöder sie selbst,
 So mehr nur gefällt's ihr, zu necken,
 Zu quälen allstündiglich mit schmählichem Thun,
 Mit schmählichem Worte den Recken.

Sie stößt ihn, sie tritt ihn, sie zaust ihm den Bart,
 Und er trägt es, er duldet es alles —
 Vom Wahne der Ohnmacht umfangen das Haupt,
 Vom Angstraum des schmählichen Falles.

Als verkünidernder Bettler vor ihrer Thür
 Liegt er und knirscht nur im Schlafe.
 Der Eunuch verlacht ihn, grinsend mit Stolz,
 Einen Fußtritt versetzt ihm der Sklave. —

Heiha, es versammeln mit heiterem Nut
 Sich in Dalilas Hause die Gäste.
 Es klingen die Becher ins Saitenspiel,
 Ins Gelächter bei fröhlichem Feste.

Und die Dirne, die trunk'ne, weist lächelnd mit Stolz
 Auf den einst so Gewaltigen, Kühnen.
 Es grinst der Eunuch und es lästert der Sklav',
 Und der Geck, er bespöttelt den Hünen.

Er duldet es alles, der Hüne, der Leu,
Und klagt nur mit leisem Gewimmen:
„Ich bin ja schwach, o, ich bin ja schwach,
Muß es dulden und tragen für immer.“

Gestohlen vom Haupt ist das stolze Gelock,
Und die Stärke, die Stärke verloren!
Ja, dahin ist die Kraft mit dem lockigen Haar —
Fluch, Mehe, dir, die mich geschoren!“

Er ruft's und faßt in Verzweiflungsdrang
Eine Säul' in der Mitte der Halle.
So legt um einen Schlangenhals
Sich eine Adlerkralle.

Und wie er umspannt den Säulenschaft,
Da erzittern leise die Quadern;
Und er merkt, daß voll noch die alte Kraft
In seinen erschwellenden Aldern —

Und er reckt sich und streckt sich riesengroß,
Abschüttelnd den Traum seiner Schwäche —
Ha, Dirnlein, das war ein gefährlicher Sieg!
Riesig wuchs, die du zahlst nun, die Zechel —

Es erschaudern vor jenem die Buhler zusamt,
Wie der Tauben Geschwärz vor dem Falken:
Es birst ihm die Säul' in der ehernen Faust,
Und über ihm krachen die Balken.

Einsinkt der Palast — aus dem dröhnenden Sturz
Ragt der Held mit der Größe des Leibes.
An den Trümmern klebt das Sperlingsgehirn —
Das Gehirn des zerschmetterten Weibes.



Nach Schönheit schmacht' ich . . .

Nach Schönheit schmacht' ich, geistverklärtem Reiz,
 Da kommt — die Phorkya^de, mich zu trösten.
 Nach Liebe schmacht' ich, trauter Herzensliebe,
 Da ruft Empusa schmollend: Undankbarer!
 Du fragst, daß Lieb' dir fehlt? Bin ich nicht dein,
 So gut wie jedes andern, der mir winkt?
 Nach Güte schmacht' ich, heil'ger Seelenmilde,
 Die Tau in meine heißen Wunden träufle:
 Da hebt mit einem vorwurfsvollen Blick
 Hart neben mir ihr Haupt Tisiphone:^{*}
 Wie? Güte, sagst du, mangle deinem Leben?
 Und meiner denkst du nicht, die dir so treu?
 Sie spricht's und wischt gekränkt sich eine Fähre
 Von ihren Wimpern mit der einen Hand,
 Und mit der andern greift sie nach der Geißel,
 Und ihre Schlangen zischen leis' dazu . . .



Volksweise.

Drei Vöglein sah ich fliegen
 Hoch überm grünen Wald,
 Sich in den Lüften wiegen
 Bald fern und nahe bald,
 Zuletzt sich niedersenken
 Und schwenken allzumal
 Und sacht die Schwingen senken
 Getrennten Flugs zu Thal.

Das eine schoß hernieder
 Und las ein Würmlein auf;
 In einem Tannenwipfel
 Das zweite flog hinauf:

* Name einer Fürie.

Im Wipfel bei den Seinen
 Im Neste hielt es Rast.
 Das dritte setzt sich einsam
 Auf einen dünnen Ast.

Es sang: ein Schläglein sah ich,
 Wo horstet hoch der Alar:
 Sich sonnend trug's ein Krönlein,
 Ein gold'nes, wunderbar.
 O, wär' ich doch der Adler,
 Ich raubt' ihr das Geschmeid'
 Seit ich so hoch geslogen,
 Die Welt mich nimmer freut.



Hier in dieser weiten Runde . . .

Hier in dieser weiten Runde
 Ist kein Hügel, keine Kluft,
 Die nicht eine süße Stunde
 Still mir ins Gedächtnis ruft:
 Ja, hier ist so steil kein Berghang
 Und so tief kein grünes Thal,
 Wo ich nicht geheim in Liebe
 Und in Lust geschwelgt einmal.

Keine traute Stelle giebt es,
 Keine Grotte, keine Schlucht,
 Wo nicht Sehnsucht, wonnebebend,
 Einmal ein Asyl gesucht:
 Keine blumenreiche Stelle,
 Keinen moos'gen Waldesgrund,
 Wo besiegt nicht mit Küssem
 Ward der allerschönste Bund.

Jetzo schwef' ich still und einsam
 Durch die Thäler, über Höh'n:
 Wo die Wonne süß geflüstert,
 Öde Wipfel schaurig weh'n;
 Und es seh'n die Liebesgötter,
 Die umschwebten diesen Plan,
 Mit Dämonenangesichtern
 Grinsend aus dem Strauch mich an



Rollende Räder.

O Nacht! so lang' und bange! —
 Horch, fegt mit Sturmesdrange
 Die Straßen jetzt der Wind?
 Nein — es beginnt zu tagen:
 Das Rollen ist's der Wagen,
 Die heim vom Feste tragen
 Manch blühend schönes Kind.

's ist Karneval. Isolde,
 Umwallt vom Lockengolde,
 Kehrt heim zu dieser Stund'.
 Im Glanz der gold'nen Spangen,
 O zauberhaftes Prangen!
 Wie leuchten ihre Wangen,
 Wie selig blüht ihr Mund!

Ich glaube dir, du Schöne!
 Wie thöricht ist die Thräne,
 Belächelnswert das Weh!
 Hei, deines Wagens Rollen
 Klingt in mein dumpfes Grollen
 Gleich einem fastnachtstollen
 Lustfreud'gen Evoë!

Die Welt war schön, du Schöne,
 Als dort im Braus der Töne
 Dein Haar im Tanze flog,
 Indes ein armer Frager,
 Kleinmütiger Verzager,
 Auf seinem Schmerzenslager
 Das Leid der Welt erwog.



Arabella.

Arabella, sag', schwarzlockiges Kind,
 Da die Mägdelein doch küssen müssen,
 Wen wirst denn du wohl im Leben zuerst
 Nach deiner Mutter küssen?

Wem wirst du ihn geben, den ersten Kuß,
 Du reizende Mädchenblüte,
 Den reinen Kuß, der noch Liebe nicht ist,
 Nur Ahnung und minnige Güte?

Wem wirst du ihn geben, den himmlischen Kuß,
 Daß du nicht brauchst zu erröten?
 Einem Engel vielleicht? Doch die küssen nicht,
 Die lobsing nur immer und flöten.

Wenn nun kein Engel heruntersteigt
 Aus dem Kreise der himmlischen Lichter,
 Um entgegenzunehmen den ersten Kuß —
 Laß dir raten: gieb ihn dem Dichter!

Und wenn du selber ein Engel wärst,
 Der zu irdischen Au'n sich gewendet,
 So viel du hast, so viel du gibst,
 Bei dem Dichter ist nichts verschwendet.

Beim Dichter wirfst du dich nicht weg,
 Brauchst nichts zu bereu'n, noch zu büßen!
 Und wenn du die Göttin Cypria wärst,
 Ihn müßtest zuerst du begrüßen!

Kein anderer Mensch auf Erden verdient's;
 Wart' nicht auf die Engel von oben:
 Beim Dichter ist alles himmlische Glück
 Am besten aufgehoben!



Zu viel.

Steh't ein Baum vor meinem Fenster:
 In des Wipfels ewig gleiches,
 Sächtes Hinundwiederwogen
 Bleibt die Seele mir versenkt.
 Dieser Wipfel, er ist alles,
 Was ich von der Welt erblicke.
 Und er ist mir nicht zu wenig,
 Nein, zu viel schon düfft er mir.
 Störend sind mir diese tausend
 Vögel, die darüber flattern,
 Störend sind mir diese tausend
 Wolken, die darüber ziehen,
 Störend sind mir diese Tropfen,
 Die auf seinen Blättern funkeln,
 Störend sind mir diese Winde,
 Die durch seine Tiefe brausen.
 Das ist Lärm und eitel Flitter;
 Und das Schönste bleibt die stille,
 Hohe, heil'ge, schrankenlose,
 Sanftbewegte, zaubervolle,
 Hocherhab'ne, wunderbare,
 Weltvergess'ne, sonnentrunk'ne,

Reizende Monotonie
 Dieses grünen Reichs . . . Im schönen,
 Ungestörten, ewig gleichen,
 Sachten Hinundwiederwogen
 Bleibt die Seele mir versenkt.



Sonnensehnsucht.

Ach, mich fröstelt's — nach dem Süden
 Lockt es mich, den Wintermüden,
 Hier im ew'gen Frost verderb' ich
 Und vor Sonnensehnsucht sterb' ich! ---

Also seufzt' ich lange Tage,
 Und ein Ende nahm die Plage:
 Sonne kam, den Berg beschreitend,
 Glut und Glanz um sich verbreitend.

Schmolz die Schneelast auf der Firne,
 Schmolz in Schweiß die heiße Stirne,
 Und ich fluche schon der Schwüle,
 Sehne mich nach milder Kühle.

Und ich merke, nicht die Sonne,
 Nicht die schöne Frühlingssonne
 War's, die fehlte meinem Triebe,
 Sondern, ach, vielleicht — die Liebe!



Am Kreuze.

Ich möchte gern an einem Kreuze hängen:
 Am Kreuzchen, das sie trägt um ihren Hals! —
 Ei wirklich? Solches wäre dein Verlangen?
 So viel erreichst du, Bester, jedenfalls!

Bei Gott, dir braucht nicht um das Kreuz zu bangen,
 Hängst du dich erst an eine schöne Frau:
 An einem schönen Hals gefreuzigt hangen,
 Besagt das Wörtchen Liebe ganz genau!



Das Nordpolgrab.

Vier Nordpolsegler schreiten stumm,
 In Reuntierfell gehüllt,
 Mit einem Brettersarge
 Hin übers Eisgefild'.

Sie höhlen in den Gletschergrund
 Mit Spaten still ein Grab
 Und senken den Genossen
 Zur ew'gen Rast hinab.

Ringsum die Firnen endlos steh'n
 Im Glanz des weißen Lichts:
 Stumm ruht auf hochgetürmtem,
 Krystall'nem Thron das Nichts.

Hier thront es, von den Stürmen
 Der Polnacht nur umschaut,
 Und schlingt den fahlen Nordlichtschein
 Als Krone sich ums Haupt.

Es thront, wo sich begegnen
 Die Blöcke mit Gefach,
 Doch nie ein Menschenherz noch schlug,
 Und nie noch eines brach.

Jetzt aber schaut die firne
 Zum erstenmal herab
 Auf ein gebroch'nes Aug' und Herz
 Und auf ein off'nes Grab.

Auf seinem Thron der Fürst des Pols
 Wird bleicher noch als bleich:
 Ein unbekanntes Grausen
 Geht durch sein weites Reich.

In ew'ger Öde schaurig kläng
 Der Seufzer letzter Not:
 Das Nichts erblaßt und schaudert —
 Es schaudert vor dem Tod.



Beichte.

Das beste meiner Bücher,
 Das hab' ich nie geschrieben;
 Die schönsten meiner Lieder
 Sind ungesungen geblieben.

Die feurigsten meiner Küsse,
 Die hab' ich nie gefüßt;
 Die stolzesten meiner Gelüste,
 Die hab' ich nie gebüßt.

Sobald ich lieg' im Sterben,
 Ruft mir ein Pfäfflein her,
 Dem will ich reuig es beichten,
 Was mich drückt im Gewissen so schwer.

Die Sünden, die ich begangen,
 Wird mir der Himmel verzeih'n,
 Doch die ich versäumt zu begehen,
 Die werden mich ewig gereu'n.*



* Zur Beruhigung Derjenigen, welchen dieses Gedicht Ürgerniß gegeben, sei ausdrücklich bemerkt, daß das Wort Sünde hier nicht in seinem religiösen Sinn gemeint ist.
 Robert Hamerling.

An die Nationen.

Vernehmt mich, groß' und kleine Nationen,
 Die ihr geharnischt tretet auf den Plan!
 Ihr ringt umsonst nach Eigenruhmes Kronen:
 Der Einzelvölker Arbeit ist gethan.
 Die an der Seine, am Welt, am Ister wohnen,
 Begegnen fortan sich auf einer Bahn.
 Was ihr getrennt erstrebt, getrennt begründet,
 Vollendet ihr vereint nur und verbündet.

In dieser Zeit, wo Draht und Schiene spotten
 Der Alpen, und ein Kabeltelegramm
 Den Morgengruß des Nankee bringt dem Schotten —
 Wo zieh'n von Land zu Land, von Stamm zu Stamm
 Die Zeitungsbüller als Erob'rerflossen —
 In dieser Zeit baut Zwietracht Wehr und Damm?
 Wenn Völkergeister ineinanderzittern,
 Da soll das Herz der Menschheit sich zersplittern?

 Weltbürgertum — vermögt ihr's auszutreiben,
 Wenn es zutiefst euch schon im Blute sitzt?
 Wer lernte nichts von ander'n? Wegzureiben
 Wie Rost vom Stahl, vermeint ihr's? Wie gerüst
 Mit Demantgriffeln in krystall'ne Scheiben
 Bleibt es — und wächst, wie in den Baum geschnitten!
 Was Vätern einst von außen angeflogen,
 Ihr habt es mit der Muttermilch gesogen!

 Noch Großes, Einzelvölker! mögt ihr schaffen,
 Ureigenes zu schaffen ist zu spät!
 Noch manchen schönen Kranz mögt ihr erraffen,
 Der and'rer Stirnen länger schon umweht!
 Reich mögt ihr werden, blühend stark in Waffen,
 Und klug auch — mögt, durch Mut und Kraft erhöht,
 Zum Gipfel klimmen auf des Ruhmes Skale —
 Nur eins könnt ihr nicht sein: Originale!

Und ihr, die lang' voran, mit raschern Schritte,
 Den anderen gewandelt auf der Bahn
 Der Menschlichkeit, der Bildung und der Sitte,
 Zum niemals ganz erreichten Ziel himan:
 Bedenkt, heut' wandelt ihr in ihrer Mitte,
 Heut' ringen sie mit euch auf eb'nem Plan:
 Des Geistes Hort ward allgemeinsam-eigen,
 Kein Paria ist mehr im Völkerreigen!

Ob klein, ob groß, ihr habt ein Recht zu leben!
 So schreibt euch mutvoll ein in Krios Buch;
 Ein heilig Recht ist allen euch gegeben,
 Nur sei nicht Haß mehr euer Bannerspruch!
 Seid nicht bemüht zu trennen, nein, zu weben:
 War Trennung Segen einst, nun ist sie Fluch!
 Daß sie das Werk der Weltgeschichte kröne,
 Versammelt Mutter Erde ihre Söhne.

Solange tausendfältig Kain den Abel
 Unblutig oder blutig noch erschlägt
 Und nicht der Streit, den einst erregt zu Babel
 Des Sprachenkampfs Erinnys, beigelegt —
 Solang' nicht Poesie als Taub' im Schnabel
 Des ew'gen Völkerfriedens Ölzweig trägt —
 Solange, sag' ich euch, troß der Fanfaren
 Des Fortschrittsjubels, sind wir noch Barbaren.



Die Kindlein wissen . . .

Wie's ausseht im ewigen Freudenhain,
 Im Himmel, dem hohen, da oben,
 Das wissen die Kindlein, die kleinen, allein,
 Sie kommen ja g'rade von droben.

Doch sie können's nicht sagen, unmündig und klein,
 Sie müssen's verschweigen indessen:
 Und wachsen heran sie und plaudern sie fein,
 Dann haben sie's leider vergessen.



Auf hohen Bergen.

Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee,
 Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh.

Den Schnee, den Harm schnilzt keine Sonne weg,
 Die Gletscher überbrückt kein Blumensteg.

Was um das Eis wie Rosencpurpur loht,
 Ist Abglanz nur von einem Sonnentod;

Und was als Glorienschein ein Haupt verklärt,
 Abglanz der Glut ist's, die das Herz verzehrt.



Täuschungen.

Suchte lange dich im Walde,
 Wähnte schon dein Kleid zu sehen:
 Doch es war nur einer Taube
 Weiher Flügel im Gebüsch.

Wähnte deinen Gruß zu hören:
 Doch es war nur das Geflüster
 Eines Bächleins, das, mit Blumen
 Plaudernd, über Kiesel rann.

Zwischen Zweigen sah ich blendend
 Deine gold'nen Haare blinken:
 Doch es war ein Sonnenblitz nur,
 Der sich durch die Wipfel stahl.

Und ich glaubte schon zu wittern
Deines Odems wonnig Wehen;
Ach, ein Hauch nur, duftbeladen,
War's, der von den Linden kam.

Sank zuletzt in süße Träume,
Träumte deinen Kuß zu spüren;
Aber ach, es war der Lenz nur,
Welcher lächelnd mich umging.



Morgenidylle.

Um grauenden Morgen
Erhebt sich das Weibchen
Von der Seite des Trauten,
Im weißen Leibchen,

Er scheint noch zu schlummern,
Doch er schlummert nicht mehr,
Er blinzelt verstohlen
So hinter ihr her.

Er schläft nicht, er lauert,
Wie das Röckchen sie bindet,
Dann zum Ofen kauert
Und Feuer zündet.

Die Haare fallen
Übers süße Gesicht
Und den Busen, den weißen,
Ihr golden und dicht.

Mit verschlafenen Äuglein,
Noch traumestrunk'n,
Bläst sie in die Kohlen,
Da tanzen die Funken;

Es knistern die Scheiter,
 Es singen die Flammen,
 Wie gen lieb - heimlich,
 Wie Märchen der Ummen —

Sie singen und säuseln
 Und lichern und sprühen,
 Daß dem Weibchen im Widerschein
 Die Wänglein erglühen.

Der Blinzelnde findet
 Im knapperen Leibchen
 Nun doppelt sie reizend
 Und flüstert: Mein Täubchen!

Und lockt sie noch einmal
 Zum Kusse zurück,
 Und die singende Flamme
 Beleuchtet sein Glück.



Sie wissen es nicht.

Die Blumen bedaur' ich, die Wipfel im Winde,
 Die der Anhauch des Lenzes umflost so gelinde,
 Daß ihnen das eine, das Schönste gebracht:
 Sie wissen es nicht!

Und die Kindlein, es küßt sie ein himmlischer Mund,
 Es neigt über sie sich zu jeglicher Stund'
 Holdlächelnd und segnend ein Engelsgesicht —
 Doch sie wissen es nicht!

Und die Schlummernden, ach, wie glücklich und reich!
 Wie mit Kränzen elyssischen Mohnes so weich
 Gott Morpheus die Stirnen der Schläfer umfließt!
 Doch sie wissen es nicht!

Und die Toten, die Toten im Sarge vor allen,
 für welche die irdische Schranke gefallen,
 Ihnen leuchtet so lieblich das ewige Licht:
 Doch sie wissen es nicht.

25

Ob wir in die Kirche gehen.

Ob wir in die Kirche gehen,
 Oder in die Schenke,
 Ob wir Lorbeer uns erschelen,
 Oder volle Schränke;

Ob wir nach der Tugendkrone streben
 Mit kosteiten Leibern,
 Oder uns der Wissenschaft ergeben,
 Oder schönen Weibern;

Ob die Einsamkeit wir suchen,
 Ob das Weltgetümmel,
 Ob wir uns zur Hölle fluchen,
 Beten in den Himmel;

Ob mit Zweifeln wir uns quälen,
 Treu dem Glauben bleiben,
 Gott empfehlen uns're Seelen,
 Oder keck dem Teufel sie verschreiben;

Ob wir uns ins volle Leben
 Stürzen mit Behagen,
 Oder todeslüstern
 Eine Kugel durch den Kopf uns jagen —

Wie verschieden unser Spiel,
 Allzusammen sind wir arme Thoren:
 Eine Jagd ist's und ein Ziel,
 Nur verschied'ne Sporen.



Schleudre den Becher du nicht in den Abgrund . . .

Schleudre den Becher du nicht in den Abgrund,
 Draus die beglückende Welle geschäumt!
 Heilig für immer dir bleibe der Busen,
 Dran du den Himmel der Liebe geträumt!

Mag der Moment, der berausichende, schwinden:
 Trübe den Born nicht, der Labe dir bot;
 Läß die verwelkende Blume den Winden,
 Aber ein Wicht, wer sie tritt in den Kot!

Schlürfe den Tropfen, den letzten, der Freude,
 Dankbar sowie du den ersten geschlürft:
 Kränze mit Blumen die Schachte der Herzen,
 Draus du das Golderz der Treue geschrüft!

Muß es verzittern, verbrausen für immer,
 Was du genossen und was du geträumt,
 Schleudre den Becher du nicht in den Abgrund,
 Draus die beglückende Welle geschäumt!



Ein frühlingsslied.

Zur Grün-Feier

am 11. April 1876.

Wohlauf, ihr Schwalben, finken,
Lenzvögel allzumal,
Schmetterl um Bergeszinken,
Weckt das verschlaf'ne Thal!

Die Anemonen sprossen;
Das ist die rechte Zeit:
Den besten Sanggenossen
Zu feiern gilt es heut'.

Den Sängerhort des Maien,
Mit gold'nem Saitenspiel —
Was sag' ich? nicht des Maien,
Des schneidigen April —

Des Monds der Frühlingsstürme,
Der mit der Freiheit Hauch
Den Falter im Gewürme,
Die Knospe weckt am Strauch —

Den Sänger, den die Schwüle
Des Mittags nicht gebar,
Nein, jene Morgenfühle,
Wie Perlentau so klar;

Die seiner Liedergarbe,
Von Primelgold durchstickt,
Die Auferstehungsfarbe
Des Lenzes aufgedrückt.

Von allen Jubelgreisen
 Der jugendlichste du,
 Noch grün wie deine Weisen,
 frisch-fräftig immerzu,

Vom Schwarm der Zeitgenossen
 Stehst du im Tagesstrahl,
 Wie schon in Erz gegossen
 Dein eig'nes Ehrenmal!

Als Morgentraumgesichte
 Besucht dich heut', was war:
 Und stöcht auch zwischen lichte
 Sich manches öde Jahr,

Was trennt die Seitenferne,
 Rückt in der Überschau
 Zusammen wie die Sterne
 Auf lichter Himmelsau.

Wenn oft dein Jugendpsalter
 Stumm, wie verschollen, hing,
 Glanzvoll ergänzt dein Alter
 Des Ruhmes Kronenring!

für ihres Kampfs Standarten
 Ein leuchtend Immergrün
 Aus deinem Sangesgarten
 Pflückte die Freiheit fühn.

Und noch — der Partisan
 Getreuster — hegst du lind
 Die auf des Märzen Fahne
 Saß als ein fröstelnd Kind!

Dein Grün, so hehr und heiter,
 Des schönsten Banners Zier
 Es überlebt die Streiter,
 Den Streit und das Panier.

Wie es in frischer Helle
 Des Siegers Stirn umlaubt,
 So schlingt's als Immortelle
 Sich um der Toten Haupt.

Den Thaten geh'n die Lieder
 Im Siegeszug voran:
 Doch Lieder hallen wieder,
 Die That ist abgethan.

Zerspellt ist Primas Lanze,
 Achilleus' Heldenpfeil:
 Noch ragt im gold'nen Glanze
 Die Harfe des Homer.

Dein Lied, es wär' verklungen,
 Wär's nicht ein gold'ner Klang;
 Es lebt, was du gesungen.
 Weil es ein Meister sang!

Und wenn dein Köcher spendet
 Der letzten Pfeile Bund —
 Stehn werden sie geblendet:
 Wer thut's ihm gleich zur Stund'?

Viel' Blumen stolzer Arten
 Wohl blühen und verblüh'n:
 Heil dir im Dichtergarten,
 Taufrisches Immergrün!

Grün ist's ja, holde Grüne,
Was dieses Alter braucht:
Ist doch des Lebens Bühne
So fahl nun angehaucht!

Laßt uns, wenn unsern Rasen
Versengte Götterzorn,
Gedenken der Gosen
Rings um der Muße Born;

Dankbar oft wiederkehrend
Zu dem, was rein gedieh:
Nicht nur Poeten ehrend,
Nein, auch die Poesie!



Schlange unter Blumen.

Dort am Fenster mit den vielen
Blumentöpfen, Blumentöpfchen,
Hebt, wenn ich vorübergänge,
Sich ein schöngeschniegelt Köpschen.

Zwischen frommen Blumenaugen
Alismondas Auge lauert,
funkeln fahl wie Schlangenaugen,
Daß es mich gelind durchschauert.

O du Schlange unter Blumen! —
An die Schlang' in Edens Thalen
Will sie mich fürwahr gemahnen,
Just wie sie die Maler malen:

Sich um einen Baumstamm schmiegender
Mit den Ringeln ihres Leibes,
Und aus Laub und Blüten lugend
Mit dem Antlitz eines Weibes.

Ganz so streckt sie vor das Köpflein,
 Glaub' den Odem schier zu spüren:
 Wird sie züngeln, wird sie stechen?
 Oder wird sie mich verführen?



An ein junges Mädchen.

Die nächste Morgenjonne
 Verjährt mit ihrem Strahl,
 O Kind, dein junges Leben
 Zum dreimal fünftensmal!

Laß mich die Stirn' dir küssen
 Heut' ohne Gegenwehr:
 Sieh', morgen bist du Jungfran,
 Dann ziemt es sich nicht mehr!

Laß mich die Stirn dir küssen:
 Die Augen unschuld klar,
 Bevor mein Weg von deinem
 Sich trennt auf immerdar.

Der deine führt dich lächelnd
 In deiner Schöne Kranz
 Dem gold'nen Glück entgegen
 Durch Rosenduft und Glanz:

Der meine senkt sich einsam
 Zu ödem Strand hinab,
 Und keinen Kranz mehr schling' ich
 Um meinen Wanderstab.

Sacht unter meinen Augen
 Bist du herangedieh'n;
 Ich habe dich geschaukelt
 Als Mägdelein auf den Knien:

Und morgen bist du Jungfrau,
Gar spröd' und stolz gesinnt —
Läß mich die Stirn' dir küssen,
Heut' bist du noch ein Kind!



O wie viel Leid . . .

O wie viel Leid kann doch ein Mensch dem andern
Bereiten in des Lebens langer Frist,
Das, wollte man auch weit die Welt durchwandern,
Man nie verwindet mehr und nie vergißt!

Gar manchen kenn' ich, welcher stummi gelitten,
So viel ein Staubgebor'ner leiden mag,
Und der, ein Kämpfer, welcher ausgestritten,
Nur mehr so hinschleicht wie der Mond am Tag.

Was hat ihn so verstört an Seel' und Leibe?
Wie elend sind wir Sterbliche, wie schwach!
Er litt vielleicht, weil irgend einem Weibe
Das bisschen Hirn, das bisschen Herz gebrach.

Sein Dasein ist vergiftet und verbittert,
Und ätzend schrieb jahrzehntelange Pein
Sich mit so manchem Vers, der nie verwittert,
In sein Gesicht wie in ein Stammbuch ein.

O wie viel Leid kann doch ein Mensch dem andern
Bereiten in des Lebens langer Frist,
Das, wollte man auch weit die Welt durchwandern,
Man nie verwindet mehr und nie vergißt!



Betrachtend diesen Stoß von Briefen.

Betrachtend diesen Stoß von Briefen,
 Die ganz von heißer Liebe triefen,
 Bewundr' ich solchen Schatz von Frauenhuld
 Und . . . des Papiers himmlische Geduld!

Was hat dies Weib mit Schwüren, dreist und dreister
 Zusammen hier geflert, — schier unerhört!
 Da liegt es nun! Der Teufel hol' den Meister
 Der Schule, welcher schreiben sie gelehrt!

Dem Mann der Börse gleich, vom Glück verraten,
 Blick ich anjetzt, vor Ärger grün und frank,
 Auf diesen Hauf wertloser Uffsignaten
 Von Amors trügerischer Schwindelbank.



Der letzte Kranz.

Am Todestage Anastasius Grüns
 12. September 1876.

Wie hallte das Festlied, wie schallte der Toast,
 Als den Sänger, den greisen, bewährten,
 Vom Grün des erwachenden Lenzes umsprößt,
 In begeisterter Freude wir ehrten!

Wie war da ein jeder so fröhlich bedacht,
 Einen Kranz ihm, dem Edlen, zu reichen,
 Von Lorbeern, von Rosen- und Veilchenpracht,
 Vom grünenden Laube der Eichen!

Kaum that die Begeisterung selbst sich genug:
 Doch zuletzt schien die Feier vollendet,
 Und vorübergewalst der mänadische Zug,
 Und der letzte der Kränze gespendet.

Da schritt noch ein Jüngling, ein bleicher, einher,
 Nachzügler im festlichen Reigen,
 Auch er einen Kranz in der Hand, gar schwer,
 Einen Kranz aus düsteren Zweigen.

Der Kranz war nicht mit Rosen geschmückt,
 Der war nicht vom Laube der Eichen:
 Der war auf Asphodeluswiesen gepflückt,
 Am Cocytus, im Lande der Bleichen.

Ihn wand um den Sänger der Fremdling sacht
 Und flüstert: In festlichen Stunden
 Hat die Menge den Kranz der Unsterblichkeit
 Dir aus irdischen Blumen gewunden;

Doch den schönsten der Kränze, gar friedlich und still,
 Dem kein irdischer Herbst mehr verderblich,
 Schlingt die Blüte, die falbe, des Asphodill —
 Und die Toten allein sind unsterblich.



Stiftinghaus.

Tanben flattern um die Giebel,
 Flattern übern Wiesenplan,
 Rosen, Weinlaub, Epheu schmiegen
 Mir zum Fenster sich hinan.

Und dies Heim, das traute, treue,
 Ist nach außen feste Burg:
 Sicher wär' hier selbst der scheue
 Wundervogel, der Simurg.

Vor dem Gitter, treu verbündet,
 Steht ein riesig Pappelpaar,
 Das mit lindem Säuseln kündet
 Jede nahende Gefahr.

Thorwart ist die mut'ge Schwalbe,
 Die am Eingang nistend wacht;
 Als Trompeter prunkt der Haushahn
 In des Kammes roter Tracht.

Hoch im Nußbaum seine Schnurren
 Hörnchen treibt, mein alter Freund,
 Scheucht mit Fauchen und mit Knurren
 Jeden, der's nicht ehrlich meint.

Auf dem First die alte Krähe
 Meldet mit Gebrächz', empört,
 Jedes schnöden Fremdlings Nähe,
 Der des Waldthals Frieden stört.

Einsam bin ich, und ich singe,
 In des Waldes Grün versteckt.
 Doch das Lied hat eine Schwinge,
 Und der Klang ein Echo weckt.

Und ans and're Bachgestade
 Sendend mein beschwingtes Lied,
 Bin ich ähnlich der Cicade,
 Die man hört, doch niemals sieht.

**

Ach, Gnaden auszuteilen wär' so schön . . .

I.

Ach, Gnaden auszuteilen wär' so schön,
 Und wer's vermag, der sollt' es nicht versäumen.
 Das Göttlichste, was hebt zu Himmelshöh'n,
 Ist: Menschen geben dürfen was sie träumen!

Ob Nabob man, ob Fürst, ob schönes Weib,
 Man sollte Gnaden, immer Gnaden spenden,
 Gnaden mit Herz und Mund und Seel' und Leib,
 Ja, Gnaden allerwärts mit vollen Händen.

Bedenk', wie zu beglücken du vermagst,
 O Kind, mit einem Blick, mit einem Wort,
 Mit allem was du thust und was du sagst,
 Mit deiner Schönheit wonnereichem Hort!

Warum nur thu'st du's nicht? Röhrt dich das Fleh'n?
 Der Herzen nicht, die glühend überschäumen?
 Ach, Gnaden auszuteilen wär' so schön,
 Und wer's vermag, der sollt' es nicht versäumen!

II.

Ja, warum thu'st du's nicht? warum so spröde,
 Da mancher schier vor deiner Thür verblutet?
 Ist's Selbstsucht? kaltes Blut? ist's Herzensöde?
 Macht dich die Eitelkeit so hartgemutet?

Wie? oder ist's vielleicht das Vorgefühl,
 Daz einer, dem du eine Gnade spendest,
 Auch eine zweite, dritte, zehnte will,
 Und will, daß du zu spenden nimmer endest,

Und daß du alles, alles, alles spendest,
 Was du nur immer, Kind, zu spenden hast,
 Und daß du alles ihm nur spendest,
 Und spendest, spendest, spendest ohne Rast —

Und daß, wenn er das Süßeste, das Beste,
 Von deinem Wesen schwelgend ausgeschlürft,
 Er — ohne Dank, wie eine ausgepreßte
 Citrone, weg dich wirft? — —

Inferno.

Mir träumt', ich stand
 In tiefer Nacht am Gestade
 Eines unendlichen
 Schäumenden, vom Sturme gepeitschten,
 Stöhnenden, heulenden Ozeans.
 Und diese unendliche See,
 Sie bestand, statt aus Tropfen,
 Aus lauter wimmernden
 Armen, verlorenen Seelen —
 Und das Gestöhni und Gebrause des Meeres
 War das Gestöhni
 All' dieser armen, verlorenen Seelen.
 Ja, Tropfen schienen's von ferne,
 Doch wenn man sie näher betrachtete,
 So hatte jeder Tropfen
 Ein schmerzverzerrtes Gesicht
 Und weinende Augen
 Und einen jammernden Mund,
 Einen Mund voll grausiger Weheklagen . . .
 „Ist dies die Hölle?“ fragt ich.
 Sie ist's! erklang eines ehrwürdigen Greises
 Stimme neben mir;
 Dieser unendliche Ozean der Kreaturen
 Ist die Hölle,
 Die Hölle derjenigen,
 Die sich selber verdammt haben
 Und nicht vorgedrungen sind
 Zur heiligen, heit'ren,
 Die Sterne im Busen spiegelnden Ruhe,
 Und nicht gelernt haben, außerhalb zu steh'n
 Und hinunter zu blicken vom Gestade,
 Wie ich und du . . .



Aide-toi et le ciel t'aidera.

Mir träumt', ich stieg
 Zum hohen Olymp hinauf
 Und bat die Götter, das Weib,
 Das so sehr mich quäle, zu züchtigen.
 „Warum nicht gar?“ versetzten sie lachend.
 „Ei, da hätten wir viel zu thun!
 Hilf dir selbst, so werden dir helfen die Götter!“
 Sagten's und heiter klang ihr silbernes Lachen
 Durch den Olymp hin. Ich stand noch eine Weile
 Beschämt und verlegen und zögernd da
 Und wußte nicht recht, was ich denken sollte,
 Venus schmunzelte und der alte Vater Zeus
 Nahm mich bei Seit' und fragte
 Mich augenzwinkernd: „Ist sie hübsch, deine Kleine?“
 Das merkte die eifersüchtige Hera
 Und winkte dem geflügelten Hermes,
 Mich hinauszu geleiten. Der fasste mich
 Am Arm und führte hinaus mich
 Und tippte mir auf die Schulter und sagte:
 „Sei kein Tropf, Freund!
 „Pflügbar ist auch anderes Ackerland!“ **
 Und: „Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
 Wie kaum sich die Lippe der Ersten geküßt!“ ***
 Läß uns ungeschoren, Bester,
 Mit den sterblichen Weibern, wir haben genug zu thun
 Um fertig zu werden dahier mit den unsern.“

* Sopho"les.

** Gveil'e.

Gaukle, gaukle, Mädchenfalter . . .

Gaukle, gaukle, Mädchenfalter,
Tanzend auf beblümter Heide,
Wie ein Distelhaupt im Winde,
Nur in etwas bunterm Kleide!

Gaukle, gaukle, junger Falter,
Denn was kannst du sonst als gaukeln?
Hast ja recht, auf flücht'gen Blüten,
Selber flüchtig, dich zu schaukeln!

Wär's nicht thöricht, dir zu grossen,
Ungerecht, dich anzuflagen,
Weil du nicht wie unsereiner
Hast gelernt dem Tand entsagen?

Wär's nicht grausam, dir zu pred'gen,
Dass du sollst die Welt verachten,
Dass du sollst wie unsereiner
Darben, siechen, einsam schmachten?

Unsereiner sieht doch heimlich
Götter zu sich niedersteigen,
Sieht zu seinem Schmerzenslager
Musen sich und Grazien neigen --

Unsereiner kaum verzichten,
Sich ins Weltgetrieb' zu mischen,
Kann die Erdenkost verschmähen,
Dem er speist an Himmelstischen.

Aber du, du armes Weltkind,
Arm im Haupt und arm im Herzen,
Wär' das bißchen Erdentand nicht,
Ach, wie solltest du's verschmerzen?

Gaukle, gaukle, Mädchenfalter,
 Tanzend auf beblümter Heide,
 Wie ein Distelhaupt im Winde,
 Nur in etwas bunter'm Kleide —

freue dich des kurzen Lebens
 Und genieß es nur geschwind!
 Gaukle, junger Falter, gaukle,
 Tanze, Distelhaupt im Windel



Tausend gold'ne Träume . . .

Tausend gold'ne Träume
 Weben in den Winden,
 Tausend gold'ne Schäume
 Lenzeslust verkünden;
 Tausend gold'ne Sterne blinken —
 Doch nicht einer will mir winken;
 Tausend gold'ne Blumen blühen,
 Keine fragt: willst du mich pflücken?
 Möchte dir den Busen schmücken!
 Tausend Flammenaugen sprühen,
 Tausend schöne Mädchen glühen,
 Wandeln lächelnd durch die Gassen,
 Schwärmen durch die Haine.
 Und von all' den Tausend spricht nicht eine:
 Küsse mich, mein Freund, ich bin die Deine!



Der Troubadour.

Wer kein Prinz ist, wer kein König,
Ist für einen Liebenden zu wenig!
Hätt' ich nicht Millionen zu verschenken,
Würd' ich denn an Frauenminne denken?
Auf, ihr stolzen, minniglichen Schönen
Und ihr Mägdelein hold auf blüh'nder Flur!
Kommt! ich bin der edle, mun're, treue,
Unermeßlich reiche Troubadour!

Tausend Schätze weiß ich aufzuspeichern,
fürstlich, die ich liebe, zu bereichern!
Perlen streu' ich, lichte Himmelskronen
Flecht' ich aus den Sternen aller Zonen!
Wer ist, die ein Lied will, zaubertönig,
Für ein Küschchen, mild wie Honigseim,
Und für eine Kosestund' ein schönes
Königreich in Wolkenkuckucksheim?



Der Stern des Ares.*

Nacht ward's, — der schöne Stern der Liebe sank
Im Westen sacht hinab. Ihm gegenüber
Hob über'n Waldrand schreckbar sich ein fremdes,
Rotleuchtendes Gestirn. Es war der Stern
Des Ares, der, entfacht zu wilder Glut,
Wie kaum ihn sah dies lebende Geschlecht,
Des Himmels Leuchten all' nun überstrahlte
Hinabschwand tiefer stets der Liebe Stern,
Und greller, immer greller funkelte

* Gedichtet zur Zeit des russisch-türkischen Krieges, als der Planet Mars, im September 1877, bei seiner größten Erdnähe in ungewöhnlichem Glanze leuchtete.

Des Kriegesgotts Gestirn, der Stern der Zwietracht,
 Des Hasses, rot wie Blut, gemischt mit Flammen.
 Und während ich den Blick in seine Höhe
 Versenkte, schwoll er mir zum Feuerbrand,
 Zur düstern Fackel, deren Glut die Welt
 In Brand zu stecken drohte.

Neben ihm

Auf Fragen sah ich in den nächt'gen Himmel
 Ein Kreuz — das Kreuz des Turms der nahen Kirche.
 Hell hob sich's ab vom Grund des Firmaments.
 Dem Kreuze gegenüber schwiebte silbern
 Der halbe Mond am Himmel.

Plötzlich stand

Vor dem erregten Sinn mir ein Gesicht,
 Des Schreckens voll. Das Kreuz, das ragende,
 Es ward vor meinen Augen zur Standarte;
 Zum fliegenden Banner ward der Halbmond auch;
 Und hinter diesem, hinter jenem wälzte
 Herauf, heran sich langsam dicht Gewölfe,
 Wie kampfbereite Geisterlegionen.
 Traun! nicht umsonst hell zwischen beiden flammte
 Der Stern des Ares! Vor mir lebend rollte
 Ein grausenhaftes Bild sich auf — der Krieg!
 Ich sah die Stute des Kosaken trinken
 Im Ister und im Euphrat, sah den Säbel
 Des Moslem blitzen, dräuend, neu geschärft!
 Zertret'ne Saaten sah ich, Völkerstämme,
 Mit Weibern, Kindern, Greisen ratlos flüchtend,
 Vom Huf zerstampfte Reih'n; hier rauchend Blut,
 Dort Rauch von Bränden!

Schar um Schar entsendet

Zum Schanzensturm der Feldherr. Sie gehorchen.
 Sie ziehen stumm dahin, gleichgültig fast,
 Wie Schlächter, Henker gehn ans Tagewerk.
 Hinziehn sie stürmend, eine nach der andern,

Und jede kehrt nur halb zurück. Am Abend
Ertönt's: „Hurrah! die Schanze, sie ist unser!“
Jedoch der Streiter Mehrzahl deckt das Feld,
Tot, oder ächzend mit zerstückten Gliedern.

Im nächsten Morgengrauen schreckt die Bombe
Des Feinds die müden Sieger dröhrend auf.
Die heiß ersiegte Schanze stürmt der Feind,
Und dreimal stürmt er sie, und dreimal muß
Sie neu gewonnen werden, — dreimal sinkt
Der Streiter Drittel röchelnd in den Staub.

Am Abend ist verloren mit dem Blut
Von Tausenden, was mit dem Blut von Tausenden
Erstritt das heiße Gestern. Neu beginnt
Der neue Tag das Ringen. Fort so wütet
Es ungezählte Tage, Wochen, Monde,
Den Ort nur wechselnd: und das Leben füllt
Mit letzter Kraft nur aus des Todes Lücken.

All' dies — wofür? Damit Gerechtigkeit
Geschehe? Wie? Gerechtigkeit? ersiegt
Durch einen Kampf, in dem ein einziger Recht
Gegolten hat von je: das Recht des Starken?
Steht auch das Recht, sowie der liebe Gott,
Auf Seiten stets der „stärksten Bataillone“?
Mäht nicht der Zweikampf oft den bessern Teil,
Der schuldlos und gezwungen mit dem frechen
Angreifer sein jungfräulich Schwert gekreuzt?

Seh' ich das Blut, das so vergossen wird,
Vereint als Höllenstrom die Wogen wälzen,
Seh' ich die Thränen, die der Krieg erpreßt,
Gestaut als totes Meer, seh' ich die Flammen
Der Kriegesfackel all' zum Himmel schlagen,
Hör' ich das Ächzen all der Tausende, —
Ein Grausen faßt mich da vor dir, o Mensch,
Der achselzuckend sagt: „Das ist der Krieg!“ —
Der Kunst des Tötens allergrößter, traun,

Erfindungsreichster Meister ist der Mensch!
 Und labt der Tiger sich am Einzelmord —
 Wer ist's, der gern in Massen würgt? Der Mensch!
 Und seines Gleichen würgt er!

Doch — ist's nicht

Derselbe Mensch, der Liebe, Liebe predigt,
 Und der mit edlem Stolze Tempel türmt
 Der Bildung und Gesittung, und Alläre
 Dem Fortschritt weiht und edler Menschlichkeit?
 Der mildgesinnt die Galgen niederreißt —
 Und der — weil er kein Blut kann seh'n — das Schwert
 Der Themis in die Rumpelkammer wirft —
 Und der Spitäler baut für fränke Hunde
 Und für die Spätzlein sorglich Futter streut
 In rauher Winterszeit? — —

Ach ja, derselbe! —

Vergieb mir, edler Massenmörder Mensch!
 Schon bin ich umgestimmt, bewund're dich!
 Und künftig, statt ein Untier dich zu schelten,
 Einstimm' ich achselzuckend: C'est la guerre! . . .



Traue nicht.

Freund, eines laß dir sagen: Glaube nicht,
 Daz besser je wird, als sie war, die Schlange;
 Daz Reineke nicht bleibt ein schlauer Wicht,
 Jung-Isgrimm nicht bleibt ein böser Range;
 Daz anders kann der Wolf, als blutig rüthen
 Das Fell dem Lamm, dem frommen, Lilienweißen,
 Anders die Kröte kann als Geifer spritzen,
 Und anders kann der Hai als dich zerreißen.

Wen du durchschaut, dem traue nicht, heileibe!
 Wie ihn Natur geprägt, bleibt er bewandt!

Vor allem traue nicht dem schönen Weibe,
 Das du als falsch im Innersten erkannt!
 Insonderheit bedarf's der Überlegung,
 Liebwerter Freund, wenn zu bereu'n sie scheint,
 Wenn sie erfaßt von einer bessern Regung,
 Samtpfötchen macht und küßt und schwört und weint.

Des Weibes Sinn, er schwankt im Pendelschwunge!
 Sei auf der Hut, just wenn sie sanfter flötet!
 Den Rücksprung macht der Tiger vor dem Sprunge,
 Und rückwärts schwingt das Beil sich, eh' es tötet.
 Die Brandung, die ans Ufer dräuend prallt,
 Daß fels und Strand von ihrem Schaume triefen,
 Dann, wie beruhigt, seitwärts tückisch wallt —
 Sie kehrt zurück und reißt dich in die Tiefen!

Abend.

Geh' unter, schöne, gold'ne Sonne,
 Der Tag war heiß, und ich bin müd.
 Geleuchtet hat mir manche Wonne
 Und manch ein Leid hat mich durchglüht.
 Geöffnet hast du meine Lider,
 Goldphönix du, dem holden Licht;
 Sacht weckte mich dein Glanzgefieder
 Im Frührot, und ich säumte nicht.

Von deiner Strahlen Glut befeuert,
 Durchpulste rascher mir das Blut;
 Und wieder ward ein Stück durchsteuert
 Des Lebensstroms in frischem Mut.
 Ich trage Schwielen an den Händen
 Und Schweißperlen im Gesicht;
 Der Abend kommt, die Mühen enden —
 Wie sich's gelohnt, ich frage nicht.

Sie geht hinab, die gold'ne Sonne,
 Der Tag war heiß und ich bin müd'.
 Fahr' wohl, o Stern, der mit der Wonne,
 Dem Leid des Tags mein Herz durchglüht'
 Du Stern der Nacht, sei nun willkommen,
 Der Mohn auf meine Lider gießt!
 Ich preise den, der sie mir öffnet,
 Ich preise den, der sie mir schließt.

<<

Sag', liebes Kindchen . . .

Sag', liebes Kindchen, sag', woher
 Dir doch die Seele kam,
 Die schon dir aus den Augen blickt,
 So traut, so wundersam?

Ein Würmchen bist du noch und kannst
 Durch seelenvolles Lächeln
 Mit einem Hauch von Himmelsslust
 Doch schon mein Herz umfächeln!

Liegt nicht in deinem Amtlitz schon
 Was übermenschlich Kluges,
 Als sprächst du keck im Stillen Hohn
 Dem Bann des ird'schen Truges?

Vorerst ist deine Zauberkunst
 Das Weinen und das Lächeln.
 Ich faß' es, Herzchen, daß du weinst;
 Doch sag', warum das Lächeln?

Du weinst, weil man dich hungern läßt,
 Weil man dich preßt und bindet;
 Doch Gott mag wissen, was der Knirps
 Schon zu belächeln findet?

Wie kommt's, das solch Nesthoferchen,
Unflügg' und unbefiedert,
Doch schon so freundlich, reizend-hold,
Papachens Gruß erwidert?

Die ihr die Welt zusammensucht,
Nachdem ihr sie zerstückelt,
Ihr fragt, was sich im Kind, im Keim
Zu allererst entwickelt?

Sein erstes ist nicht Bauch, nicht Kopf,
Nicht Wirbelstrang noch Kehle,
Sein erstes ist nicht Hand noch Fuß —
Sein erstes ist — die Seele.



Seelenwanderung.

Was hättest du mir werden können,
O Weib, und ach, was wardst du mir?
Betracht' ich so dein nett' Figürchen
Im Mittelmaß bescheid'ner Zier,

Aufs neue mit geheimem Zauber
Mir stets bestreikend Herz und Sinn —
„Ach, hätt'st du nur ein bißchen Seele!“
Seufz' ich im stillen für mich hin.

Welch' rätselhafte Sympathicen!
Bei so viel herbem Widerstreit!
Wie kann man sich nur heimisch fühlen,
Dort wo man kommt und geht mit Leid?

Löst' Jnderweisheit dieses Rätsel,
Und deutet etwa solch Geschick
Auf Wundersagen, alt-verscholl'ne,
Der Seelenwanderung zurück?

Gehörten etwa uns're Seelen,
 Die jetzt ein Abgrund klaffend trennt,
 Verwandt und traut gesellt vor Zeiten
 Ein und demselben Element?

Viel leicht als ein paar Blumenseelen
 Auf einem Stengel blühten wir,
 Uns traulich zu einander neigend
 Im lenzesduftigen Revier:

Dann ward verzaubert ich, verschlagen
 In eines Dichters Leib im Nu,
 Und in ein kleines, schales, seichtes,
 Boshaftes, eitles Weibchen du.



Ward untreu dir dein erstes Lieb.

Ward untreu dir dein erstes Lieb',
 Laß fahren, Knab', laß fahren;
 Was schadet ein beschritt'ner Trieb
 Dem Baum in jungen Jahren?

Wiß' ab die Thränen, Milchgesicht,
 Die deine Wangen neßten!
 Die erste Liebe tötet nicht —
 Man stirbt nur an der letzten.



Komm, Liebe, du heilige.

Komm, Liebe, du heil'ge, du himmlische Flamme,
 Schwing' himmelab dich vom göttlichen Sitz!
 Sei mir, was die Glut ist dem modernden Stammie,
 Berühre das Herz mir mit zündenden Bliß!

Vernichte die schnöden, die kleinlichen Qualen,
 Unsel'ger Gefühle sich drängenden Schwarm!
 Verzehre den seelenvergiftenden, schalen,
 Alm Herzen mir ruhelos nagenden Harm!

für Schönes und Großes zu sterben in Ehren,
 Es wäre der schönste, der letzte Triumph,
 Statt sich in unwürdiger Pein zu verzehren
 für Kleines, Gemeines, verdroffen und dumpf —

Komm, Liebe, du heil'ge, du echte, du hohe,
 Wirf himmlische Flammen ins irdische Blut:
 Wie Herakles schmacht' ich nach sühnender Höhe,
 Wie der Phönix dürft' ich nach läuternder Glut!



Tausend holde Dinge.

Sieh' das Kind, das kaum gebor'ne!
 Sieh' den armen Wurm, den kleinen!
 Weinend grüßt es den Erzeuger,
 Weinen ist sein erstes — Weinen!

Sieh' den Totenschädel grinzen
 Wie nach überstand'ner Frohne!
 Kommt zur Welt das Leben weinend,
 Lacht der Tod, der Welt zum Hohne.

Und doch — zwischen jenes erste
 Weinen und dies letzte Lachen
 Treten tausend holde Dinge,
 Wert und froh das Sein zu machen . . .



Beauté de diable.

Beim Teufel, ein pikantes Weib!
 Eine wahre beauté de diable!
 Ḷwar stark schon alternd und fast verlebt,
 Doch immer noch acceptabel! —

Gewiß, wenn eben die lüsterne Glut
 Auf den Wangen, im Aug' ihr gleißt!
 Doch anders, wenn ihr Ernützung
 Die Larve vom Amtlitz reißt!

Dann suchst du umsonst vom pikanten Reiz
 In den welken Hügen die Spur:
 Streich' aus diesem Gesichte die Buhlerin,
 So bleibt die Hexe nur!



Ich wund're mich.

Ich wund're mich, daß tausend and're
 So kalt an dir vorübergeh'n
 Und auf den Reiz, der mich entzücket,
 Als wie mit blödem Auge seh'n.

O wärst du häßlich für die ander'n!
 Wärst du für all' die ander'n alt!
 Mir schwebt ein Hauch von ew'ger Jugend
 Um deine schlanke Huldgestalt!

Will ich mit krit'shem Auge sichten,
 Was dir geraubt der Jahre Lauf,
 So schlägt der Venus keckes Bübchen
 Ein silbern Höhngelächter auf.

Als Perle werd' ich stets dich grüßen,
 Ein Ausbund bist du stets für mich
 Von allem Schönen, allem Süßen —
 Mit einem Wort: ich liebe dich.



Das Ringlein.

Ich hab' ein Ringlein liegen
 Im Schrein, mit anderm Tand;
 Das kommt nun so zu Zeiten
 Mir wieder in die Hand.

Der Stein ist ausgebrochen,
 Ein schimmernder Rubin;
 Ihn wieder einzufügen —
 Es kommt mir nicht in Sinn

Der Reif ist gar gesprungen;
 Ich könnt' ihn schmieden neu:
 Doch nein, er bleib' in Stücken,
 's ist besser, meiner Treu'.



„Dum defluat amnis.“

I.

Wie der Narr am Strand des Flusses,
 Der hinüber meinte gut
 Zu gelangen trock'nem Füsse,
 Wenn vorbeigerauscht die Flut,

Harr' ich Thor auf deiner Reize
 Wellen, übermütig Weib!
 Mir zur Qual und mir zum Trost
 Blüht dein schöner Nixenleib.

II.

Bist du wirklich unvergänglich —
 Jung und schön und frei von Leid?
 Wirklich ewig unzugänglich
 Für den scharfen Zahn der Zeit?

Spotte meiner Liebesklage,
 Zauberschöne Prachtgestalt!
 Einmal kommen doch die Tage,
 Wo du häßlich bist und alt.

Taumle hin, zum Glück erlesen,
 In bacchant'scher Freude Sturm
 Einmal wirst auch du verwesen,
 Einmal frigt auch dich der Wurm.



**Zur feier der
silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaars.**

Am 24. April 1879.

Siefach' Leben lebt der Herrscher Glanzgeschlecht auf hohem Thron:

Ihrer Völker und das eig'ne: Jubelruf und Klageton,
 Wohl und Weh' der Millionen in des Lebens wildem Braus
 Zittert nach an ihrem Herde, wiederhallt in ihrem Haus.

Und der Ehepfuhl der Fürsten ist kein weiches Taubennest,
 Ist ein Adlerhorst, ein stolzer, in des Felsens Spalt gepreßt
 Auf des Berges höchstem Grate, leuchtend zwar im Sonnengold,
 Aber auch umtoft von Stürmen und von Wettern wild
 umgrollt.

fünfundzwanzig Jahre schwanden solchen Doppellebens hin,
 Seit der jugendliche Kaiser sich erkor die Kaiserin:

fünfundzwanzig blüh'nde Lenze — fünfundzwanzig Winter
 auch,
 Lichte Sonnen und umwölkte, West und Nord im Wechselhauch;
 Blut'ger Lorbeer, reichlich sprühend — Friedenspalmen,
 wehend drein,
 Völkerkampf, Parteienhader — neuer Hoffnung Frührotschein,
 Fluch und Segen, kommend, schwindend — Götterhuld und
 Götterzorn —
 's ist ein launisch Weib die Nymphe an des Seitenstromes
 Born . . .

Dennoch auf der Höh' des Thrones zweier stolzen Reiche steht
 Herzensstark, in edler Reife, das gekrönte Paar — o seht!
 Ihre Blicke suchen, finden heute sich und strahlen licht:
 Wift ihr, wo sie sich begegnen? — Auf des Sohnes
 Angesicht!

In dem Blick' auf ihn gerichtet, eine Thräne glänzt darin:
 Österreichs Geschicke weben still und ahnungsvoll um ihn;
 Wie voraus der Tag den Lichtstrahl sendet auf krystall'ner
 firn',
 Dämmert ein versöhntes Schicksal auf des Jünglings reiner
 Stirn!

Öst'reichs Völker seh'n es freudig, seh'n der Kaiserzähre Lauf,
 Und nach diesem Sterne blicken alle sie bewegt hinauf;
 Feindliches versöhnt sich, Sprödes findet froh sich unterjocht:
 Einer ist's von jenen Tagen, wo das Volksherz lauter pocht.

Denn das Volk, es hat ein Herz noch, wird es haben
 immerdar;
 Ein Bedürfnis hat's, zu lieben, gerne hebt's auf den Altar,
 Was es liebt, und zu des Ruhmes hellster, schönster Höhe
 steigt,
 Wer von dieser stolzen Höhe gern zu ihm — herab sich neigt.

Und kein leeres Wort ist Treue, die stets am Geschlechte hing,
 Das mit einem Volk als Führer durch der Zeiten Wandel ging,
 Das in rauher Zeit gewesen dieses Volkes Hort und Schild,
 Groß es oder glücklich machte — kraftvoll herrschend
 oder mild . . .

Festlicher hat seine Schwingen nie geregt der Doppelaar:
 Daß wir geben Lieb' um Liebe, sieh' es heut', erlauchtes Paar!
 Einen neuen Brautkranz flieht dir aus den Blumen, heut'
 gestreut,
 Und im Angesicht der Völker sei dein heil'ger Bund erneut!

fünfundzwanzig Jahre gingen nimmermüden Strebens hin,
 Seit der jugendliche Kaiser sich erfor die Kaiserin:
 Laßt uns ringen, frischen Mutes, treu vereint in Lust
 und Leid,
 Und es wird die gold'ne Hochzeit finden eine gold'ne Zeit.



Die schönste der Flammen.

Schön ist der Komet und das Meteor
 In seinem himmlischen Tanze;
 Und schön auch schlägt vor des Himmels Thor
 Sein Pfauenrad der Strahlenflor
 Des Nordlichts in herrlichem Glanze;

Und schön ist der himmlischen Esse Sprüh'n,
 Das Gesimmer unzähliger Sterne;
 Und schön auch das Morgen- und Abendglüh'n,
 In dessen Strahlen die Zinken blüh'n
 Des Gebirgs in unendlicher Ferne.

Und schön sind Städte in festlicher Nacht,
 Im Schein unzähliger Kerzen;
 Und Freudenfeuer, lodernd entfacht
 Von Bergen zu Bergen in ruhiger Pracht
 Unterm Festruf jubelnder Herzen;

Und Feuerkünste, auf dämm'riger Hu'
 Die Sommernacht prächtig durchwitternd,
 Des Funkengeistes bezaubernde Schau,
 Raketen, durchschwärzende das himmlische Blau,
 Aufleuchtend und leise verzitternd.

Das alles ist schön, und der Mensch erstaunt,
 Es betrachtend mit offenem Munde:
 Auf die Seh'n wohl stellt er sich, um es zu seh'n,
 Und lässt sich's wohl auch nicht verdrießen, zu geh'n
 Darnach so manche Stunde.

Doch der hastende Fuß nicht, daß Dampfroß nicht,
 Nicht der Huf des gesattelten Pferdes
 Führt zur schönsten der Flammen: die schönste zu schau'n,
 Die heiligste, hehrste, die lieblichste, traum,
 Ist die Flamme — des häuslichen Herdes.



Dichterliebe.

Ein Leib, den Dichterküsse segnen,
 Blüht, wie erfrischt von Himmelstan: .
 Blick' in den Spiegel und betrachte
 Dein lächelnd Bild, du süße Frau!

Meinst du, du wär'st so unverweltlich,
 Wenn meine Glut dich nicht gefeit?
 Verblühend, alternd, wär'st verfallen
 Auch du dem schnöden Bann der Zeit!

Mit Küssem einen Zaubergrütel
 Schlang ich um deine Reize sacht,
 Der dich vom Scheitel bis zur Sohle
 Unsterblich, unverwüstlich macht.

Geheime Kraft verleiht — o, glaub' es —
 An einem Dichterherzen ruh'n:
 Nicht altern wirst du, nicht verwelken,
 So lang' du wirst geliebt wie nun.

Und stirbst du, wirst du nicht verwesen,
 Wirst liegen frisch und hold im Schrein,
 Umhaucht noch von den Glutaromen
 Der Liebe wie von Spezerei'n.



Kürze.

Allzu knapp, Kind, findest du meine Lieder?
 Lenk' ich nach allzu kurzem Flug zur Erde wieder?
 Du hast recht, beim Himmel, o meine Süße:
 Kurze Lieder lieb' ich und lange Küsse.



Die säumige Schöne.

Mir ein Stelldichein versprach sie
 Ganz gewiß in dieser Woche,
 Als ich über Kaltfimm flagte
 Und vor Sehnsucht schier verzagte.
 Sonntags konnte sie nicht kommen,
 Mußte ja zur Kirche gehen.
 Montags, da gebrach es leider
 Ganz an Zeit ihr, wie sie sagte.

Dienstags mußte sie besuchen
Ihre Tante, die betagte.
Mittwochs litt sie an Migräne.
Donnerstags war Schuld das Wetter,
Daz sie nicht zu kommen wagte.
Freitags hatte keine Lust sie,
Wie ich merkt', als ich sie fragte.
Samstags endlich wurde wieder
Aus der Sache nichts, dieweil ich,
Als sie kam — davon sie jagte.



Kommt und schaut.

Zur Eröffnung der Grazer Landesausstellung 1880.

Schönheit ist viel und sie kredenzt den Becher
Der Lust in holdem Reiz, in süßer Frische,
Und Balsam ist's für jedes franke Herz,
So seh'n die zarte Maid mit blüh'nden Wangen
Am Bachesrande schwießen, sie zu seh'n
Auf buntgestickter Wiese Blumen pflücken
Und Kränze winden und nach Faltern haschen.
Da hascht man sie auch selbst wie einen Falter
Und faßt sie schmeichelnd, neckend wohl am Kinn
Und koste gern mit ihr.

Doch sieht man dann

Dasselbe reizend-schöne Kind beschäftigt
Mit ernstem Thun, in schlichtem, züchtigem
Gewand, am Herde steh'n, sieht man sie spinnen
Und weben und mit feenhänden schaffen
Viel Schönstes zu Bedarf und holder ſier —
Da staunt man froh, da liebt man sie nicht bloß,
Da ehrt man sie mit frommer Scheu und preist
Das Haus, in dem sie waltet.

So nun zeigt

Der schönsten eine in dem Schwesternreigen
 Alt-Austrias, die blüh'nde Styria,
 Die reizberühmte, heit're, sangesfrohe,
 Leichtblütige, von Grazien und Musen
 Gesegnete, die der Erfrischung Becher
 Viel tausenden kredenzt so Jahr für Jahr
 Im frischen Odem ihrer Höh'n, im Grün,
 Dem ang'erfrischenden, der Au'n, im Würzeduft
 Der Wälder, die als lächelnde Najade,
 Am Born heilkräft'ger Wunderwasser sitzend,
 Den Edelweiß- und Alpenrosenkranz
 Um ihre Stirne schlingt — in diesen Tagen
 Zeigt sie, die holde, sich in ernsterm Schmuck,
 Zeigt sie im Schmuck der Werke ihrer Hände
 Und ihres Fleisches sich und ihrer Kunst,
 Und spricht: Ihr irrt, wenn ihr vermeint, ich sei
 Nur eine schöne Müßiggängerin,
 Leichtlebig träumend unter Blütenbäumen!
 Thatkräftig bin ich, strebsam, schaffensfreudig!
 Ihr müßt mich nicht bloß lieben, nein auch ehren!
 Nicht bloß an Blüten, reich an Frucht auch bin ich,
 Wie meine Gärten, bin zum Werke rasch
 Wie meine Ströme, und in meinem Blut
 Rollt wohl auch manch ein stählendes Atom
 Vom Eisen meiner Berge. Aufgebaut
 Hab' ich vor Nachbar- und vor Schwesternlanden
 Ein Tempelhaus der werkesfrohen Göttin,
 Und ernsten Dranges, regsam, nimmer müd',
 Hab' ich des Schönen, Tüchtigen, Gedieg'nen,
 Unzählbar vieles rings um mich versammet.
 Eröffnet sind die Hallen — kommt und schaut!

Die Brüder.

An eines Kranken Bette saß der Schlaf
 Und schaut' ihn höhnisch an im Dämmerschein
 Der öden Nacht und sprach: Voraus dir sag' ich's,
 Du lockst mich diese Nacht nicht auf dein Lager,
 So wenig als die vorige: wie jetzt
 Du mich da sitzen siehst am Bettessrand,
 Spröd', unerbittlich, wirst du mich auch seh'n,
 Sobald der Morgen graut und durch die Fenster
 Der erste Strahl des neuen Tages zittert.
 Versuch' es wie du magst: ob du auch seufzend,
 Von einer dich zur andern Seite wendend,
 Die müden Augen immer wieder schließest
 In wacher Qual, mich heimlich flehend rufst
 An deine Brust — hier sitz' ich, trohe dir!
 Horch, zehn Uhr schlägt es erst vom Turm; du wirst
 Die elfte schlagen hören und die zwölfe
 Und jede Stunde so der langen Nacht,
 Und wirst aufhorchend alle Schläge zählen
 Und still verzweifelnd fluchen jedem Schlag.
 Millionen bin ich hold, ein traurer Freund,
 Doch grausam kann ich sein, sobald ich will,
 Just wie ein schönes Weib. — So spricht der Schlaf
 Und wächst empor zum Dämon, spöttisch grinsend,
 Am Rand des Pfühls. Da schlug es Mitternacht,
 Und es begann zu sausen vor dem Fenster,
 Zu klappern wie von einem Knochenreigen —
 War's doch die Geisterstund'. Die Toten stiegen
 Aus ihren Gräbern tanzend. Plötzlich schaute
 Ein Engel durch das Fenster stumm herein;
 Bleich war, sehr bleich, doch sanft sein Angesicht.
 Als diesen er erblickte, fuhr der Schlaf
 Vom Stuhle grollend auf und schlich sich weg.
 An seiner statt nahm Platz der Milde, Bleiche.

Wer bist du? sprach der Krause zu dem Gast.
 Und dieser drauf: Des Schlafes Bruder bin ich,
 Des spröden, unerbittlichen, der sich
 Nicht zwingen lässt. Mich findet jeder willig,
 Wenn er mich sucht mit ernstlichem Entschluß.
 Mich zu beschwören, tausend Mittel giebt es;
 Weit fischer, traun, als Schlummersäfte wirken
 Die dunklen Todesäste der Natur.
 In Morpheus' Arm führt oft ein langer Weg,
 Der Pfad jedoch zur Unterwelt ist kurz,
 Und es genügt ein rascher, fester Schritt.
 Entschlafen auf ein Stündchen ist oft schwer,
 Auf ewig — leicht; ein Kinderspiel nur. Willst du?



In Lieb' und Wonne.

In Lieb' und Wonne schwelgend einst
 War ich bei dir zu Gaste,
 Und stets noch harr' ich bei dir aus,
 Obgleich ich lang' schon faste,
 Ich häng' an dir wie ein welkes Blatt
 An einem durren Alte.



Dichterlos.

Zu Ehren des Dichters C. G. v. Leitner.

18. November 1880.

Ein Sproß des grünen Alpenlands, ein Mann,
 Mit holder Kunst zu singen und zu sagen
 Begnadet, dessen Stirn die Bürgerkrone,
 Vereinigt mit dem Dichterlorbeer schmückt,
 Und dem wir, auch wenn seines Hochverdiensts
 Wir zu vergessen schienen, stets gezollt

Den Herztribut, den unbewußt man zollt
 Erles'nen Menschen, weil sie einen Hauch
 Des Guten, Edlen still um sich verbreiten —
 Er tritt ins Patriarchenalter hent',
 Das schon den Menschen heiligt und verklärt,
 Wär' er auch nichts gewesen als — ein Mensch.

Denk't ihr, was das bedeutet, achtzig Jahre?
 Fast ein Jahrhundert! und Welch' ein Jahrhundert!
 Was ging an diesem greisen Haupt vorüber!
 Und wißt ihr, was es ist, ein Dichterleben?
 O, diese Feengabe Poesie!
 Wem in die Wiege sie gelegt — ob er
 Mit wen'gen Klängen, ob mit hundert stolzen
 Gesängen zieht die Schwanenbahn des Lieds,
 Des Dichters eig'nem ganzen Leben giebt
 Sie Inhalt und Gestalt — vom ersten Lächeln
 Und Jauchzen bis zum letzten Seufzerhauch.
 Wem einmal ist ein echtes Lied gelungen,
 Er lebt, auch wenn er schweigt, ein Dichterleben,
 Sein Herz pocht in den Freuden, in den Qualen
 Des Dichterdaseins, bis es bricht. Die Rose,
 Sie lebt auch welkend noch ein Rosenleben,
 Und wenn sie stirbt, so ist's ein Rosentod.
 Ihr kennt des Dichters Ziel nur, nicht sein Ringen,
 Ihr seht im Umschwung seiner Lebensjahre
 Nur seine Saat — nicht seiner Lenze Stürme,
 Nicht seiner Herbste Frost. Ihr ahnt es kaum,
 Sein überzart' Empfinden, Brüten, Träumen,
 Sein halbverlor'nes Trachten all' die langen
 Jahrzehnte hindurch! Er sieht an Klippen
 Der Wirklichkeit sein bestes Streben scheitern,
 Er hört die eig'ne Stimme matt verhallen
 Im Tageslärm — er sieht sich kaum gestreift
 Vom flücht'gen, kühlen Blick der schwer erwärmt'en,

Der viel-zerstreuten Mitwelt! Hin so lebt er,
 Ein Einsamer im Schwarme! O, ihr kennt
 Den stolzen Sonnenflug des Dichters nur,
 Nicht seine ird'schen Leidensstationen!
 Ihr wisset, was das Leben ihm geboten,
 Doch was es ihm versagt — weiß er allein.
 So ging der Held des heut'gen Tages auch
 Still zwischen uns ein Menschenalter hin,
 Von manchen unerkannt: doch alles reift
 Gemach im stillen, auch ein Dichternamie.
 Für jeden kommt die Stunde, wo er gilt
 So viel er wert — Heil dem, der sie erlebt,
 Wie unser Minstrel heute sie erlebt!

In seine einsam-stille Dichterzelle
 Fällt heut' ein gretles Licht — zum Chor geschwellt
 Drängt heut' der Liebe Wort sich an sein Ohr.
 Er hat's erreicht, daß seine Lebensonne
 In Glanz und nicht in Wolken niedergeht,
 Und freu'n mag er sich dessen wacker noch,
 Denn ungebrochen, aufrecht steht er da,
 Und das Jahrhundert, das mit ihm geboren,
 Ist älter, lebensmüder fast als er.

Mit Mutterstolz, du grüne Steiermark,
 Horch off'nen Ohrs und Sinnes immerzu
 Auf seiner Vorzeitsänge kräft'gen Klang,
 Auf seiner Lieder zartgestimmte Töne:
 Und immer sei im langen Lauf der Zeiten
 Der Name Gottfried Leitner mitgenannt,
 So oft du nennst die liebsten deiner Söhne!

Der Blumenmarkt.

Blicke nicht, die Stirn gepreßt
 An die Fensterscheiben,
 Immer so den Markt entlang
 Hin ins hunte Treiben!
 Sehnsuchtsvoller Späheblick
 Wird dir, ach, nicht frommen,
 Und die du so heiß ersehnst,
 Wird des Wegs nicht kommen!

Weitab von des Markts Gewühl,
 Jene dunkle Straße,
 Welche zu den Schatten führt,
 Ging die Schöne, Blasse,
 Die so oft die weiße Hand
 Auf die Stirn dir legte,
 Und mit trautem Liebestand
 Süß dein Herz bewegte!

O wie reizend, wenn sie ging
 Hier im bunten Schwarm
 Süchtiglich des Morgens oft,
 Körbchen an dem Arme,
 Heilschend sich den Blumen gern,
 Früchten zugewendet,
 Und zum Fenster dann hinauf
 Holden Gruß gesendet!

Fortgeschlichen hat sie sich
 Aus dem Sonnenscheine,
 Von dem Markt der Blumen weg,
 Zum Cypressenhaine;
 Und es ist ein fahler Kranz
 Ihre letzte Habe,
 Und ein schwarzer Rabe sitzt
 Auf dem Kreuz am Grabe . . .

Blicke nicht, die Stirn gepreßt
 An die Fensterscheiben,
 Immer so den Weg entlang
 Hin ins bunte Treiben!
 Sehnsuchtsvoller Späheblick
 Wird dir, ach, nicht frommen,
 Und die du so heiß ersehnst,
 Nimmer wird sie kommen!



Das fremde Vöglein.

Es kommt ein Vöglein dann und wann
 In meines stillen Gartens Bann,
 Das flötet mit ganz eig'nem Schall,
 Viel süßer als die Nachtigall.
 Auch and're Vögel singen mir
 Von Sehnsucht, Liebe, dort und hier,
 Im Morgen- und im Abendschein;
 Sie singen hold, sie singen fein;
 Doch ach, was ist der längste Sang
 Mir gegen einen einz'gen Klang,
 Hebt jenes Vöglein, wohlgethan,
 Im fernen Busch zu flöten an.
 Es singt mit gar besond'rem Laut,
 Und doch herzinnigst mir vertraut.
 Nur selten kommt es, ferneher,
 Glaub' stets, es kommt wohl nimmermehr;
 Mir wär's zu tiefer Herzensqual,
 Wenn es verstummte ganz einmal.
 Es spricht zu mir so wonnetaut —
 Mit Augen hab' ich's nie geschaut,

Noch will ich's schau'n; ob schwarz, ob braun
 Gefiedert es, nicht weiß ich's, traum!
 So hold, so warm, so traut es spricht
 Zu mir, ich geb' ihm Antwort nicht,
 Frag' nicht: woher? In guter Ruh'
 Hör' ich ihm so von ferne zu.
 Wir sind uns fremd auf immerdar,
 Doch wir versteh'n uns wunderbar.



Der böse Traum.

Mir hat nun schon drei Nächte lang
 Geträumt von meiner Lieben,
 Daß sie sich einem andern Mann
 Zu Lieb' und Treu' verschrieben.

Das letzte Mal, da ward sie gar
 Vermählt — daß Gott erbarme!
 Ich selber saß beim Hochzeitsmahl
 In froher Gäste Schwärme.

Anfangs ertrug ich's leidlich noch;
 Doch dann, beim Schein der Kerzen,
 Da griff es wie mit Teufelsklau'n
 Nach meinem armen Herzen.

Es fasste mich mit Höllenangst:
 Sie stand allein soeben;
 Ich ging zu ihr, ich sprach zu ihr,
 Und flüsterte mit Beben:

„Mit jenem geh'n ins Brautgemach
 Wirst du, und ruhn an seiner,
 Ach, seiner Brust in Liebeslust
 Wie du geruht an meiner?“ —

Sie zuckte mit den Achseln leicht,
Stand mit geteilten Sinnen.
„Komm,” sprach ich, „komm, mein Herzenskind,
Und flieh’ mir von hinnen!

Ich geh’ und hol’ ein rasch Gespann,
Und du, mit Kranz und Schleppe,
So wie du bist, nach kurzer Frist
Stiehl’ dich hinab die Treppe!

Noch ist es Zeit, o zög’re nicht;
Ein Augenblick entscheidet!” —
Sie sprach: „Es stürmt die Winternacht,
Ich bin so dünn gekleidet” . . .

Drauf ich: „Gleich um die Ecke, Kind,
Hüll’ ich, im Pelzwerkladen,
In Hermelin dich, Königin,
Daß dir kein Frost soll schaden!”

Sie lächelte und nickte still,
Ich stürzte fort in Eile
Und kam zurück mit dem Gefährt
Nach einer kleinen Weile.

Und wartete. Doch wer nicht kam,
War sie — ha! Tod und Rache!
Hat sie der and’re mittlerweil’
Geführt zum Brautgemache?

Ich wartete die ganze Nacht,
Ich stöhnte, fluchte, lachte,
Bis auf den Kissen, feucht und schwül,
Am Morgen ich erwachte.



flatterseelchen.

I.

flatterseelchen, gerne möcht' ich
 Zu dir sagen: fahre hin!
 Gerne löst' ich deine Bande,
 Ohne Groll, mit mildem Sinn.

Aber, ach, dich frei zu geben —
 Wollt' ich, wie erträg's mein Herz?
 Einsam ohne dich zu leben,
 Wäre mehr als Todeschmerz!

Glücklich säh' ich stets dich gerne,
 Heiter dich zu jeder Frist,
 Und es ist dein einzig Unglück,
 Daß — mein einzig Glück du bist!

II.

Sehr mit Unrecht schaltst du immer,
 Daß ich dir die Lust nicht gönnte,
 Wenn auf meines Glücks und Friedens
 Kosten du dich amüsiertest.

Hör', dir etwas sagen will ich,
 Zwär, mir glauben wirst du's nimmer,
 Denn du wirst es nie begreifen;
 Und doch ist es wahr — buchstäblich:

für die tausend bitter'n Qualen,
 Welche mir dein Thun bereitet,
 War die Freude, die dir's machte,
 Stets, bei Gott, mein einz'ger Trost.

Zur Einleitung des dreihundertsten von Westermanns Monatsheften.

Ich sitze sinnend in der Bücherei,
 Im Abenddunkel. Meine Blicke schweifen
 Hin über all' der Bände lange Reih'n.
 Ich träume. Horch! zu röhren und zu regen
 Beginnt sich's auf den Schrägen. Sind's die Geister
 Der Bücher, die da flüstern? Sie beginnen
 Zu sprechen, laut und leise, dumpf und hell.
 Glasglockenklänge, horch, und Orgeltöne!
 Horch, Memnonslaute, Sphärenharmonien,
 Erhab'ner Wahrheit Sprüche und dazwischen
 Das silberhelle Lachen der Kamöne!
 Die bär'ge Weisheit schäkernd mit der Grazie,
 Der hochgeschürzten! Welch ein Singen, Sagen!
 O wie viel Geist, o wie viel Wissensfülle,
 O wie viel Tief Sinn, Scharf Sinn, Poesie,
 Wie viele zauberkräft'ge Phantasie,
 Wie viel des Scherzes auch, durch Thränen lächelnd!
 O wie viel Welterlösendes, wie viel
 Befreiendes, den Geist Erhebendes,
 Das Herz Erquickendes ist hier erklungen!
 Wie viel, was tröstet, adelt und beschwingt!
 Wie viele tausend haben dran ergötzt
 Sich und erhoben, wie viel tausend werden
 Daran sich noch ergözen und erheben!
 's ist eine große Wunder-Zauberwelt,
 Groß wie die wirkliche und schöner fast
 Als sie. Geschloss'nен Auges lehn' ich mich
 Zurück und lausche, lasse mich umrauschen
 Von diesem Riesen-Geisterchor . . .

Doch er

Verstummt — die Scene wandelt sich. Wer seid ihr?
 Was wollt ihr, schlichte Erdensöhne? Ach,

Der Bücher Väter sind's — die Spender sind's
 Des großen Zauberhorts. Ich sehe sie
 Bei ihrer Arbeit in den stillen Zellen,
 Bei ihren Lampen, seh' die heißen Stirnen,
 Das müde Zucken ihrer bleichen Lippen,
 Ich sehe sie vom Schweiß der Mühen triefen
 Im frohn der eig'nem schöpferischen Kraft . . .
 O, die ihr leset, habt ihr je bedacht,
 Wie viele Stunden lang gereist im stillen,
 Was euch minutenlang ergötzt? Erwäget ihr,
 Wie viel des Dochtes sich in so viel Licht,
 In so viel Glut verzehrte? Wisset ihr,
 Wie zu dem Strauß, der euch mit Duft umströmt,
 Sich Blum' an Blume mühevoll gefügt?
 Wie schwer der Stirn, dem Herzen sich entrungen,
 Was ihr wie Schaumwein aus dem Spitzglas schlürft? —

Ja, geistig Schaffen auch ist Arbeit, wißt,
 Ist Tagewerk; ist Tag'werk mehr als je,
 Seitdem von einsamen Parnassoshöh'n
 Hinunter zu dem Volk die Muse stieg,
 Seit, auf den off'nen Markt hinaus aus dumpfer,
 Bestaubter Bücherzelle der verschämte
 Gedanke tretend, mit der Gegenwart
 Werkhäf'gem Geiste sich verbündet, seit
 Es gilt, die Silberbarren auszumünzen
 Des Geistes für des Tags Bedarf. Verdoppelt
 Hat seine Kraft, doch seine Mühen auch
 Des Schrifttums Pfleger, seit er, zweckbewußt,
 Der Mitwelt Lösung: „Mit vereinten Kräften!“
 Ruf seine Fahne schrieb.

Sei Ehre diesen!
 Doch Ehre sei den wackern Männern auch,
 Die solch vereintem Wirken eine Stätte
 Bereiteten zuerst im deutschen Lande —

Den weltgewandten, klugen, tücht'gen Männern,
 Die für des Geistes Argonauten kühn
 Gezimmert eine Argo, die, den Heerbann
 Der Geistesritterschaft um sich versammelnd,
 Die Welt erobern halfen für den Geist —
 Die Welt? ja wohl, die Welt im engern Kreise.
 Die Welt im engsten Kreise, die Familie!

Heil solchen Männern, wenn sie Herzenswärme
 Beseeelt, wenn reine Lust am eig'nem Werk
 Ihr Thun macht zu der Menschheit Opferdienst

Wer dächte hier des edlen Mannes nicht,
 Den heut' mit diesen Blättern festlich ehrt
 Sein überlebend Werk und den
 Man preisen darf, weil ihn — die Erde deckt?

Zu schönem Zweck jedwedes freud'ge Wirken
 Ist Poesie, und wert des Lorbeers auch.

Heil ihm zuvor, der da, der ersten einer,
 Zur Zeit, als von der Bücher buntem Wust
 Ratlos, verwirrt der Leser ab sich wandte,
 Sich sagte: Da zu schwer dem Volke wird
 Die Wahl des Guten in dem Wust des Neuen,
 So lasset uns ersparen ihm die Wahl,
 Indem wir ihm ein schon Gewähltes bieten,
 Ein geistig Mahl, feinsinnig vorgekostet,
 Auf blanken Silberschalen gold'ne Frucht! —
 Das war sein Ziel, sein Stolz, und ihm gelang's.

Was einer schafft, es ist sein and'res Ich,
 Verwandelt in ein Stück der Außenwelt.
 Er war ein edler Mann, so schuf er Edles.

Wo er sein rühmlich Banner aufgesteckt,
 Da fand der Hörer Kreis erleß'ne Sprecher,
 Der Sprecher den erleß'nen Hörerkreis.

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an“ —
 Gern stellte jeder, den er rief, sich ein,

Und jeder Beste gab sein Bestes gern
Und wußte, daß er es den Besten gebe.

So ward sein Werk zum Speicher allgemach,
Mit des Jahrhunderts Ernten reich gefüllt.
Die Zeit, ihr Wollen, Können und was immer
Raßlos in allen Höhen, Tiefen, Weiten
Erspäht, erstrebt, erzielt der deutsche Geist,
Ihm ward es pflichtig, und er ruhte nicht,
Bis er ein Fruchtkorn sich von allem Guten
Und eine Blüte sich von allem Schönen,
Das seine Zeit ihm bot, für seinen Speicher
Gesammelt — und zur Arche ward die Argo.

Er ging dahin — und in das Schattenland
Vorausgegangen oder ihm gefolgt
Sind nun die meisten jener ersten, die
Als Helfer zu ihm standen vor fünf Lustren;
Doch Ebenbürt'ge traten in die Bresche,
Und wie der Lebewesen Geist und Art
Lebendig bleibt in der Altome Wechsel,
So lebt auch dieses Edlen Schöpfung fort,
Gefrägt noch im Wandel der Organe,
Erfrischt, erneuert von des Zeitsstroms Fluten.

Sein Argonautenfahrzeug, treu bewährt,
Gezimmert fest von seiner sichern Hand,
Es setzt, zu seiner Ehre, festlich heut'
Beslaggt, besfügelt fort die mut'ge Fahrt,
Vertrauensvoll, des deutschen Volkes Kunst
Als Fahrwind sich erslehend für sein Segel,
Auf hoher See, die Klippen hinter sich,
Vor sich als Ziel das gold'ne Uließ des Geistes,
Den gold'nem Hort des Wahren, Schönen, Guten.

Einem deutschen Dichtergreise in Böhmen.

5. Juni 1881.

Achtzig Jahre! Mir ist's wie gestern,
 Daß wir den Siebziger freudig geehrt,
 Der durch die Kunst der neun göttlichen Schwestern
 Sich im unsterblichen Reigen bewährt!

Seid bedankt, ihr Parzen, ihr holden,
 Die ihr manchmal einem Sonntagskind —
 Was das Seltenste — glänzend und golden,
 Und zugleich lang die Fäden spinnt!

Heil dir, du stramme, germanische Eiche,
 Die in den böhmischen Wäldern ragt!
 Bist von dem Holz, das vor keinem Streiche,
 Und das vor keinem Nordsturm zagt! —

Als ich ein Knabe noch war, ein freier,
 Sah ich die Forste des Böhmerlands,
 Strahlten mir seine silbernen Weiher
 Tief in die Seele geruhigen Glanz.

Ruht' ich dann unter den Bäumen zu lauschen,
 Kaum von den einsamen Raben gestört,
 Hört' ich ein mächtiges Urwaldrauschen,
 Tief wie ich kaum es wieder gehört.

Und wenn ins Herz mir Eberts Leier
 Strahlt ihrer Töne geruhigen Glanz,
 Muß ich gedenken der blitzenden Weiher,
 Der rauschenden Forste des Böhmerlands.

An Sacher-Masoch.

Zur Feier seines
fünfundzwanzigjährigen Schriftsteller-Jubiläums 1882.

Ich will mit dir nicht hadern:
Zuweilen thut uns gut
In deutscher Dichtung Aldern
Ein Tröpflein fremdes Blut.

Du bist ein solcher Tropfen,
Ein kräftiges Ferment:
Das macht die Pulse klopfen,
Das prickelt und das brennt!

Seit du nebßt ander'n Gästen
Dich unter uns gemischt,
Ward's zweifelhaft den Besten,
Vom scharfen Hauch erfrischt,

Daß einem, der Geschichten
Erzählt, nicht mehr obliegt,
Als rührend zu berichten,
Wie sich — die Zwei gekriegt.



Aus dem „Erotikon“.

für drei Gattungen, wisset, schwärmt' ich zumeist,
für drei Gattungen lieblicher Frauen:
Die Üppigen lieb' ich, die stolz und dreist
 In junionischem Glanze zu schauen.
für die Zarten auch schwärmt' ich, ätherisch-sein,
 Die Geschmeidigen, Zierlichen, Schlanken,
Die wie Lotosblumen im Mondenschein
 Im Hauche der Minne schwanken.

Und neben der einen, der andern Art
 Nicht minder dann preis' ich als dritte,
 Die nicht allzu üppig, nicht allzu zart,
 Hält zwischen den beiden die Mitte.
 O wie weckt mit harmonischem Reize, traum,
 Sie im Busen berauschende Triebe! —
 Für diese drei Gattungen schwärmt' ich der Frau'n,
 Die drei Gattungen sind's, die ich liebe.



Die Begegnung.

Ein seltsam-schönes Weib! mein Aug'
 Kaum von diesem Gesicht sich nicht trennen!
 Ist's Liebe, was mir das Herz beschleicht?
 Ist's Scheu? wie soll ich es nennen?

Mein Blick kreist über ihrem Reiz,
 Wie, lüstern nach süßem Raube,
 Sich über der Blume die Biene wiegt,
 Wie der Weih schwebt über der Taube.

Sie zeigt, bläsiert halb, halb kokett,
 Mit des Haupt's berechnetem Neigen,
 Ihr Schönstes mir: ein reizend Profil,
 So scharf geschnitten, so eigen!

Sie merkt, daß mit Armen, unsichtbar,
 Ich huldigend sie umranke:
 Aufblüht es im müden, blassen Gesicht
 Wie von holdem, bescheidenem Danke.

Ein schöner Moment, wenn zwei Seelen so
 In flücht'ger Berührung sich segnen!
 Doch nun fahr' wohl, du schönes Weib,
 Auf Nimmerwieder begegnen!

Denn unter den Strahlen in deinem Aug'
 Ist einer von grünlichem Lichte:
 Ein Fältchen liegt um deinen Mund,
 Ein Zug ist in deinem Gesichte,

Der mir sagt, daß, wär' zwischen uns einmal
 Nur der Bann des Schweigens gebrochen,
 Und hätten mit Küszen und Kosen erst
 Wir verändert drei wonnige Wochen —

Wir losgeh'n würden, feindlich entbrannt,
 Aufeinander wie Tigerkäthen:
 Ich, dir zu zausen die Locken; du,
 Die Augen mir auszukrähen.



Die schönsten Reime.

Noch in keinem Liede fand ich
 Reime je so wunderbar
 Und so rein, wie deiner Wänglein,
 Deines Busens Lilienpaar.

Schöngepaart die Lippen lächeln;
 Aus zwei Augen, glanzerhellst,
 Blickst du; Händchen sind und Füßchen
 Schön gereimt und schön gesellt.

Ungereimt, Kind, sollte bleiben
 Grade nur das Herz allein?
 Ach, der beste Reim auf deines —
 Sollt' es nicht das meine sein?



Die Quellennymphe von Radegund.

Zur Einweihung des zu St. Radegund in Steiermark
als Ehrendenkmal für Dr. Gustav Novy 1883 errichteten
Obelisken.

Jahrtausendlang am Fuß und an den Hängen
Des Schöckels rauschten unbetret'ne Wälder:
Eintönig, traumhaft in ihr Rauschen mischte
Das Rauschen sich urfrischer Bergesquellen,
In welchen nie ein Menschenangesicht
Sich spiegelte — aus welchem nur das Waldtier,
Das rauhe, trank, und etwa noch die Meute,
Die müde, schnaubende, des wilden Jägers.
Gelangweilt, müfig, trüb umgraut von Schauerin
Der Einsamkeit, in unser'n finster'n Grotten,
An unser'n Urnen saßen wir, die stillen
Quellnymphen des Gebirgs; in schnöden Halbschlaf
Versunken, träumten wir von mut'gen Helden,
Die uns erlösten. Hell in unser'n Urnen
Schäumte Krystall'nes Nass, erfrischend, köstlich,
Ein Born des Heils — doch ungenossen träufste,
Und ungenügt die Flut, die heil'ge, klare,
Von Fels zu Fels hinunter in die Schlucht.
Unsterblich, aber einsam schmachteten
Immitten der verlor'nen Segensfülle
Wir Götterfrauen. Was vermögen Götter,
Wenn ihnen nicht entgegenkommt der Mensch?
Wie heimlich sich der Mensch nach Göttern sehnt,
So sehnen heimlich sich nach ihm die Götter.

Gleich Wolken, langsam wandernd, trüb und schwer
Zog über uns'res Berges Hänge hin
Und über seiner Wälder dunkle Wipfel
Jahrhundert um Jahrhundert. Da begannen
Zu lichten sich die Zeiten, sich zu lichten

Die Häupter, sich zu lichten Waldesnächte.
 In alle Himmelsweiten, Erdentiefe,
 Nachging der Spur des Nützlichen, des Guten,
 Der Lichtsohn Mensch. Und im Verlauf der Tage
 Kam auch der uns're — klang die Heldenart,
 So lang' ersehnt von uns, so lang' geträumt,
 Die aus dem schnöden Halbschlaf uns erwachte!
 Wie wandelte das hei'sre, dumpfe Murmeln
 Der Wasser sich zu silberhellem Laut
 Im Waldesdunkel, als das Menschenstum
 Besitz ergriff von uns'rer Gabenfülle!
 Und heut' ist unser trautes, waldumrausches,
 Jahrtausend-altes Heim ein weithin off'nes,
 Ein weitbekanntes Heiligtum, zu welchem
 Man pilgert, Schmerzensseufzer auf den Lippen —
 Zu scheiden dann mit einem Segenswort!

Wer aber war, wer war der Gottbeseelte,
 Der ganz vollendet, was da langsam reifte,
 Der ganz vollführt, was schüchtern war begonnen,
 Und unserer Erlösung Werk gekrönt?
 Der, Hallen wölbend, Blumenpfade bahnend,
 Zum Tempelhain gestaltete die Wildnis,
 Die uns noch stets umdüsterte? Du warst es,
 Hülfreicher, Edler, du, zu dessen Ehre
 Wir festlich heut' bekränzen uns're Urnen!
 Als Hoherpriester dieses Heiligtums,
 Umrauscht von unser'n wunderthä'gen Quellen,
 Hast du gewaltet lang' und waltest du,
 Ausspendend rings für alle, die's bedürfen,
 Mit reiner Hand den GnadenTau der Götter,
 Der heilenden und helfenden, und blickst —
 Was wen'gen nur vergönnt, denn ach, die meisten
 Seh'n ungekrönt auf Erden ihr Bemüh'n —
 Auf ein gelung'nes Lebenswerk zurück!

Das seltenste, das höchste Mannesglück
 Genießest du: den ganzen, vollen, echten
 Erfolg des Strebens für der Menschheit Heil!
 Wär' edler wohl ein Streben, rühmlicher
 Wohl ein Erfolg, als der: das Maß des Leids
 Zu mindern, das der Erde Kinder drückt?
 Und wenn den Dank der Menschheit sich verdiente
 Der Halbgott, der das Feuer ihr gebracht,
 Nicht minder ist zu preisen, wer den Segen
 Des Wassers ihr erschließt, das aller Dinge
 „Fürnehmstes“ ist nach altem Dichterwort! —

Was wir, die Hüterinnen dieser Höh' u.,
 Dir zugeraunt sonst nur im Quellgeriesel,
 Heut' sprechen wir's im hellen Wort zu dir!
 Und all' der Menschen Dank, der bisher einzeln
 Dir ward gesagt, er türmt vereint, wie Sandkorn
 Zu Sandkorn festgefittet, heut' vor dir
 Als steinengefügtes Ehrenmal sich auf,
 Das weithin schaut von lichter Bergeszinne!
 Trenn wollen wir es hüten, dies dein Mal!
 In diesen Berggrund wuchtig eingesenkt,
 Festbannen deinen Geist an diese Stätte
 Wird es für immer — wird lebendig ihn
 Erhalten dann auch, wenn dein Sterbliches
 Ausruht schon längst vom ird'schen Tagewerl.

Wir reichen dir zu neuem Bund die Hand!
 Wohlauf! Ermüde nicht in edlem Thun!
 Die Zauberfrau'n des Berges werden dienen
 Getreu dir stets, wie sie bisher dir dienten!
 Und wer zum Dienst Unsterbliche sich warb,
 Dem dienen sie noch übers Grab hinaus:
 Sein Werk — sie fördern es für alle Zeiten!

Noch lange, waltend, schaffend, freue dich
 Der blüh'nden Wirklichkeit in unsrer Mitte!
 O könnten wir, die wir verjüngt so viele,
 Gekräftigt sie, gefest vor Leid und Alter,
 Dir spenden mehr noch: ein unsterblich Leben! —
 Getrost! wir werden's! Ja — fortleben wirst du!
 Fortleben wird im Rauschen dieser Quellen
 Dein Name noch, solang' in uns'ren Urnen
 Die Welle nicht versiegt, die Flut, die heil'ge
 Die da „zum Himmel wallt, vom Himmel fällt“,
 Von zweier Welten Segenshauch geschwellt,
 Ein treuer Bote zwischen Göttern, Menschen!



Kindesauge und Dichterauge.

Die Kleine Melina ist gestorben!
 Das herzige Kind, das, täglich mir
 Begegnet auf der Treppe, gar so freundlich
 Das Köpfchen stets nach mir zurückgewandt,
 Zulächelnd mir so schelmisch, so vertraut,
 Mit Äuglein, voll von heller Lebensfreude,
 Bis ungeduldig an der Hand es sah
 Die Mutter und mit sich hinunterzog
 Die Treppenstufen. Erst drei Jahre zählt' es!
 Im dritten Jahr ist Engel noch das Kind,
 Im vierten, fünften erst beginnt es Mensch
 Zu werden, schnöder, armer Erdenwurm.
 O Micheline, wir verstanden uns!
 Ja, deinen Blick verstand ich, du den meinen!
 Und dies Verständnis, ach, mir ward's zur Freude,
 Zum Glück — dir, armes Kind, ward's zum Verderben!
 Mir schloß dein lächelnd Kindesangesicht

Den Himmel auf und gab mir holden Trost
 Und neuen Mut, des Lebens Last zu tragen.
 Zu leben lohnt sich's noch in einer Welt,
 Wo so viel echte helle Daseinslust
 Aus einem kindlich reinen Auge blitzt.
 So fiel ein Strahl in meines Herzens Nacht.
 Doch du, indem dein Kindesauge schaute
 Ins ernste, welterfahr'ne Dichteraug',
 Hast du zu tief, mein Kind, hast du zu früh
 Geschaut ins Herz der Welt, ins Leid der Welt,
 Und du erschrockst, daß so viel Ernst es giebt,
 So viele bleiche Trauer in der Welt.
 Und Angst erfaßte dich: den Mut verlorst du,
 Das schwere Los des Lebens zu versuchen,
 Und legtest hin ins Bettlein dich und starbst.



Zwischen mir und ihr.

Jahre waren hingezogen,
 Und ich stand am Bach wieder,
 Welcher einst die grünen Wellen
 Wälzte zwischen mir und ihr! —

Zwischen ihrem, meinem Häuschen,
 Zwischen Gärten, Wälder, Wiesen,
 Hochumbuscht vom grünem Weidicht,
 Eilten sie dahin, die Wellen,
 Und wir eilten zu einander
 Drüberhin in gold'nen Stunden,
 Mit Libellen um die Wette,
 Bald in tauiger Morgenfrische,
 Bald in sonniger Mittagsstille,
 Bald im Schein des duft'gen Abends,

Wenn der Mond heraufgezogen.
 O wie spielend überbrückten
 Wir die grünen Rieselwellen,
 Bald ein Brett querüber fügend,
 Oder einen morschen Baumstrunk,
 Der zur Himmelsbrücke diente,
 Bis beim nächsten Wettergusse
 Die geschwollte Flut ihn forttrug;
 Bald auch einen wucht'gen Feldstein
 Wälzend in des Baches Mitte,
 Der den Sprung zum Schritt verkürzte,
 Bis auch ihn die Hochflut fortriß!
 O wie viele solcher Bretter,
 Solcher Strünke, solcher Steine,
 Trieben so den Bach hinunter!
 Aber niemals müde wurden
 Wir, die Flut zu überbrücken,
 Und zum Stelldichein hinüber
 Und herüber ging es munter,
 Tänzelnd, wie vom West getragen,
 Immer zwischen mir und ihr!

Alles dessen jetzt gedacht' ich;
 Dann entlang den Bach und seine
 Steilen Ufer gleiten ließ ich
 Meinen Blick, betrachtend, prüfend,
 Und ich sagte zu mir selber:
 „Ei, wie sich im Lauf der Jahre
 Solch ein Bachgefäß verändert!
 Schier verwildert ist der Grund hier;
 Tiefer ward des Baches Bett,
 Ungestümter seine Strömung,
 Höher, steiler seine Ränder!
 O wie ist der Pfad, der traute,
 Den die Liebe einst gegangen,

Unwegsam und rauh geworden!
 Nicht mehr thunlich heut'gen Tages
 Wär's, hinüber da zu tanzeln
 Über dieses Berggewässer,
 Wie wir beide damals thaten,
 Als es rieselnd, als es plätschernd
 Wogte zwischen mir und ihr!" —

Da vernahm ich nahe plötzlich
 Aus den Büschen ein Geficher.
 Amor war's, der kleine Schelmgott.
 Sprach: „Du täuschest dich, mein Lieber,
 Dieser Bach ist noch derselbe,
 Ganz derselbe wie vor Zeiten!
 Gar nicht tiefer ist sein Bett,
 Gar nicht wilder seine Strömung,
 Gar nicht steiler sind die Ränder,
 Als zur Zeit, wo du hinüber
 Und herüber leicht getänzelt!
 Mit den Brücken, mit den Brettern,
 Mit den Strümpfen, mit den Steinen
 Diesen Bach hinunter zogen
 Deine Jugend, deine Liebe;
 Und die Flut rollt ihre Wellen
 Wie vor Zeiten — aber anders
 Rollt das Blut in deinen Adern,
 Anders als in jenen Tagen,
 Da die grünen Wässer rauschend
 Wogten zwischen dir und ihr!“



Liegen möcht' ich, ruhen . . .

Liegen möcht' ich, ruhen,
 Wo kein Vogel singt,
 Wo kein Menschenlaut
 An das Ohr mir dringt.
 Wo kein rollend Rad,
 Kein Uhrgetick man hört,
 Nicht des eig'nens Herzens
 Schlag die Ruh' mir stört.

Ach, nur zwei der Orte
 Hier auf Erden sind,
 Wo so tiefe Stille
 Läbt das Menschenkind:
 Eh' es tritt ins Leben,
 Wenn es sinkt hinab:
 In dem Mutter schoße,
 Und im Grab.



Eifersucht.

Mit Eifersucht dich quält' ich,
 So flagtest du: und wahrlich,
 Geflügelt schwirrte, summend,
 Um dich sie Tag für Tag.
 Sie saß auf deiner Wange:
 Die Läst'ge totzuschlagen,
 Nahmst du die fliegenklatsche.

Doch, siehst du, neben ihr saß
 Die Liebe, die arme Liebe,
 Ihr Schwesternlein, das nimmer
 Von ihr sich trennen mag
 Zuschlugst du, klatsch! da trafst du
 Zwei Falter mit einem Schlag.



Einsamkeit zu Zweien.

O Einsamkeit zu Zweien,
 Wie bist du lieb und hold
 Einsamkeit zu Zweien
 Im Maien,
 Im freien,
 Auf neu beblümtem Rasen —
 Einsamkeit zu Zweien
 Im schattig grünen Walde,
 Auf weichen Mooses Pfuhl —
 Einsamkeit zu Zweien
 In traulich stiller Kammer,
 Wenn draußen Stürme toben —
 Einsamkeit zu Zweien
 Zuletzt auch unterm Rasen —
 Schönste der Einsamkeiten,
 Einsamkeit zu Zweien,
 Wie bist du lieb und hold



Rosenzauber.

Ich schlenderte vorm Thor der Stadt so hin —
 Da kam ein Karren mir entgegen, gaulbespannt.
 Mit schnöder Fracht beladen war der Karren.
 Und auf ihm saß der Fuhrmann wohlgemut,
 Von gleicher Farbe, wie der Karren —
 Mißduftig, widerwärtig, wie der Karren.
 Ich sah mir's an, das arg verkomm'ne Menschenkind,
 Und dachte:
 „Du bist ein Mensch und lebst in deinem Schmuz wohlgemut,
 Dem Käfer gleich im Fladen . . . Ja, du kennst,
 Du liebst nur dies, du lebst und stirbst darin!“

Inzwischen kam des Wegs gemach ein Knabe,
 Mit einem Strauß von Rosen in der Hand.
 Da rief der Kerl von dem Gefährt herab:
 „Bub', gieb' mir eine Rose!“
 Steh'n blieb der Knab', hielt mit der kleinen Hand
 Den Strauß verdutzt empor, und jener bückte
 Mit plumper Hast sich angestrengt herab,
 Und suchte sich der Rosen vollste aus,
 Und roch daran und nahm vom Haupt den Hut,
 Und steckte sie darauf,
 Die leuchtende, mit ihrer Purpurglut
 Jedwedes Menschenherz gewinnende,
 Und fuhr mit seinem Karren weiter fort —
 Von Schmuz umstarrt, doch auf dem Hut die Rose.

Zwinge nicht ein Weib zur Liebe.

Zwinge nicht ein Weib zur Liebe,
 Zwinge nicht ein Weib zur Treue:
 Tückisch, boshaft wie der Teufel
 Ist erzwung'ne Weibertugend.

Ist für dich sie häßlich, störrig,
 Und für andre lachend, rosig,
 Hole sie nicht heim zum Herde,
 Laß sie dort sein, wo sie schön ist!

Eine Frau, die als ein Drache
 Dich umringelt, giftgeschwollen,
 Ist ein holder Himmelsengel
 In den Armen eines andern.



Und schlägst du, grausame Schöne, mich . . .

Und schlägst du, grausame Schöne, mich,
 Schlag' ich meinerseits wieder die Harfe:
 So bist du die rechte Muße für mich,
 Die Muße nach meinem Bedarfe.

Aus jeglicher Wunde quillt mir ein Lied,
 Eine klängende blutige Thräne,
 So lockte ein Schlag, ein Hufschlag einst
 Aus der Erde die Hippokrene.



Drei Welten.

Es schuf ein guter Geist die schöne Welt:
 Dem Chaos zog er aus dem Rachen sie
 Und badete sie rein in Strömen Lichts,
 Und schmückte sie mit jedem holden Reiz,
 Mit aller Formen, aller Farben Zauber;
 Und off'ne Sinne schuf er, sie zu schau'n,
 Und Herzen schuf er, ihrer froh zu werden;
 Ein Eden war die Welt, die Gott erschuf.

Dies Paradies — mit Grimm ersah's der Drache,
 Der Sohn der alten Nacht: einbrach mit Macht
 Der Unhold in die schöne Gotteswelt,
 Und Unheil stiftet er nun tausendsfach
 In wilder, tückischer Zerstörungslust.
 Er jagt die Ströme aus den Ufern, wälzt
 Sie über Segensfluren brausend hin;
 Er reißt der Berge Gipfel los, begräbt
 Das Thal mit Schutt und rollenden Lawinen,
 Erstickt mit Donnerhall das Todesröheln;
 Er nimmt zum Flügelrosse sich den Blitz,
 Entfacht mit seines Odems Sturmehauch
 Zum Riesenbrande den verlor'nen Funken;
 Dann wie Leviathan in Meeresgründen,
 Regt er sich ungestüm in Erdentiefen,
 Drückt mit gigant'schem Rücken hoch empor
 Des Erdballs Felsenkruste, daß die Städte
 Wie Kartenhäuser durcheinandertumeln.
 Aus heißen Wüstenkümpfen fernher führt
 Er durch die Lust der Seuchen fahles Heer,
 In nächtlich leisem Flug — und wieder dann
 In toller Wut entfesselt er die Laute,
 Die blut- und thränenreiche Not des Kriegs.

So schafft der Dämon eine zweite Welt:
 Die Welt des Übels und die Welt des Leides.
 Und immer neues Leid ersinnt er, gießt
 Der Schmerzen Füllhorn über uns're Erde
 Hohnlachend aus und sieht mit düst'rer Freude,
 Wie unter seinem Tritt das arme Leben
 Aus tausend Wunden blutet: an der Völker,
 Der Massen Jammerruf ergötzt er sich,
 Wie am ersticken Seufzer des Verlass'n'en,
 Des Schmachtenden in einsam dumpfer Zelle. —

Doch wie der Gotteswelt die Welt des Leides,
 Erhebt nicht so der Welt des Leides auch
 Vielleicht sich gegenüber eine neue?
 So ist's! und diese dritte Welt, wer schuf sie?
 Der Mensch gebiert sie — aus der eig'nenn Seele.
 Und welche Welt ist das, die Welt des Menschen?
 Die Welt der Menschlichkeit! die Welt der Milde,
 Die Welt, wo schmerzenheilend quillt der Balsam,
 Den einer in des andern Wunde träuft! —
 Was stiftt allein das Leid der Welt? Das Mitleid! —
 Die Welt des Mitleids ist die Welt des Menschen.
 Still ob der schönen Welt, in deren Reiz
 Die Teufelsfaust verwüstend wühlt, verheerend,
 Aufbaut der Mensch die neue, sittlich-schöne! —

O Mitgefühl — du Glanzjuwel der Krone,
 Die des Naturbeherrschers Stirne schmückt,
 Nur dort, wo du nicht leuchtest, siegt die Hölle!
 Drei Welten sind — sie steh'n sich gegenüber:
 Das Gottesreich bekämpft der Sohn der Nacht.
 Wer giebt im Kampfe gegen Gott und Satan
 Den Auschlag? wer entscheidet ihn? der Mensch!
 Verbünden wir, indes die beiden sich
 Befehden, uns're Kraft dem Gottesreich,

Und währen wir das Herz uns unverhärtet,
Und werfen wir entscheidend in die Wagschale,
Die zwischen Heil und Unheil düster schwankt,
Den heiligen, den weltbefregenden,
Erlösenden Tribut der Menschenliebe.

2

Nach einer Aufführung der „Antigone“

zu Graz am 22. Mai 1883.

Unter Mitwirkung des frl. Nina Weisse als Antigone.

Das tragische Lied, das da heut' uns erklang mit den mächt-
voll brausenden Chören,
Vor zwei Jahrtausenden gab es zuerst der Poet seinem Volke
zu hören.

Es rauschten darein des Iliuss Flut, des Piräus rollende
Wellen,
Und d'rüber erhob der Parthenon seine Marmorzinnen, die
hellen.

Und es lauschte dem Spiel ein Hörerschwarm von olym-
pischen Wagenlenkern,
Von Marathoniegern, ein Künstlervolk, ein Volk von Dichtern
und Denkern.

Der edlen, griechischen Muse — zerfiel in Trümmer der
eigene Herd ihr,
So gaben zur Stätte, zum Heimatland, zum neuen, die
Götter die Erd' ihr. —

Und des Sophokles Lied, wie es einstens erklang an ägäischen
Meeres Borden,

Heut' ward es lebendig wieder auch uns, lebendig im
trüberen Norden. —

Auch uns erklang's im heimischen Laut, unalternd wiedergeboren,
Von germanischen Lippen, weihenvoll, erklang es germanischen
Öhren.

Sagt nicht, daß anheut nicht mehr so wie einst der Germane
verstehe den Griechen,

Daß von unserem Aug', aus unserem Ohr das Maß des
Schönen gewichen,

Daß jezo verdrängt der erhab'ne Rothurn von der Künste
geheiliger Stätte,

Und daß da allein, statt des hohen Rothurns, das Pantöffelchen
herrscht der Soubrette;

Daß in farb'gen Trikot nun Cythere sich hüllt und die
Grazie ward zur Kokette,

Daß als höchste der Künste, als einzige schier, gilt der Muse
die Kunst der — Toilette;

Daß als Musenborn nun zu schal uns bedünkt die krystallene
Hippokrene,

Daß nur im Lied des Anakreon uns verständlich noch ist
der Hellene,

Doch gegen den Schwung, mit welchem der Schwan von Theben
die Saiten gemeistert,

Mit hercynischem Harz schon mehr und mehr das germanische
Öhr sich verkleistert . . .

Nein, stumpf sind wir und blöde noch nicht, noch haben wir
Stunden der Weihe,

Noch lieben wir's, daß zu lieblichem Kranz sich das Schönste
der Zeiten uns reihe;

Noch hält dem Ernstesten und Edleren sich nicht Sinn und
Seele verschlossen,

Noch öffnet es sich, das Menschengemüt, dem erhabenen
Schauer des Großen.

So lange die Erde noch Menschen trägt, so lang' herbergt
sie auch Götter:

Und ragte auf Erden kein Tempel mehr, als der Schönheit
— es gebe doch Beter!
So lang' noch Priester das Schöne hat, so lang' hat es
eine Gemeine,
Und verflänge das letzte Hellenenwort, so predigten es noch
die Steine! —
Noch giebt es Priester, noch mangeln sie nicht, die be-
geisternten Interpreten,
Die den Hain, der der Muße, der echten, geweiht, nur mit
heiligem Schauer betreten.
Das Werk, das zwei Jahrtausende sah, dem vereinten,
ernsten Bestreben
Vor unseren Augen durft' es anheut sich sinnvoll wieder beleben.
Wär' Perikles und Aspasia und die ganze erlauchte Kohorte
Der Perikleiden gesessen mit uns am künftgeweihten Orte,
Und hätten mit uns sie den leuchtenden Blick nach der hallenden
Scene gewendet, —
Ei, hätten dem einst'gen Barbarenvolk sie nicht doch ein
χαῖρε gespendet?
Aspasia hätte begleitet die Schau mit ihrem holdseligsten
Lächeln
Und hätte von ionischen Händchen geglaubt zu verspüren ein
Wehen und Fähdeln.
Dem Sokrates wär' in Aspasias Aug' das Schauspiel
vorübergezogen,
Und sinnend das Haupt wohl hätt' er gesenkt und manches
im Stillen erwogen.
Und Sophokles selbst, der erhab'nne Poet, wie im Hain von
Kolonos ein Rauschen
Erklungen ihm wär' der germanische Laut, und gefolgt mit
freundlichem Läuschen,
Mit jonnigem Aug', trau'n, wär' er dem Spiel, und mit heiter
zufriedenem Nicken:
Und die edle Gestalt, in welcher anheut sich verkörpert vor
unseren Blicken

Des Ödipus Kind, die erhabene Maid — mit freuden sie
hätt' er begrüßt auch,
Die Hand ihr gedrückt, und vielleicht auf die Stirn — vielleicht
auf den Mund sie geküßt auch. —



Das Thränlein.

I.

O kämpfe nie mit einem falschen Weibe:
Sie weint ein Thränlein — und du ziehst den fürzern.
Und geh' mit solchem Weib nicht ins Gericht:
Klagst du des Schwersten sie, des Schlimmsten an,
Sie weint ein Thränlein — und du bist im Unrecht.
Und blutete das Herz dir jammervoll
Vom Leid, das sie dir angethan — sie weint
Ein Thränlein — und auf ihrer Seite steht das Mitleid.

II.

Von jenem Rührungsthränlein will ich sprechen,
Von jenem Rührungsthränlein, das man nachweint
Dem Menschen, wenn man ihm mit trock'nem Aug'
Den Gnadenstoß gegeben; von dem Thränlein,
Das nichts mehr kostet, zu nichts mehr verpflichtet,
Dem Weinenden nichts schadet, und dem Toten,
Beweinten, nichts mehr frommt — und das so schön,
Vielsagend-wirkungsvoll im Auge schimmert!

Wie vieles achselzuckende Bedauern
Läßt drin sich bergen — wie viel heuchlerisch-
Hochherzige Vergebung fremder Schuld —
Wie viel Verleumdung selbst noch in der Maske
Der Selbstanklage! —

III.

Mir ferne sei's,
 Zu sagen, daß aus einem falschen Herzen
 Auch stets nur eine falsche Thräne quillt.
 O nein! Das falsche Herz, der leichte Sinn,
 Sie gönnen manchmal auch die Daseinswürze
 Sich einer edlen Regung. Und sie naschen
 Zuweilen, holden Wechsels halber, auch
 Um bittersüßen Reiz der Reue. freilich
 Nur einen Augenblick, und stets nur dann,
 Wenn hinter ihnen nicht ein Mahner steht,
 Der aus der Reue schmiedet eine Fessel,
 Die Fessel einer Buße, eines Opfers,
 Den Zügel einer Pflicht . . .

Vergönne sie
 Dir immerhin, o Herz, die edle Regung
 In Pausen des Genusses — vor den Augen
 Der Menschen, deren Herz du mit der Thräne,
 Geweiht dem Toten, hold für dich erwärmt.
 Den Staub des Toten aber — den verschone:
 Zu groß, fürwahr, zu riesig wär' die Kluft,
 Die zwischen dem, was er gelitten, gähnt,
 Und dieser Sühne! —

x

Alpenrosen.

Es blüht auf öder Welle
 Der Lotoskelche Pracht;
 Es flimmern Sternlein helle
 Im Schuß der Winternacht;
 Infern des Eises Zonen
 Stehn Röslein noch im Tau,
 Schlingend die Purpurkronen
 Um Blöcke, wettergrau.

Es ist kein Ort so traurig,
 Wo nicht, aus Eden entstammt,
 Im Dunkel, wüst und schaurig,
 Ein himmlisch Wunder flammt,
 Wo nicht dämmert ein Stern der Güte,
 Ein Gruß der Liebe klingt,
 Um falbe Todesblüte
 Ein Lebenskranz sich schlingt.



frage nicht . . .

Frage nicht die Maid, ob sie dich liebe,
 Wenn der Lenz mit Blüten euch umweht,
 Und ein Alufruhr wonniger Gefühle
 Durch den lebensfrohen Busen geht!

Es entschlüpft den lustgeschwellten Lippen
 Allzu leicht ein liebewarmes Ja:
 Flüchtig sieht den Monnetraum sie schwinden,
 Und sie weiß nicht mehr, wie ihr geschah.

Mit dem Lenz verrauscht vielleicht die Wärme,
 Die der blütenschwang're West ihr lieh,
 Und ihr Ja, es ist der Text, der kahle,
 Einer süß verscholl'nen Melodie.

Frage sie, wenn kalt die Winde sausen,
 Trüb' auf euch der Himmel schaut herab;
 Frage sie auf blütenleerer Heide,
 Frage sie an ihrer Mutter Grab;

Frage sie, wenn still in ihren Aldern
 Kreist das Blut, wenn ernst ihr Angesicht,
 Frage sie, wenn ihre Sinne schweigen,
 Und ihr Herz allein, das reine, spricht.



Habsburgfeier in Steiermark.

Zur sechshundertjährigen Feier der freiwilligen Unterwerfung
Steiermarks unter das Haus Habsburg.*

Juli 1883.

Unsterblich die Geschlechter blüh'n, die edlen, die erlauchten,
Die früh der Vorzeit Dunkel schon, Sternbildern gleich, ent-
tauchten,

Und deren stolzer Kronenglanz, bald von Gewölk umdunkelt,
Bald lodernd wie Kometenschein, durch manch Jahrhundert
funkelt.

Erhebend ist's zu schau'n fürwahr, erhebend zu bedenken,
Wie an der Völker Spitze sie der Welt Geschick lenken,
Und wie die Völker, unentwegt im Denken wie im Handeln,
Mit ihnen mutbeseelt die Bahn zu großen Zielen wandeln;
Wie sie mitsammen, treu vereint, im langen Lauf der Zeiten
Durch Glück und Not, durch Licht und Nacht, durch Heil
und Unheil schreiten! —

Als sich vor sechs Jahrhunderten der Adler Habsburgs regte,
Und sich der Panther Steiermarks dem Alar zu führen legte,
Und Österreichs Herrschern sein Geschick dies Alpenland vertraute,
Da lichteten die Zeiten sich, ein hell'rer Morgen graute.
Nun eines großen Hauses Kind, umringt von edlen Schwestern,
Sah Styria bald hinter sich das eng-umschränkte Gestern,
Eintrat das kleine Bergesvolk in einen Völkerreigen
Und größerer Geschick Stern nun sinken sah's und steigen.

* Prolog zu lebenden Bildern, mit welchen die Adelskreise der Landeshauptstadt dem persönlich anwesenden Monarchen ihre Huldigung darbrachten.

Und Habsburgs Freund war nun sein Freund, und Habsburgs
Feind der seine;
Mit in die Wagschal' fiel sein Schwert am Donaustrom, am
Rheine.

So hat es durch das Band, das es dem neuen Herrn
verbunden,
Verknüpft dem großen Ganzen sich, verknüpft der Welt ge-
funden.

Und dieses Band, geschmiedet hat's die Zeit nur immer stärker;
Ein ehern Band ja war's, das schläng damals der Steiermärker:
Er grub das starke Erz dazu aus seiner Berge Jochen —
Und seinen Treuschwur hat er nie bereut und nie ge-
brochen! —

Habsburgs erlaucht Geschlecht, es fand von blauen Stromes-
wogen

Zum Hochland, zu den Bergen stets geheim sich hingezogen.
Hier war's, als ob sich Heimatlust an seine Wangen schmiege:
War doch in einem Hochland auch gestanden seine Wiege! —
Wie mancher seiner Sprossen ward, verknüpft durch solche
Bande,

Zum Schirmherrn, traun, zum Genius der grünen Alpenlande!
Wo fühlte heimisch sich ein Alar? nicht in des Thales Engen:
Der Adler Habsburg-Österreichs schwebt über Alpenhängen!
Hier liegt sein fester Felsenhort; sorglos im Älther wiegen
Mag er sich hier — in treuer Hut sein Haupt zur Ruhe
schmiegen.

Die Freiheit auf den Bergen wohnt — „thu' recht und
niemand scheue!“

Doch auf den Bergen immerdar nicht minder wohnt die Treue!
Ein Sohn des Hochlands war's, der mit des Herzens Blut,
dem lichten,
Das Hohelied der Treue schrieb ins Buch der Welt-
geschichten! —

Gern hat die Muse mit dem Schall der Harfe, goldbesaitet,
 Der glänzenden Geschlechter Schritt von Anbeginn begleitet.
 Und einen Gruß, ein mahnend Wort hat immer sie gefunden
 Zu raunen in ein Herrscherohr in festlich-hohen Stunden.
 Doch Habsburgs edlen Sprossen weiß sie Schön'res nicht
 zu sagen,

Nicht Größeres, Erhab'neres, in schicksalreichen Tagen,
 Als was sie selbst im Seitenlauf, vom rechten Geist getrieben,
 Dem Thron zur Leuchte und dem Reich, auf ihre Banner
 schrieben:

Das hoffnungsreiche Viribus unitis — eingegraben
 In einer Kaiserkrone Reif mit diamant'nen Staben —
 Und jenes and're Zauberwort, das auch noch unverscholl'n,
 Aus Kaisermund, aus Kaiserinn orakelgleich entquoll'n,
 Das weihevoll und mahnend-ernst, zu richten, zu versöhnen,
 Durch aller Zeiten Wirrsal klingt mit feierlichen Tönen:
 Der hehre Spruch: Justitia regnorum fundamentum!
 „Gerechtigkeit — Gerechtigkeit — Grundstein des Reichs
 auf ewig!“

Wenn sich mit trübem Wettergrau der Horizont umdüstert,
 Wenn dumpf verwirrter Stimmen Chor in allen Winden
 flüstert,

Wenn ziellos alles Stärkste schwankt, der Zwietracht Stürme
 grossen,

Da klingt es mahnend immerdar, wie leises Donnerrollen:
 Justitia — justitia regnorum fundamentum!
 „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, Grundstein des Reichs auf ewig!“

Noch klingt ein Wort in Österreich, ein and'res, frieden-
 reiches,
 Ein Wort, wie Glockenton im Sturm, ein wirksam zauber-
 gleiches.

Wo abendlich beim Krug gesellt die Pflüger sich befehdten,
 Horch! plötzlich hallt in ihren Zank, in ihre grimme Reden
 Der Vesperrglocke sanfter Klang — still wird es in der Runde,

Entblößten Haupts ein jeder steht, ein fromm' Gebet im
Munde —

So schweigt in Öst'reichs weiten Gau'n ein jegliches Er-
grimmen,

Und alle steh'n entblößten Haupts, begeistert einzustimmen,
Erklingt der Friedensglockenton des Wortes, das ich meine,
Das all' die kämpfenden Partei'n verbrüdert rasch in eine: —
Wie oft man in des weiten Reichs Bezirken ihn erhebe,
Eimütig klingt er donnernd stets, der Ruf: „Franz Josef
lebe!“

Vielzüngig geht im weiten Reich, im großen Reich die Rede,
Viel wird gesagt, geleugnet viel im Drang der Tagesfehde.
Nur eines ward noch nie gesagt, nur eins noch nie geschrieben,
Nur eines wär', wenn auch gesagt, doch ungeglaubt geblieben:
Dies: daß der Herrscher Österreichs nicht seine Völker liebe,
Und daß den Herrscher Österreichs nicht seine Völker lieben!
Und wir — die letzten sind wir nicht im grünen Lande Steier —
Wir fühlen es in dieses Tags, in dieser Stunde Feier —:
Die unser Bergesvolk seit sechs Jahrhunderten entflammten,
Die Lieb' und Treu' bewahren wir dem Herrn, dem an-
gestammten!

Wie seinen Hort im Alpenwall das Reich, so, fest verbunden
Für immer, hat das Alpenland den Hort im Reich gefunden!
In Klängen jaucht es festlich nun und flammt in Freuden-
feuern:

Wir wollen heut' zu neuem Glück den alten Bund erneuern!
Von Mur und Drau schallt's bis hinauf zur letzten Felsenklause:
Heil unserm Kaiser, unserm Herrn! Heil seinem ganzen Hause!

Die fee der frühe.

Vorm ersten Strahl des jungen Tages
 Einherschwebt eine stille fee;
 Die bannt mit Zauberhand das Grauen
 Der Nacht und all' ihr dunkles Weh.

Sie schwebt voran der Morgenröte,
 Gehüllt in ein bescheid'nes Grau,
 Wenn kaum sich Alpengipfel lichten
 Und Nacht noch ruht auf Feld und Flu.

Die schlummermüde Welt erfrischt sie
 Mit ihres Odems Balsamhauch,
 Vor dem die Wipfel träumend schauern,
 Und sacht zerrinnt der Nebelrauch.

Sie scheucht die letzten Nachtgespenster
 Zurück in ihre feuchte Gruft;
 Das Waldtier kriecht in seine Höhlen,
 Der Uhu birgt sich in der Kluft.

Dem schlaflos-Kranken, dem Gebrengten,
 Gebroch'n von des Kummers Last,
 Rüdt sie zurecht vor Tagesanbruch
 Das Kissen noch zu kurzer Rast.

Und der in Träumen sich, unholden,
 Gewälzt, vom Alpdruck schier erstickt,
 Ihm schenkt zuletzt sie einen holden,
 Der ihn erleichtert und erquict.

Nicht Rosen webt sie, wie Aurora,
 Die nach ihr kommt in Purpurtracht;
 Doch Perlen streut sie, blanke Perlen,
 Die glänzen, wenn der Tag erwacht.

Der morgendlichste aller Vögel,
 Der Hahn nur grüßt sie; nachtumgraut
 Kommt er zuvor dem ersten Lichte
 Des Tages mit dem ersten Laut.

Das ist die Fee der ersten Frühe,
 Die keiner hört und keiner sieht,
 Weil sie im Schlaf uns küßt das Auge,
 Doch lang', eh' wir es öffnen, sieht.



Erlösung.

I.

Ich habe mir gelobt, nichts mehr zu lieben,
 An nichts das Herz, das müde, mehr zu hängen
 Für diese Spanne Zeit, die zugemessen
 Mir noch, im Daseinswirbel mich zu drängen.

Ward's möglich, daß gelöscht aus meinem Leben
 Nun die Vergangenheit, daß, was zu missen
 Ich nie geglaubt, nun ist wie nie gewesen,
 So will ich auch von keiner Zukunft wissen.

Auf des Momentes schwankter Woge treib' ich
 Stromabwärts, vor mir, hinter mir die Leere,
 Bis ich zerstieße selber wie die Woge,
 Die mich gewiegt, im großen, weiten Meere.

II.

Wohl schaurig ist's, sich selber überlebend,
 Tot vor dem Tode, wie durch öde Steppen
 Leidlos und freudlos, zwecklos, ziellos schwefend,
 Ein totes Herz mit sich umherzuschleppen.

Wohl schaurig ist's: doch süß auch ist's nicht minder,
 Mit kaltem Aug', mit ausgeglühtem Herzen
 Wie aus der andern Welt zurückzublicken
 Auf altes Leid, auf überwund'ne Schmerzen.

Ich spottete, siech und müd', nunmehr der Bande,
 Die in des Lebens Vollkraft mich beschwerten:
 So gleiten dem Gefang'nem vor dem Sterben
 Die Fesseln von der Hand, der abgezehrten.

Es ist mir wie dem Simson einst zu Mute,
 Als seiner Knechtschaft Trümmer um ihn lagen:
 Zum Manne fühl' ich wieder mich geworden,
 Und eine Ruhe labt mich, nicht zu sagen.

Mein Spiel um Lebensglück — es war verloren:
 Und doch, als jede Hoffnung längst zerronnen,
 Hab' unverhofft ich bei dem Spiel am Ende
 Den Einsatz noch — mich selbst — zurückgewonnen.



Diva faustina.

An den „Betrachtungen“ in später Stunde
 Schrieb Marc Aurel, der Held mit mildem Sinn.
 Da scholl ans Ohr ihm fern aus Rom die Kunde:
 „Tot ist Faustina, tot die Kaiserin!“

Aufblickte kaum von seinen ernsten Blättern
 Der kaiserliche Stoiker und schrieb
 Stillsinnend in sein Büchlein: „Dank den Göttern,
 Die mir beschert ein Weib, so wert und lieb!“

Er schrieb: „Sie ist ein fügsam Weib gewesen“ —

Doch daß sie leusich gewesen, schrieb er nicht.

Er schrieb: „Sie ist ein liebreich Weib gewesen“ —

Doch daß sie treu gewesen, schrieb er nicht.

Und neue Boten des Senats erzählen:

„Vergöttlicht ward Faustina!“ Und es scholl:
„Diva Faustina! Heil!“ aus tausend Kehlen

Durchs weite Römerlager salbungsvoll.

„Fürwahr, ein göttlich Weib ist sie gewesen!“

Spricht ein Tribun, still schmunzelnd, halb für sich.

Sein Nachbar haucht: „Beglückt, wen sie erleben!“

Und jener leiser noch: „Wie dich und mich!“ —

„Um eine neue lock're Schöne reicher

Ist der Olymp von heute!“ denkt, mit Hohn

Im Blicke, grinsend still, ein bleicher

Centurio der Christenlegion.

„Mich dünt, es ist ein Gott in diesen Zeiten

Das Schlimmste schier, was einer werden mag,

Und die Vergöttlichung — wer will's bestreiten? —

Gerechter Lohn dem Weib von solchem Schlag.

Gieb acht, du Heidenrotte! Steht ein Wetter

Nicht über dem Olymp? Derselbe Streich,

Der von den Thronen stürzen wird die Götter,

Er rächt die Hörner Marc Aurels zugleich!“

Und dann . . .

Getrost! wie lang die Drangsal währt,
 Noch länger wird die Ruhe sein;
 Noch länger wird der Schlaf, die Rast
 In enger, dunkler Truhe sein.

Liegst du nur erst im Bretterhaus,
 Im engen Sarg, ein toter Mann,
 Dann ruhest du dich von aller Qual,
 Von aller Mühsal aus. —

Und dann? —

Dann klopfst du an die Bretterwand:
 „He, ihr da droben, seid ihr taub?“
 Fingst gern von vorne wieder an,
 Und regst dich, und — zerfällst zu Staub.

**An ein Kind.**

Gaukeln wie ein Falter bunt,
 Rastlos, wie am Schnürchen,
 Drehst und wiegst und schmiegest du dich,
 Reizendes Figürchen!

Bist ein Frauenzimmerchen,
 Ein gar zartes, feines,
 Und somit ein Übel zwar,
 Aber noch ein kleines!

Um mich her und in mir, ach,
 Alles ward Ruine —
 Leben, Liebe spiegelt mir
 Deine Kindesmiene!

Sei gesegnet, letzter Strahl
 In erlosch'nem Glanze!
 Letzte Blüte, letztes Grün
 In verwelktem Kranze!

Springst mit silberhellem Gruß
 Du herein zur Thüre,
 Ist's, als ob ein Sonnenblitz
 Durch die Stube führe!

Ja, dein Stimmchen ist Musik
 Und ein Tanz dein Schreiten,
 Flink, wie durch ihr Element
 Fisch und Vogel gleiten.

Weiser kommst du Tag für Tag
 Tänzelnd aus der Schule;
 Wie ein Kreisel schnurrt dir ab
 Deines Wissens Spule.

Wenn du prustend, hauchend übst
 Laut- und Letterkunde —
 Selber dies Geprust hat Reiz
 Noch in deinem Munde.

Lebzend wie im Wüstenbrand,
 Wandermüd', im Sinken,
 Seh' ich einen frischen Born
 Aus dem Grase blinken!

Wie du blühst dereinst als Weib,
 Werd' ich nicht erleben —
 Doch das Kind, der Engel, ward
 Mir zum Trost gegeben.

Kind, wie du mir jetzt verschehst
 Manchen Erdenkummer,
 Singe, lächle, fächle mich
 In den letzten Schlummer!

Sei gesegnet, letzter Strahl
 In erlosch'nem Glanze!
 Letzte Blüte, letztes Grün
 In verwelktem Kranze!



Wer sich freu'n nicht kann . . .

Wer sich freu'n nicht kann der grünen Erde,
 Wer nicht liebt dies bittersüße Dasein,
 Wer da neben all' dem Leid des Lebens
 Nicht auch seine Wonne mitempfindet,
 Ist mein Bruder nicht, nicht meine Schwester,
 Nicht mein Freund, mein trauter Pfadgenosse
 Auf der bunten Wanderfahrt hienieden.

Wer mich sucht im Staub, mich sucht im Schlammie,
 Oder, welt-entrückt, in Wolken droben,
 Nicht mich sucht auf fester, grüner Erde,
 Mit der Sohle nur den Staub berührend,
 Mit dem Haupte nur den Wolken nahe:
 Niemals, traun, mich finden wird ein solcher,
 Und vermeint er, daß er mich gefunden,
 Nur ein selbsterträumt' Idol umarmt er.

Und wem heilig nicht ein Menschenschicksal,
 Heilig nicht mit allem, was es brachte,
 Aller seiner Lust und seinem Leide,
 Seinen Irrungen und seinen Schwächen,
 Seinen Kämpfen, seinen Menschlichkeiten:
 Ehre kann ich, nie Vertrau'n ihm zollen,
 Mitleid kann er, doch nie Trost mir spenden,
 Und verstehen werden wir uns nimmer.

2

Die einsame Rose.

Es röhrt, o Wanderer, dich der Gedanke,
 Dass manche Rose steht auf Gletscherhöh'n,
 Dass manche Rose steht in Waldesgründen,
 Erblühend, welkend, einsam, ungeseh'n.

Sei unbesorgt, o Freund! Sie ist nicht einsam,
 Sie ist nicht, wenn sie einsam ist. Wozu
 Die Klage? Was du Rose nennst, das ist
 Ein Teil von dir: das ist nicht sie — bist du!

In deinen Wüstern ist ihr Wonneduft,
 Ihr Purpur ist in deines Auges Licht.
 Sie atmet, blüht in dir, in deinen Sinnen:
 Wo du nicht bist, ist auch die Rose nicht.

3

Straßburglied.

An die franzosen,

als sie 1884 beim Nationalfeste zu Paris vor dem Standbilde
der Stadt Straßburg eine deutsche Fahne verbrannten.

Mögt ihr an die Rache glauben
Und an künft'ger Siege Kranz:
Hoffet nicht, zurückzurauben
Eine Scholle deutschen Lands!
Mögt ihr schwärmen auch wie Raben
Um ein Elsäß-Standbild her,
Straßburg werdet ihr nicht haben,
Straßburg nimmermehr!

Schämt euch, daß ihr's je besessen,
Deutsches Land und deutsches Gut!
Deutschland hat sich's, unvergessen,
Heimgekauft mit seinem Blut.
Tanzt mit wilden Wutgebärd'n
Um ein Elsäß-Standbild her;
Straßburg wird nicht euer werden,
Straßburg nimmermehr!

Das Panier, das zu entehren
An der Seine ihr wagt allein,
Weht auf Straßburgs Wall in Ehren,
Bis versiegt der deutsche Rhein!
Singt der Rache heiße Lieder
Um ein Elsäß-Standbild her:
Straßburg wird nie fränkisch wieder,
Straßburg nimmermehr!

Deutsche Worte.

Deutsche Worte hör' ich — Wortel
 Doch wo bleibt der deutsche Sinn?*
 Deutsche Worte hör' ich — Worte!
 Doch wo bleibt der deutsche Geist?
 Deutsche Worte hör' ich — Worte!
 Doch wo bleibt das deutsche Herz?
 Deutsche Worte hör' ich — Worte!
 Doch wo bleibt die deutsche Treu'?
 Deutsche Worte hör' ich — Worte!
 Doch wo bleibt der deutsche Mut?
 Deutsche Worte hör' ich — Worte!
 Doch wo bleibt die deutsche Kraft?
 Deutsche Worte hör' ich — Wortel
 Doch wo bleibt die deutsche That?*



Wehrlos.

Du meinst, daß, wenn im Grab, ein Mündgeheizter,
 Du liegst, dann alles sei vorbei für immer
 Und abgethan? Du irrst! Im Grabe liegend,
 Bist du nicht tot — bist du nur stumm geworden,
 Und wehrlos!
 Was dich ins Grab geheizt, Neid, Bosheit, Haß,
 Das triumphiert auch übers Grab hinaus
 Noch über dich und ringelt züngelnd sich,
 Als gift'ge Natter unter stillen Blumen,
 Die scheinbar friedlich überm Grab dir blüh'n.
 Den Makel, den ein falsches Weib, ein Feind,

* Diese Zeilen sind in Österreich mißverstanden worden. Nicht Mut, Thatkraft u. s. w. überhaupt, sondern die wahrhaft deutsche, des Deutschen würdige Art des Mutes, der Thatkraft u. s. w. ist es, wonach die Frage aufgeworfen wird.

Vielleicht auch nur ein leichtgesünfter Schwäher
 Dem Namen, den du trugest, angehängt,
 Den schleppst du durch die Ewigkeit mit dir.
 Und wenn du dir Unsterblichkeit errungen,
 So wird zum Fluch dir die Unsterblichkeit.
 Unglücklicher, du hast nur einen Kerker,
 Kein Grab gefunden unterm Rasenhügel!
 Du bist nicht tot, du bist nur stumm geworden.



Vision.

Oft, des Abends, wenn das Goldgrün
 Ist verglommen in den Zweigen
 Und die dichten, dunklen Büsche
 Stehn in regungslosem Schweigen:

Wenn verklungen jeder Laut ist
 Und verstummt sogar die Grille,
 Fäst ein Bangen mich, ein Schauder
 In der einsam-düsteren Stille.

Zwischen diesen Büschen ging ich,
 Jugendglut noch in den Adern,
 Einst mit ihr, nun plaudernd, losend,
 Wieder dann mit wildem Hadern,

Bitt're, böse Worte tauschend,
 Die das Blut in mir empörten,
 Worte, die mein Herz zerfleischten
 Und mein Angesicht verstorben.

Ich erschaud're. Sie erscheint mir,
 Ein Gespenst — die Haare fliegen —
 Und sie grinst mir leck ins Antlitz.
 Weib, bist du der Höll' entstiegen?

Ach, der Höhnblick ist's, der kalte,
 Welcher mich zu Grund' gerichtet!
 Unhold, willst du meine Seele?
 Bin ich noch nicht ganz vernichtet?

Ha, sie reißt sich eine Spange
 Aus dem Goldhaar, zückt sie drohend
 Auf mein Herz mit frecher Lache
 Und mit Augen, tückisch lohend.

Fort! hinweg von diesem Orte,
 Eh' mein Blut gerinnt vor Grauen!
 Doch — da reißt der Wolvenschleier,
 Niederfließt aus Ätherauen

Gold'nes Mondlicht, Sterne strahlen,
 Kühler Nachtwind faust dazwischen,
 Und des Weibes Bild zerrinnt mir
 Wie ein Nebel in den Büschchen.



Verwaist.

Du armes Kind — die süßesten der Namen,
 Sie leben nicht in deinem Kindesmund!
 Die Namen Vater, Mutter — und die Liebe,
 Die heiligste, dir gab sie nie sich kund.
 Du achtest's kaum — doch wenn dem Leidgedanken
 Gewachsen einst dein kindlich zarter Geist,
 Dann faßt ein Krampf dein Herz, die Thränen fließen
 Und seufzend, schluchzend, fühlst du dich verwaist.

Verwaist — ein traurig Wortl denn es bedeutet,
 Ach, vater-, mutterlos im Leben steh'n,
 Heißt missen, was wir einmal nur besitzen,
 Was einmal nur uns kann verloren geh'n.
 Trost finden kann das Elternherz, das wunde,
 Im einen für des andern Kinds Verlust,
 Das Kind jedoch hat auf der Erdenrunde
 Ein Vaterherz nur, eine Mutterbrust.

Verwaist — ein hartes Wort! Ja, Mutterliebe,
 Sie säugt das Kind am Busen, zieht es groß ...
 Doch — gäb' es and're nicht als diese Liebe,
 Was wäre dann des Erdensohnes Los?
 Verwaist — ein jeder wär's, ob früher, später,
 Wenn nicht auch übers Elterngrab hinaus
 Den Menschen noch begleitete die Liebe,
 Die erst die Erde macht zum Vaterhaus.

Du wirst es finden auch auf deinen Pfaden,
 O Kind, das Herzenslicht, das mit uns geht,
 Uns grüßt in hundert wechselnden Gestalten,
 An uns'rer Wiege, uns'rem Sarge steht,
 Die Not der Erde lindert, Thränen trocknet,
 Balsam in jede Schmerzenswunde gießt,
 Des Neugebor'nen Lider küßend öffnet,
 Dem Toten sie mit einem Kusse schließt.

Die süßesten der Namen: Vater — Mutter,
 Sie leben nicht in deinem Kindesmund;
 Die Liebe, die die heiligste auf Erden,
 Nie gab sie dir von Mund zu Mund sich kund.
 Doch Mut! ein Strahl davon wird dir begegnen
 Auf jedem edlen Menschenangesicht:
 Wo Herzen schlagen, kann es Waisen geben,
 Verwaiste, nein, Verwaiste giebt es nicht.

Eisenbahnhfahrt.

Hinsaufst der Zug durchs blüh'nde Revier,
Rings prangen die Au'n in des Lenzes Tier --
Was frag' ich darnach? Gegenüber mir
Leuchten zwei himmlische Augen!

Der Apfel glänzt wie in schimmerndem Tau,
Groß und gewölbt, eine blendende Schau,
Zart die Pupille, von reizendem Blau —
O diese himmlischen Augen!

Der Aufschlag ist entzückend gar!
Wer schau'n, ach, könnte so immerdar
In diese Augen, demant klar,
In diese himmlischen Augen.

Sie sagen, die Welt sei ein Jammerthal.
Ein Eden birgt sie, einen Himmelsstrahl;
Und hervorbricht dieser Himmel zumal
In solchen seligen Augen!

Und bleibt dieser Himmel mir ewig fern,
Wie der andere dort über Mond und Stern —
Wie nach jenem, schau' ich nach diesem gern
In des Mägdeins himmlische Augen.

Je ferner der Himmel, so feuriger glüht
Der Drang, der nach seinem Glanz uns zieht,
Gleichviel, ob er über den Sternen sprüht,
Ob in strahlenden Mädchenaugen.

Mag lächelnd schau'n dies hehre Geleucht,
Wem das höchste Glück noch erreichbar deucht:
Mir wird die Wimper vor Rührung feucht
Vor solchen himmlischen Augen.

Wenn keine Rosen das Schicksal flieht,
Gelebt doch hat er vergebens nicht,
Wenn er geschwieg in der Schönheit Eicht —
Habt Dank, ihr himmlischen Augen!

Zu scheiden nun gilt's. Mit geflügeltem Fuß
Enteilte die Stunde! Zum Abschiedsgruß
Drück' ich, o Maid, im Geist einen Kuß
Auf deine himmlischen Augen!

Sei glücklich, o Kind, in Lieb' und Lust
Und trage nun bald im Herzen bewußt
Den Himmel, den lange schon unbewußt
Du trugst in den himmlischen Augen!



Christnacht.

Die Christuslehre gab der Welt ein hehres
Symbol: das Kreuz. Hochaufgerichtet steht
Es da, ein Bild des Leids der Welt; hoch ragt es
Auf Golgatha in düst'rer Majestät,

Verkündend, daß ein Gott erst mußte leiden,
Wenn diese Welt erlöset sollte sein,
Und daß das Herz der Mutter, die geboren
Den Gott, durchdrang ein Speer in bit'r'er Pein;

Und daß der Mensch entsagen muß, entsagen,
Und leiden muß und dulden; daß die Welt
Ein Thal der Thränen, eine Jammerstätte,
Ein Pfuhl des Elends unterm Sternenzelt.

Traun, ein erhab'nes Bild — doch allzu düster,
 Erdrückend schier dem menschlichen Gemüt,
 Unheimlich schreckbar gar dem Kindesauge,
 Das noch in reiner Lebensfreude glüht.

Drum stellte neben dieses fahle, düst're,
 Dies ernste, strenge, blutbeträufste Kreuz
 Ein anderes Symbol sich — tröstlich-helle,
 Von ernstem und doch traulich-holdem Reiz.

Mit Himmelsfrüchten und mit Erdengaben
 Verwirklichend der Sehnsucht schönsten Traum —
 Ein Gnadenfüllhorn — eine Wunderblüte —
 Ein Strauß — was sag' ich? nein, ein Wunderbaum —

Ein Sproß von jenem gold'nen Lebensbaume
 Des Paradieses — blühend wunderbar,
 Versagt einst, nun gegönnt den Menschenkindern
 Für eine einz'ge heil'ge Nacht im Jahr!

Ja, neben das Symbol des ew'gen Leides
 Stellt leuchtend das Symbol der Freude sich,
 Der Daseinswonne, die im Schönen, Guten
 Fortlodert, bis der letzte Stern erblich —

Des Heils, das allen blüht, die lautern Herzens,
 Der Lust, die für die Sieger in dem Streit,
 Für die Begnadeten, — wie übers Kreuz
 Der Baum — hinauswächst über alles Leid.

Und wenn des Kreuzes Hochfest ins Erwachen
 Des Lenzes fällt, wie mahnend: „Menschenherz,
 Bleib' fern dem Übermut — die Welt ist leidvoll!“
 So daß die Freude dämpft ein heil'ger Schmerz —

So fällt das Freudenfest, das gnadenreiche,
 Ins tiefste Dunkel, in den rauh'sten Frost,
 Verheißungsvoll, mit gold'ner Habenfülle,
 Den Menschenkindern all' zu holdem Trost.

Und während draußen dicht die Flocken stöbern
 Und wild ums Haus die Stürme sausend wehn,
 Flüstert der Wunderbaum in trauter Stube:
 „Sei fröhlich, Menschenherz! die Welt ist schön.“

»

Das deutsche Lied am Rhein.

Die dunklen Wasser rauschen
 Hinab den grünen Rhein,
 Ein Weben, horch, ein Lauschen
 Rings um den Nixenstein!
 Des Rheinstroms Töchter winken
 Vom Fels mit weißer Hand:
 Was klingt wie Schall der Zinken
 Heran vom andern Strand?

Versetzt, wie auf dem Grunde
 Des Rheins der gold'ne Hort,
 Hat dort in deutschem Munde
 Geruht das deutsche Wort.
 Doch frei nun hallt es wieder —
 Um Straßburgs hohen Dom
 Erflingen deutsche Lieder,
 Und freudig rauscht der Strom.

Des Rheines Töchter winken
 Vom fels mit weißer Hand —
 Die gold'nen Becher blinken
 An seinem Rebенstrand;
 Ertöne, hell wie Singen
 In brausendem Verein,
 Zur Rechten und zur Linken,
 Du deutscher Sang am Rhein!



Das Ebenbildchen.

Kind, du weißt es nicht, und niemand
 Ahnt es, warum oft ich sinnend
 Und so still für mich hin lächelnd,
 Dich betrachte. Einer andern
 Muß ich denken, dich betrachtend,
 Einer andern, längst Verlor'nen,
 Ewig fern, ewig Toten:
 Denn du bist in vielen Dingen
 Ihr verschontes, ihr verjüngtes,
 Ihr verhindlicht Ebenbildchen.

Erstlich wallt das krause, blonde
 Haar, gelöst, dir übern Rücken
 Ganz wie ihr: zum Staunen ähnlich
 Bist du ihr am Hinterhaupte,
 Hals und Schultern, Arm und Nacken,
 So bedeckt vom flatterhaar.

Ferner hast du ihre Füßchen,
 Ihre reizend-droll'gen Füßchen,
 Die ich oft geküßt, und über
 Die ich oftmals doch mich hätte

Halb zu Tode lachen mögen —
Denn so reizend ist auf Erden
Nichts, traun, und zugleich so drollig,
Als ein Paar von kleinen, feinen,
Schöngeformten Weiberfüßchen.

Und mit deinem ganzen Wesen,
Wie du bist, mein feines Püppchen,
Mahnst du mich an jene — mahnst du
Mich mit heimlich-trautem Reize,
Der nur mir sich ganz erschließet,
Oft an reizende Momente,
Die sie hatte — denn sie hatte
Ihre reizenden Momente —
Reizend-drollige Momente!

Oft noch mein' ich sie zu sehen:
Auf des Bettes Rande sitzend,
Kurzgeschürzt, ein rotes Nieder
Um die Mitte, eine Laute
In den Armen, glich das schlanke,
Üppig-zarte Weibchen, lächelnd,
Einem krausgelockten Almor,
Mit dem Köcher an der Seite.

An das deutsche Volk.

Zur 70. Jahresfeier der Geburt des Fürsten Bismarck.

1. April 1885.

Wir schauten die größte germanische That, von der die
Geschichte berichtet,
Das größte der Wunder, wie es nur im Traum vorahnend
die Muße gedichtet:
Germanische Kraft mit zermalmender Wucht zu germanischem
Werke verbündet,
Germanias Größe gefestet zum Ring, zur funkelnden Krone
gegründet!

Gewalt'ges vollbringt ein gewaltig Volk. Doch wer ist's,
der zum Heile sie wendet,
Die gewaltige That? wer ist's, der sie plant? und wer
ist's, der sie vollendet?
Wer ist's, der Verworr'nes, der Ziele bewußt, mit ordnendem
Geiste gestaltet;
Zu lebendiger Blüte der Wirklichkeit, was Jahrhunderte
träumten, entfaltet?

Der Genius ist es, der Heros, traun! in welchem zum
lichten Gedanken
Das Ringen, das dumpfe, des Volkes wird, das gegärt
in beengenden Schranken,
Und Leben gewinnt und feste Gestalt, und vor dem staunenden
Blicke
Der Mitwelt streitbar tritt in die Bah'n, zu entscheiden die
großen Geschicke.

Auch dir, o deutsches Volk, auch dir ist solch ein Mittler
erstanden,
Ein Führer und Lenker, so fühl' als klug, ein Held in
germanischen Landen,
Der wie keiner vor ihm der Rätselsphynx der germanischen
Zukunft begegnet,
Mit Kraft von Natur, mit Macht vom Geschick, mit Glück
vom Himmel gesegnet!

Du feierst ihn heut' — zujauchzest du ihm! Doch — willst
du am schönsten ihn ehren,
O deutsches Volk, so gedenke du heut' auch ein in dich selber
zu fehren.
Und frage dich still: Ist gesichert nunmehr für immer uns,
was er geschaffen,
Geschaffen mit waltender Geisteskraft, und er siegt im Sturme
der Waffen?

O Festtag, werde zum Schicksalstag für alle germanischen
Gaue,
Dass sinnenden Blicks anheut, wie zurück, auch vorwärts
jeglicher schaue,
Anslehend der Schicksalsmächte Kunst, dass über dem Reiche
sie walten,
Wenn heimgegangen die Starken sind, die wie Säulen es
heben und halten!

Die Stämme, die Gaue der Deutschen, o seht, im weiten
germanischen Reiche,
Ineinander gewachsen sind sie noch nicht wie die Äste im
Wipfel der Eiche:
Vereint sind sie, zusammengefügt nur erst wie ein Bündel
von Speeren,
Nun kämpfend vereint — um aufs neue vielleicht sich
 gegeneinander zu fehren!

Weh' dir, o deutsches Vaterland, wenn deinen sämtlichen Söhnen
Das Heiligste nicht vor allem du selbst! wenn sie der Tren-
sich entwöhnen.

Wenn ihnen nicht ewig als Leitstern gilt in unvergänglicher
Reinheit
Des Vaterlands Ehre, des Vaterlands Glück, des Vaterlands
Größe und Einheit!

O weckt ihn nicht auf, den alten Fluch, den Fluch der ger-
manischen Erde,
Dass nicht zu grollender Nachbarn Spott, zum Tummelplatze
sie werde
Gesättigter Rache, schnöden Verrats — dass den Herd des
heiniischen Lebens
Nicht schände die Schmach barbarischen Thuns und zer-
fahrenen wüsten Bestrebens!

Die Bäume rauschen im Niederwald — sie flüstern aus
jüngsten Tagen
Eine schaurige Mär', voll warnenden Sinns — sie rauschen
und flüstern und sagen:
„Nicht fremde Hand wird stürzen das Mal, das stolz hier
schaut in die Lande;
Doch wehe, wenn einstens des Ruhms Denkmal sich zum
Denkmal wandelt der Schande!“

Der Lorbeer, geflochten der deutschen That — er deckt grau-
schimmernde Haare!
Den Helden, den heute wir feiern, wir seh'n ihn gedrückt
von der Bürde der Jahre!
Doch — ob auch erschöpst von den Mühen des Kampfs und
dem Schweiße gewaltiger Thaten,
Darf nun er auf seinen Lorbeern ruh'n, und können wir
seiner entraten?

Nein, heg' ihn, o Deutschland, solang' ihn noch die himmlischen Mächte dir gönnen!
 Wie mag im gewaltigen Drange der Zeit erlahmen sein
 Wollen und Können,
 Und niemals komme der Tag, wo nicht, wie bisher, zu ge-
 deihlichem Werke
 Aus des Volkes Vertrau'n er schöpfe den Mut, aus dem
 Heimatboden die Stärke.

Wie Kolumbus erschloß er durch Fahr und Not die Bahn zu
 verheißenen Küsten,
 Wie Moses fand er des Auswegs Spur für sein irrendes
 Volk in den Wüsten:
 Wie jenem, ist es vielleicht ihm versagt, dort, wo er säte,
 zu ernten,
 Wie dieser blickt er sterbend vielleicht nach Gefilden, weit
 noch entfernten . . .

Doch ist es noch nicht errungen ganz, wofür er kämpfte und
 lebte,
 Und schwebt es noch in den Lüften halb, das Deutschland,
 das er erstrebte,
 So gönnet ihm doch, nicht wolkenverhüllt, nicht umdräut von
 finstrem Grauen,
 Nein, winkend in rosigem Zukunftslicht es mit brechendem
 Auge zu schauen.

**Zur Eröffnung des Stephanienhauses
im neuen Gebäude der Steiermärkischen Sparkasse zu Graz**

am 4. November 1885.

Erfreulich ist's, betätig't neu zu sehen
 Des Menschen edlen Drang zu aller Zeit,
 Womit er Neues, Schönes läßt erstehen
 Und seines Wirkens Stätten Schmuck verleiht.
 So heut dem Tod das Leben, dem Vergehen
 Das Werden Trotz in mut'gem Widerstreit;
 Daz stets gemehrt das Reich des Schönen werde,
 Das ist der Sieg des Lebens auf der Erdel

Von neuen Räumen seh'n auch wir umfangen
 Uns heut', von Hallen, prangend aufgebaut:
 Erschlossen steh'n sie da — die Pforten sprangen —
 Welch' edle Zier, wohin das Auge schaut!
 Uns dünkt der Raum, aus dessen lichtem Prangen
 Etwas wie geist'ger Segen niedertaut,
 Als ob ein heil'ger Schauer ihn durchwalle,
 Kein Festsaal bloß, nein, eine Tempelhalle!

Und in der That, er ist's! Nur wie zum feste
 Erschließ' er stets sein schimmernd Tempelthor,
 Nicht unwert, traun, daß hochgesinnte Gäste
 In ihm sich sammeln zu erles'nem Chor,
 Und daß das Schönste glanzvoll und das Beste
 In ihm verwirklicht labe Aug' und Ohr.
 Was reich er heut für Geist und Herz und Sinne,
 Uns und den Enkeln werd' es zum Gewinne!

Der Tonkunst edle Muse wird hier thronen!
 Nicht jene bloß, die froh den Reigen schlingt,
 Und, wenn die Freude ihre Blütenkronen
 Berauschtend schüttelt, Herz und Sinn beschwingt;

Nein, auch die ernste, die aus Ätherzonen
 Hernieder in der Seele Tiefen dringt
 Und unsfern Flug in blauer Weltenferne
 Verwebt mit Harmonie'n dem Tanz der Sterne.

Die Orgel ragt — sie spricht mit Engelzungen
 Zum Menschenohr von einem höhern Drang;
 Wenn ihre Mahnung weihvoll erklingen,
 Zur Andacht wird des Herzens Überschwang;
 Sie eint im Odemhauch gigant'scher Lungen
 Der flöte Läppeln, der Posaune Klang!
 Durchbraust von ihrem Harmonienstrom
 Wölbt sich und wächst der Tempelsaal zum Dome!

Wie viele wird, zu ungezählten Malen,
 Die Folgezeit hier seh'n vereint entzückt!
 Wie viele Augen werden leuchtend strahlen,
 Wie viele Herzen pochen, still beglückt,
 Wie viele schwelgen, aus dem Baum, dem Schalen,
 Der Alltagswelt zu höhern Sein entrückt;
 Der Himmel segne die Geschlechter alle,
 Die wandeln noch in dieser hohen Halle! —

Inmitten der Athenerstadt, der alten,
 Ein Felsenhügel ragte, stolz und hehr;
 Zu trozen schien er feindlichen Gewalten,
 Wie flutumschäumtes Felsgeklipp im Meer.
 Auf heil'ger Höh', als Schutzfrau fühn zu schalten,
 Pallas Athene stand mit Schild und Speer,
 Geborgen ruhte hier, an sicher'm Orte,
 Der Schatz Athens, viel' reiche, gold'ne Horte.

Doch auf derselben stolzen Felsenzinne
 Entfalteten ihr leuchtendes Panier
 Die Künste: — fernster Nachwelt zum Gewinne
 Erhob sich unvergänglich-edle Zier.

So hebt den Blütenkelch in gleichem Sinne
 Die Blume hold empor ins Lichtrevier,
 Indes sie, mit des Erdgeists Macht im Bunde,
 Die Wurzeln birgt in sicherm, festen Grunde.

Und so auch, daß der Zweck sich ganz erfülle
 Des Hauses, das hier schmuckvoll neu erstand,
 Schling' es um jede Art von edler Fülle
 Der Wohlfahrt und des Heils ein geistig Band.
 Und es geselle sich in würd'ger Hülle,
 Zur Tiere, zum Wohl dem grünen Alpenland,
 Auf immerdar, des Segens Werk zu krönen,
 Dem Hort des Nützlichen der Hort des Schönen.



Das deutsche Lied in Österreich.

Am Donaustrand, vom grünen Hang,
 Wie schallt es da in mächt'gem Drang.
 Wie sind aus frohen Seelen
 Die Kehlen
 Gestimmt zu Liedesklang!
 Das deutsche Lied in Österreich,
 Es klingt so voll, es klingt so reich:
 Wie Öst'reichs blauer Donaustrom,
 So braust es unterm Himmelsthron.
 So voll, so reich aus voller Brust
 In heller Lust
 Erklingt es, ja,
 Das Lied im deutschen Österreich,
 Das deutsche Lied — hurrah!

Und wieder dann, am blauen See,
 Schallt Liedersang in Lust und Weh:
 Im Abendschein die Wellen,
 Sie schwelten
 Und flüstern lieblich drein.
 Das deutsche Lied in Österreich,
 Es klingt so zart, es klingt so weich,
 So traut, so tief aus Herz und Mund
 Wie Alpseerauschen tief im Grund.
 So zart, so traut erklingt es, ja,
 Klingt fern und nah,
 Das Lied im deutschen Österreich,
 Das deutsche Lied — hurrah!

Auf Felsenhöh'n, am Gemsenstand,
 Schallt Liedesklang zur Schrattenwand;
 Die Gemsen kühn, sie lauschen,
 Hoch rauschen
 Die Adler drüber hin.
 Das deutsche Lied in Österreich,
 Aufschwingt es sich, dem Adler gleich:
 Es wird der frohe traute Sang
 In Fahr und Not zum Donnerklang,
 Es eint der Brüder treue Schar
 Auf immerdar
 Das Lied im deutschen Österreich,
 Das deutsche Lied — hurrah!

Ich liebe mein Österreich . . .

Ich liebe mein Öst'reich,
Die Wälder der Heimat,
Die Berge, die Auen,
Die Ströme, die blauen —
Gott segne die Herrscher,
Gott segne das Land!
Es blühe, gedeihe:
Doch inmitten der Fülle
Des Segens erblüht,
Erstärkend erhebe
Sich immer aufs neue
Das deutsche Gemüt:
Wie die Blume, die blau,
Holdselig und traut,
Die mit Augen der Liebe,
Mit Augen der Treue
Aus dem Golde der Ähren,
Der wogenden, schaut.

58

Geh' nicht von mir . . .

Geh' nicht von mir, laß deine Hand in meiner —
Das Herz des Menschen ist ein seltsam Ding.
Wer weiß, ob man so leicht sich wiederfindet,
Sobald man einmal voneinander ging?
Geh' nicht von mir — am wenigsten im Grolle,
Von einer Wolke trüb' die Stirn umgraut:
Im Unmut just muß man beisammen bleiben,
Bis rein der Liebe Himmel wieder blaut.

Geh' nicht von mir, laß deine Hand in meiner
 Du weißt noch nicht, was es bedeutet: Scheiden,
 Und wie daraus oft wird ein langes Meiden,
 Und was, sich meidend so, zwei Herzen leiden;
 Und wie zwei Herzen, die sich brennend liebten,
 Geschmiedet wie in einen Zaubertring,
 So fremd sich, ach, so fremd sich können werden,
 Sobald man einmal voneinander ging.

Geh' nicht von mir, versuche nicht das Schicksal,
 Das so zwei Herzen trennt, eh' man's gedacht,
 Die wonneelig sich verknötet wähnten
 Auf ewig durch der Liebe Wundermacht.
 Geh' nicht von mir, laß deine Hand in meiner —
 Unlösbar fest geschmiedet ist kein Ring.
 Geh' nicht von mir, am wenigsten im Grolle —
 Das Herz des Menschen ist ein seltsam Ding.



Im Unbestand der Dinge.

Festhielte gern im Unbestand der Dinge
 Auf immerdar die Liebe, was sie liebt.
 Doch läßt sich's halten? Stiehlt nicht unversehens
 Täglich ein Teil davon sich weg auf immer?
 Wir meinen's noch zu halten, noch zu lieben,
 Und es ist längst nicht mehr, was wir geliebt.
 Man liebt den Strom — doch seine Wellen, ach,
 Und seine Tropfen, ewig and're sind's;
 Man liebt den Heimatwald — wo aber sind
 Die Blätter, die dem Knaben zugerauscht?
 Das Kind liebt der Erzeuger, liebt es innig,
 Just wie es ist, als Kind! doch gingen erst
 Nur ein paar Jährchen hin, wo bleibt das Kind?

Ach, wie man um geliebte Tote trauert,
 Die uns mit einemmal der Tod entrifß,
 So müßten wir beweinen, was wir lieben,
 Vom ersten Tag an, wo es unser ward;
 Denn ach, unmerkbar wandelt sich's und stirbt,
 Stückweise, Tag für Tag . . .

Mit jeglichem
 Atom, das in des Bluts, des Odems Wirbel
 Sich löst von der Gestalt, der holdvertrauten,
 Die eins mit uns, verwachsen schien auf ewig,
 Geht etwas von ihr hin, von ihrem Selbst,
 Von ihrem holden Sein, von ihrem Sinn,
 Von ihrer Seele! — Presse, was du liebst
 Als wär's zum ew'gen Abschied an dein Herz,
 Solang' es dein noch ist, solang' es dich
 Noch kennt, noch liebt; denn wisse, früher, später,
 Gemach im Zeitenwandel kommt der Tag,
 Die Stunde, wo du plötzlich schaudernd merfst,
 Daz̄ du ein fremdes hältst in deinen Armen,
 In dessen Blick kein Strahl mehr lebt von einst.
 Was gestern dich geliebt, von dir geliebt,
 Tot ist es heut' und hat vom Trank des Lethe
 Geschlürft und dich vergessen und sich selbst.



Glaubt nicht dem Dichter . . .

Glaubt nicht dem Dichter, was er Schönes sagt
 Von einem Weibe. Glaubt auch nicht das Böse,
 Das Häßliche, das er von ihr gesagt.
 Denn alsbald, wenn, was er sagt und singt,
 Gesagt ist und gesungen, gilt es nimmer
 Von dieser armen ird'schen Kreatur,

Von diesem Einzeldasein, Einzelwesen.
 In Klängen festgebannt, ist, was er schaut,
 Erlebt, erzählt, vergöttert und erniedrigt,
 Ein Bleibendes, ein Zeitlos-Weltentrücktes,
 Das sich in luft'gen Blasen, farbig-bunt
 Für einen flücht'gen Augenblick gespiegelt.
 So haltet euch ans Bild, nicht an den Spiegel!
 Ein ewig and'res ist er, dieser Spiegel,
 Ein ewig anderes im Guten, Bösen,
 Die Rieselwelle, die entzückt den Dichter,
 Ist morgen eßter Schlamm, und aus dem Schlamm
 Wächst übermorgen prangend eine Blume!
 Die sel'ge Maienstunde, die er singt,
 Sie ist nicht diese selbe Maienstunde,
 Sie ist der Lenz, die Ewigkeit des Lenzes,
 Der Lenz, so wie er immer lebt und nie!
 Das Schrecknis, das er malt, ist überall
 Und nirgends — nirgends ganz und nirgends ewig,
 So wie es in der finstern Tiefe lauert.
 Im Lied des Sängers ist kein Jetzt, kein Hier,
 's ist eine Welt, aus tiefstem Geist geboren,
 Von Himmels-, Höllenlichtern angeregt,
 Die spielend fallen auf die ird'schen Dinge.

Sucht auch das Weib, das ein Poet geliebt,
 Gefaßt, gerühmt, gescholten, nicht im Reigen
 Der Wirklichkeit: es lebt nur im Gedichte.

Baum am Strande.

Der Eichbaum hier am Strande,
 Er stemmt auf felsiger Höh'
 Mit den fahlen, knorrigen Ästen
 Sich entgegen den Stürmen der See.

Die Stürme, die Jahre, sie haben
 Zerzaust ihm das ragende Haupt:
 Einst hat er gegrünt und geblühet,
 Nun steht er der Erde beraubt.

Nicht mehr in gaufelndem Laube
 Verschwendet er nun sein Mark:
 Was schwach an ihm, hat er geopfert,
 Zu trozen mit dem, was stark.

Er steht, von den Wettern gehärtet,
 Über Felsen und Wellen am Strand,
 Und sieht wie die Wellen zerschellen
 Und die Felsen zerfallen zu Sand.



An den Abendstern.

Juwel der Himmelskrone,
 Hesperische Blüte der Nacht,
 Wie schmückst du die dämmernde Zone
 Des Westens in funkelnder Pracht!

Zwischen die Sonne, die grelle,
 Und den fahlen, gespenstigen Mond
 Trittst du in kristall'ner Helle,
 Die zu schau'n am erquickendsten lohnt.

In der Dämm'rung heil'gen Bezirken
 Aufschlägst du dein Strahlenzelt
 Und ladest von irdischem Wirken
 Zu himmlischer Ruhe die Welt.

Und ist sie verträumt, die Mühe
 Des Tages, im stillen Gemach —
 Wer küßt in purpurner Frühe
 So hold aus dem Schlummer uns wach?

O Wunder, der Stern, der helle,
 Der im Westen verkündet die Nacht,
 Steht nun an östlicher Schwelle
 Des Tags in geruhiger Pracht.

In östlicher, westlicher Ferne,
 Im Morgen-, im Abendrot
 Sei gegrüßt mir, liebster der Sterne,
 Treu leb' ich deinem Gebot!

Nie möchte den Tag ich scheiden
 Vom himmlischen Zauber der Nacht;
 Wie du, an der Grenze der beiden
 Hält meine Seele Wacht:

Wie mit Strahlen du, möcht' ich in Tönen
 Aus flagender, jauchzender Brust
 Die Todesonne versöhnen
 Mit der ewigen Daseinsluft.

Natur und Schicksal.

Nach keinem Lorbeer bin ich ausgegangen,
Und keiner Kunst hab' ich mich ganz ergeben:
Kein Ziel sah ich vor Augen wirkend schweben,
Wonach die Besten sonst gesondert rangen.

Ein Mensch sein wollt' ich — voll und ganz — umfangen
Das All mit allen Sinnen — wirkend streben
Mit allen Kräften dann — alseitig' Leben,
Harmonisch, unumschränkt, war mein Verlangen.

Ins Weiteste erschwang sich mein Gedanke,
Ins Engste fühlt' ich mich zurückgetrieben:
Mein Streben war Natur, Schicksal die Schranke.

Und was ihr kennt von meinem Leben, Lieben,
Von meinem Schauen, Schaffen — Trümmer, schwanken,
Nur sind's und Splitter, die im Winde stieben.



Die lyrische Muse.

Ein Bild der Welt entrollt der Mäonide,
Entrollt der Tragiker vor euren Blicken;
Sich selbst, sein Los, sein Leben giebt im Liede
Der Lyriker — und dies auch nur in Stücken.
Gebracht ihm Lebensglück und Lebensfriede,
Wie mag ihm munt're Zeisigweise glücken?
Die Muse hat die Parze zum Geleite,
Der Lebensfaden wird zur Lyrafaite.

Was aber heut dem Lied des Sängers Leben?
Der Tage Segen und der Tage Fluch!
Ist, den wir aus Erinnerungen weben,
Der Blumenteppich, nicht ein Leichtentuch

für totes Glück, für eingesargtes Streben?

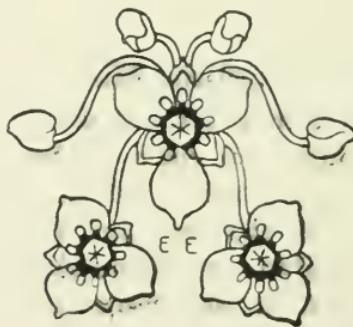
Gleicht nicht der Friedhofsau das Liederbuch,
Wo über Moder, welken Lebenskränzen
Auf blankem Marmor gold'ne Worte glänzen?

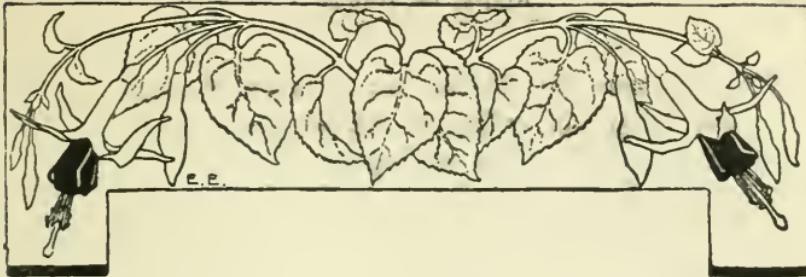
Gleichviel! Ob sich umschattet, ob im Glanze

Das Einzeldasein zeigt in edlem Sange,
folgt er, auch in gedämpftem Rhythmentanze,

Der Schönheit Spur und edlem Wahrheitsdrange,
Und klingt es lieb'voll ein ins heil'ge Ganze,

So wird, was dürftig schien, mit reinem Klange
Die Lauschenden in Höhen, Tiefen, Weiten
Des Schauens, fühlens, Denkens, Lebens leiten.





Lyrische Aphorismen.

Als ich noch jung war, summte mir das Ohr
Den ganzen Tag von hundert Melodie'n,
Zu welchen ich den Text nicht wußte. Jetzt,
Nachdem ich älter ward, hab' ich den Kopf
Stets übervoll von hundert Liederexten,
Zu welchen ich die Melodie'n nicht finde . . .



Durchscheinend Fensterglas nur ist
Des Laien Aug' und Blick;
Des Dichters Aug' ist Spiegelglas,
Es wirft das Bild zurück.



Schönheit ist nur das Blühen einer Blume:
Doch durch den Geist wird sie zum Herrscheramt,
Und durch die Huld wird sie zum Priestertumme.



Wegküßt von den Blumen der Morgen die Zähren,
 Der Blichstrahl erlischt in erfrischendem Regen,
 Aufrichten sich neu die verhagelten Ähren,
 Und ewig verwandelt der Fluch sich in Segen.



Das Süßeste.

Seltsam, daß uns die Augen zudrücken
 Die drei süßesten unter den Dingen,
 Die uns entrücken der irdischen Not,
 Die uns zumeist auf Erden beglücken:
 Liebesentzücken,
 Schlummer und Tod.



Gepflückt zu werden in der schönsten Blüte,
 Das ist das Los der Frauen wie der Blumen:
 Nur soll die Liebe, nicht der Tod sie pflücken.



Der ew'gen Sehnsucht Schmerz ertrage mutig,
 Wenn seine Fänge er ins Herz dir schlägt:
 Derclar des Zeus ritzt uns zuweilen blutig,
 Indem er uns empor zum Himmel trägt.



Kind sei immer die Phantasie,
 Jünglingsfrisch das Gemüt,
 Männlich gereift das Wollen,
 Altersklug der Verstand.



Tag und Nacht.

Der Tag, der fröhliche Junge, bezahlt
 Den Eichtribut
 Mit einem einz'gen funkeln den Goldstück —
 Die Nacht aber
 Mit einem geleerten Bettlerranzen:
 Unzähliger kleiner Scheidemünze,
 Und einem abgegriffenen Silberling . . .



Heut' stieg eben ein Freund mir ins Grab und ein zweiter
 ins Brautbett:
 Glücklich ist dieser vielleicht — aber der and're gewiß.



Weißt du, welcher im Leben zumeist sein eigener Freund ist?
 Der ist's, der wie ein Feind wacker sich selber bekämpft.



Wie kann denn bitter sein der Tod, wenn er
 So engverwandt, so bruderähnlich ist
 Dem Süßesten in dieser Welt, dem Schlaf?



Grabschriften.

I.

Geknickt als ird'sche Blume sankst du hin,
 Aufzuersteh'n im lichten Himmelskleide:
 Ein Kind verloren wir!
 Einen Engel gewannen wir,
 Der Trost uns windt im unermess'nen Leide.

II.

Und wirst du uns Trost auch aus himmlischen Höh'n,
Verzweifelnd wir beugen das trauernde Haupt:
Nur der Tod giebt zurück, was der Tod geraubt,
Nur das brechende Auge kann dich wiedersehn!



Es klingt wie ein Klang elyssischer Glocken
Doch ewig durch irdischer Stimmen Chor;
Nur flüchtig kann das flüchtige locken,
Das Ewige zieht uns ewig empor.



Such' nur Tag für Tag dich durchzuschlagen,
Denn das lange Jahr besteht aus Tagen;
Jede Zeit hat glorreich überwunden,
Wer bewältigt tapfer hat die Stunden;
Kränze sicht die Ewigkeit dem Mute,
Der obsegt hat ledlich der Minute.



Held sein willst du mir nun und die Meinige bleiben auf
ewig?
Jetzt, wo das Haar sich dir bleicht und sich die Wange dir
fürcht?
Danke! nun ist es zu spät und ich habe gelernt zu entsagen!
Wem du die Rosen versagt, hebst du die Dornen umsonst!



Dir ist, wenn dich ein Weib verriet,
 Um einen Deut das Leben feil
 Und möchtest gern dich morden.
 Und wenn nach Jahren du's erwägst,
 Ist's deines Glückes bester Teil,
 Dafß du sie los geworden.



Fromme stille Blumen stehen
 Angefesselt an die Erde;
 Kröten, Schlangen, Tiger, Menschen,
 Wüten frei umher . . .



Zur Käze sprach die Maus:
 Warum nicht vergleichst du dich gütlich?
 Zur Ente sprach das Schwein:
 Du benimmst dich unappetitlich;
 Zum Bock die Viper sprach:
 Du bist mir zu wenig gemütlich!



Zechergnome.

Sitzt beim Trunk ein weiser Mann, gottbeseelter Zecher,
 Kränzend sich mit Laub die Stirn, kränzend auch den Becher;
 Muse rechts und Grazie links wiegend auf dem Knie,
 Solch ein Zecher wird berauscht, doch betrunken nie.



Der Lorbeer, traun, hat keine Sympathie
 für üpp'ges Lockenhaar; viel lieber rankt er
 Um graue Häupter, kahle Stirnen sich:
 Am liebsten sind ihm nackte Totenschädel.



Denksprüche.

Über des Genusses Kissen
 Winkt des Geistes Palme nicht!
 Nur aus bitter'n Kümmernissen
 Ringst du dich empor zum Licht.

Ohne Sehnens Qual und Strebens
 Bleibt das Sein ein öder Traum:
 Freude ist der Baum des Lebens,
 Leiden der Erkenntnis Baum.



Denke, während prangt die Blume
 Und der Stern in Wolken blinkt,
 Daß die Blume weilt in Wahrheit,
 Nur zum Schein der Stern verflucht.



Die Lust ist Erdenblume,
 Ein Himmelsstern die Pflicht.



Inschrift für E. Andresens Hölderlin-Denkmal zu Tübingen.

1881.

Dem hohen Sänger, der aus Wolkenacht
 Emporgestrebt ins Lichreich ew'ger Schöne,
 Verschwiegender mit dem Reiz der Griechentöne
 Des deutschen Sanges urgewalt'ge Macht,
 Ihm sei aus Genius'händen dargebracht
 Der ewig grüne Stirnschmuck der Kamöne.



An den Dichter der „Gräfin Seelenbrand“.

(Fercher von Steinwand.)

Nicht schäme dich der dunklen Zorn gewitter,
Die durch die Seele dir so prächtig rollen!
Schlag' kleinen deiner Blitze selbst in Splitter,
Und gönn' es deinen Donnern, auszugrollen!

Beglückt, wer so aus einem Meer von Schmerzen
Emportaucht, troßend der Gemeinheit Pfeile
Schiffbrüchig, nackt, doch mit verjüngtem Herzen,
Und einem Bündel solcher Donnerkeile!



Der Gattin eines Dichters ins Stammbuch.

Sagen möcht' ich jedem Frauenwesen,
Das ein Dichterauge sich erlezen,
Dem ein Dichterherz sich anvertraut:
Sei ihm hold und mild und lieb und traut!
Denk', so lang' er wandelt hier auf Erden,
Durch entzückter Tausende Verein
Kann er groß, berühmt, unsterblich werden,
Glücklich aber nur durch dich allein.



Sybillinischer Spruch.

Ich grüß' es gern in alle Rinden ein,
An jede deutsche Thüre möcht' ich's schreiben:
Das einz'ge Mittel deutsch zu bleiben:
Ist deutsch zu sein.



Sängerspruch für den Männergesangverein in Pettau.

Von Ort zu Ort,
Von Hang zu Hang,
Von Strand zu Strand
Bleib' unser Hört
Im Alpenland
Das deutsche Wort,
Der deutsche Sang!



An der Adria.

für ein Festblatt des Triester deutschen
Turnvereins „Eintracht“.

Deutsches Wort noch klingt am Südstrand,
Wo gereiht die Masten steh'n —
Und nicht Bora noch Scirocco
Wird es ganz von dort verweh'n. —

Zwischen Bora und Scirocco,
Zwischen nord'schem Klippenstrand
Und des Südmeers Wogenrollen
Hält die deutsche Muse Stand.

Und wenn je dem deutschen Namen
Feindlich sich der Tag erweist,
Finden wird von Meer zu Meere
Seine Bahn der deutsche Geist.



Symbole.

I.

Mit dem Pinsel wirst kein Bild du
Malen in der Woge Lauf;
Aber schau ihr Aug' in Auge,
Und du drückst dein Bild ihr auf.

II.

Oft weicht der Schwan von seinem Weiher nicht,
Auch von des Eises Kruste schon umsäumt,
Und manchmal friert er ein, wenn allzudicht
Ihn der Krystall umzirkt, indes er träumt.

III.

Es trägt, wer durch des Regens trüben Guß,
Mit ausgespanntem Schirm zu Häupten, geht,
Ein Stück von heit'rem Himmel über sich;
Was thut's, daß vor ihm, hinter ihm es regnet? --
Leicht schaffst du stets dir für dein kleines Ich
Das kleine Stückchen Himmel, das du brauchst.



O Erdensohn, meist nur durch and'rer Schmerzen
Erlaufst du dir die Lust des Augenblicks;
Suchst du Genuß, sei mitleidslos; nur über
Gebroch'nre Herzen geht der Weg des Glücks.



Auch an Dornen fehlt's wohl nicht,
Denk' ich, wenn ich Rosen sehe;
Rosen sind wohl in der Nähe,
Denk' ich wenn ein Dorn mich sticht.



Was ein Erdensohn für sich gewesen,
Das stirbt mit ihm;
Was er der Welt gewesen,
Geht nur mit ihr zu Grunde.



Geifert unüberzeugt dir entgegen der Gegner, so
schweige:
Selber im stillen sodann sagt er sich, was du verschweigst.



Schafft Kleines einmal ein Großer, so denkt,
Daz die Gabe des Großen nie klein ist
Und daß sie fleisch doch von seinem Fleisch
Und Bein von seinem Bein ist!

Es wird selbst Gottes Schöpfermacht
Durch Maus und Wanze nicht zu Schanden:
Und wer ihn im Kleinsten nicht wiedererkennt,
Hat ihn im Großen nicht verstanden.



Lieber dem Ochsen verzeih' ich, der kritisch gegen mich wütet,
Als ich dem Esel verzeih', wenn er begeistert mich preist.



Seefahrer.

Wer auf der Flut in wildem Sturme fährt,
 Der flucht dem Meer, das endlos sich erweitert
 Vor seinem Blick und sehnt sich nach dem Strand.
 Und schließlich ist's der Strand, woran er scheitert.



Was kümmt's mich, wenn kahl des Berges Gipfel,
 Von welchem aus mir eine Welt sich zeigt?



Kopf und Herz.

So viele Köpfe, so viel Sinne! —
 Aber trennt der Kopf die Menschen,
 Muß das Herz sie neu vereinen.
 Macht im Kopfe breit das Ich sich,
 Tragen wir das Du im Herzen.
 Hart hat die Natur den Schädel,
 Weich hat sie das Herz gebildet.



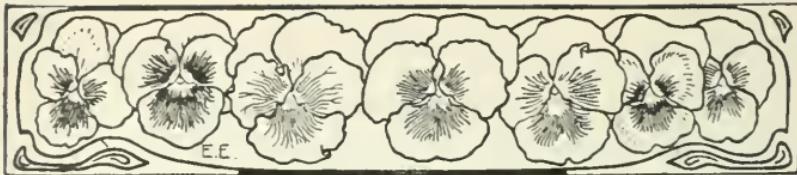
Wen die Götter lieben, der breitet
 Einen Teppich sich auf die rollende See
 Und legt sich darauf und entschlummert.



Meister.

Meister ist jeder und gleich ein jeder der Größten und Besten,
 Wenn er das Eigenste giebt, was er wie keiner vermag.





Aus der Tragödie „Panther und Wölfin“.

Erster Akt.

Erste Scene.

(Numidische Waldgegend. Zwei Jäger, mit Bogen bewaffnet, überschreiten die Bühne.)

Erster Jäger (mit einem Blicke auf die dichtbelaubte Krone eines Baumes.)
Halt da!

Zweiter Jäger.

Was ist's?

Erster Jäger.

Wildkatzenaugen funkeln

Dahier durchs Laub — die hol' ich mir herunter!

(Er hat den Bogen gespannt, zielt und will abdrücken. In diesem Augenblicke springt ein junges, halbwildes Mädchen, genannt die Pantherkätzchen, aus dem Geäst des Baumes herunter und auf die Schüsse los, mit einer Geberde, wie um ihnen die Augen auszufragen.)

Die Pantherkätzchen.

Ei, sieh' da! ein Paar Paviane!

Kommt nur! Mit Pavianen weiß ich umzugehn'!

(Macht die Geberde des Kratzens)

Erster Jäger.

Die Pantherkäze! schau! — hockst du noch immer
 In Baumeswipfeln bei den Vogelnestern
 Und säufst den Vögeln ihre Eier aus?
 Hör', Käzlein, treib' es heute nicht zu arg
 Und schweife nicht zu leck dahier umher,
 Wenn dir dein Leben lieb; denn heute, weißt du,
 Droht von Jugurtha's Pfeil und erz'nem Spieß
 Tod und Verderben jedem Waldgetier!

(Das Mädchen antwortet mit einer Geste spöttischer Verachtung und klettert einen steilen Abhang hinauf. Die beiden Jäger ab.)

Zweite Scene.

Jugurtha (eine Lanze in der Hand, von einigen Jägern begleitet, rastet und erregt auftretend, den Blick auf eine Stelle jenseits der Coulissen gerichtet).

Dort! dort! im Dickicht! dreißig Schritte kaum!
 Er regt sich! Warte nur, dich such' ich längst,
 Du Hundesohn! Stehst du mir heut einmal?
 Hat jüngst mein Pfeil die Mähne dir gekraut,
 Heut bohr' ich in den Rachen dir den Speer
 Bis an's Gehöse!

(Er verschwindet mit den Begleitern, auf den Löwen losgehend, in der Coulisse.)

Die Pantherkäze (von der Höhe des Abhangs aus dem Jugurtha gespannt nach sehend.)

Halt' ihm die Nase zu! das macht ihn stutzig,
 Und wie ein Hündlein folgt er dir! — Ach, Memme! —
 Er wagt es nicht! — Das Tier schleicht brummend seitwärts,

Und schnöd' verschleppt die Hetze sich im Busch! —
 Inzwischen such' ich Heilkraut. Vetter Leu
 Hat Krallen — schärfer als die meinigen —
 Da gibt's ein rotes Tröpflein wohl zu stillen!

(Sie pflückt Kräuter am Abhang.)

Dritte Scene.

(Ein Numidier und ein Römer treten auf.)

Römer.

Sind sie so störrisch denn, so unverträglich
 Die Prinzen? Adherbal und Hiempjal,
 Das sind doch Brüder, und die dürften sich
 Wohl brüderlich vergleichen?

Numidier.

Aber Vetter

Jugurtha nicht, und wär' er auch ihr Bruder!
 Und wären sie als Drillinge gezeugt,
 Jugurtha hätte seine Drillingsbrüder
 Gedrillt, gehänselt schon im Mutterleibe!

Römer.

Schwachköpfe wohl, die sich's gefallen lassen?

Numidier.

Adherbal nimmt, ich wette, kommt's zur Teilung
 Sich für sein Teil das andere Geschlecht!
 Seit Jahren wandert er von Ort zu Ort
 Und grast der Weiberschönheit Blütenfluren
 In ganz Numidien nach einander ab;
 Der wohlbeleibte Hiempjal dagegen,
 Der findet Fleischeslust nur am Geschmorte
 Und prahlt und schlemmt den lieben langen Tag.
 Und während jener schöne Weiber jagt
 Und dieser Fliegen fängt zum Zeitvertreib,
 Ist hinter Löwen stets Jugurtha her
 Und liebt die Jagd im Wald nur und den Krieg
 Und haßt die Weiber, welche nicht ihm gleichen,
 Und alle weichlichen Vergnügungen.

Schick da sein Ohm Micipsa, welcher schon
 Gefahr ersah für seine eig'nen Sprossen
 In diesem Brudersohn, ihn nach Hispanien,
 Ins Lager Scipios, damit er tollkühn,
 Wie stets er war, umkomme; doch der Bursch
 Kommt heil und stramm und kräftig ausgewachsen
 Zurück und zieht ein Brieflein aus der Tasche
 Vom Römerfeldherrn; darauf stand geschrieben:
 „Ein prächt'ger Junge, Freund, ist dein Jugurtha!“
 Das merkte sich der Alte, fraute sich
 Den Kopf im stillen, und im Sterben sagt' er
 Zu seinen Söhnen: „Teilt mit dem in Güte,
 Sonst nimmt er sich das Ganze mit Gewalt!“ —

Römer.

Ein Tollkopf also?

Numidier.

Tollkopf, ja! doch auch

Ein Schlaufkopf!

Römer.

Wirklich?

Numidier.

Traun! ein schlauer Tollkopf,
 Und toller Schlaufkopf — Afrikanerblut! —
 Dazu wie Kröjus reich!

Römer.

Was?

Numidier.

Reich wie Kröjus!

Römer (lauernd).

Wie kam er dazu?

Numidier.

Ja, das ist die Frage!

Die Sage geht, vererbt von seiner Mutter
 Sei ihm ein Stein von unermäß' nem Wert,
 Ein Talisman, dran sich ein Zauber knüpft,
 Nebst vielen andern Schäßen und Kleinodien,
 Genug, die halbe Welt dafür zu kaufen!

Römer (mit gespannter Aufmerksamkeit zuhrend; seine Züge drücken lebhafte Begier aus).

Kleinodien? Schäßen? ei! und Talisman?
 Das Edelstein- und Schäßenanimeln war
 Und ist wohl lange schon ein alter Brauch
 Im Hause der Numiderkönige?

Numidier.

Geizhälse waren Väter schon und Ahnen,
 Und unermäß'ne Mitgift bracht' ins Haus
 Jugurthas Mutter, die Karthagerin! —

Römer.

Es wimmelt von Bewaffneten ja dicht
 Hier in der Gegend. Denken denn die Prinzen
 Stracks auf einander loszugeh'n? Im Dreieck
 Einander gegenüber lagern sie!

Numidier.

Und hent' versuchen sie durch gütlichen
 Vergleich das Dreieck sacht zum Kreis zu ründen!

Römer.

Hm! das Entscheidungswort spricht wohl das Schwert?

Numidier.

Wohl möglich! — Oder der Senat zu Rom!

Römer.

Auch möglich! (Beide gehen im Gespräch ab.)

Die Pantherfazze (welche die Unterredung belauscht hat).

Wie gern in dieses Römer-Wolfsgesicht
Einsetzt' ich meine Klau'n! — —

(in die Coulisse blickend) Nun endlich! endlich! —
Gemach mit seiner Beute kommt heran
Der Jäger — und mit abgebroch'nem Speer!

Vierte Scene.

Jugurtha (fehrt auf die Bühne zurück, den erlegten Löwen hinter sich herschleppend und hinwirfend).

Da lieg, du Nichtsnutz, Würger, Räuber, Schuft!
Du hast mich lang geneckt! Nun sind wir quitt!

Die Pantherfazze (vom Abhange herunterkommend).

Warum nicht hielst du ihm die Nase zu?
Da wär' ihm stracks der Atem ausgegangen
Und heil geblieben wär' dein Spieß! — Ihr Männer,
Ihr seid doch rechte Memmen! Nichts vermögt ihr,
Starrt nicht von Erz die Hand euch!

Jugurtha.

Siehe da,

Die Pantherfazze! Ei, was läufst doch du
Mir immer in den Weg? Nimm dich in acht!
Es schleicht manch brummiges Getier hier um —
Schad' um dein weiches Fell!

Die Pantherfazze (ihm nachdrängend).

Nimm dich in acht!

Es schleicht ein tückisches Getier hier um,
Das ärger ist als dieser „Hundesohn“!

Ein Sohn der Wölfin! — Und im übrigen
Ist auch dein eignes Fell nicht gar so heil,
Dass um das meine du dich kümmern solltest!

(Seine Hand ergreifend, welche sie bei den letzten Worten in's Auge gefasst hat.)
Was ist das? Blut? Wohl einen Händedruck
Gewechselt hast du mit dem Hundesohn?

Jugurtha.

Der Bursche trug die Nägel etwas lang!

Die Pantherkäze.

Da droben fand ich just die schönste Flechte,
Die Blut gerinnen macht und Wunden dörrt —

(Sie trocknet ihm das Blut mit ihrem Ärmel ab und schüttet sich an, die Flechte aufzulegen.)

Jugurtha.

Bleib mit dem Tand vom Leib mir! Heb' ihn auf,
Bis Einer Herz und Lunge mir zerkrallt! —
Was faselst du von einem Sohn der Wölfin?

Die Pantherkäze.

Nun ja, ein Wicht in weißem Linnen schllich
Mit einem heim'schen Schwätzer hier umher:
Ein Wolfsgesicht, das sich unwissend stellte.
Ein röm'scher Schleicher war's, ein Späher, Spürer;
Und wundern soll's mich nicht, wenn er sich schließlich
Als wohlbestallter Kommissarius
Entpuppt und drein das Römerwörtlein spricht,
Sobald ihr teilt Micipas Erbschaft, ihr
Numider-Königlein!

Jugurtha (vertraulich).

Laß! wie mit dem da,
Werd' ich auch mit dem Sohn der Wölfin fertig,
Samt seiner Mutter.

Die Pantherkäze.

freund, die Wölfin hat
Der Söhne viel — die werden mit dir fertig,
Sobald sie kommen!

Jugurtha.

Oder ich mit ihnen,
Wenn ich zu ihnen komme!

Die Pantherkäze.

Wie? zu ihnen?

Jugurtha.

Nun ja, nach Rom!

Die Pantherkäze.

Was? in der Wölfin Höhle
Willst du dich wagen?

Jugurtha.

Wenn es sein muß, ja!

Die Pantherkäze.

Willst du nicht etwa gar dort in der Wolfschlucht
Die jungen Wöllein würgen?

Jugurtha.

Wie sich's trifft.

Die Pantherkäze.

Ach, geh' mir doch!

(Mit beißendem Spott und sarkisierenden Geberden.)

Du, welcher aus Hispanien
Zurückgebracht so schöne Brieflein — du,
Der „prächt'ge Junge“, der dem Römerherrn
So hundetreu die Fliegen weggewedelt —
Haha — du wolltest jetzt . . . Ach, geh' mir doch!

Jugurtha (*vertraulich*).

Kind, wen ich nicht verderben kann als Feind
In off'nem Kampfe — muß ich nicht mir ihn
Zum Freunde machen, um ihn zu verderben?

Die Pantherfrage.

Ach, geh' mir doch!

Jugurtha.

Der Söhne allzuviel

Hat sie, die Wölfin . . . sagtest du nicht so?
Die kann ich nicht so einen um den andern
Abthun, wie hier die Löwen —

Die Pantherfrage.

Geh' mir doch!

Jugurtha.

Ich brauche Freunde — Freunde im Senat!

Die Pantherfrage.

Senat! hu, hu! da stell' ich — nimm's nicht übel! —
Stets eine Bande mir von Schnauzen vor,
Als welchen rote Jungen lechzend hängen! —
Ei, sag', wie sieht er aus, so ein Senator?

Jugurtha.

Erhab'nes, würdevolles Angesicht!
Der Leib gehüllt in eine weiße Toga —
Mit breitem Purpurraum am untern Rand . . .

Die Pantherfrage.

Was soll denn der bedeuten, dieser Saum?

Jugurtha.

Der ist doch sehr natürlich!

Die Pantherkäze.

Wie? natürlich?

Jugurtha.

Ja nun, sie waten doch im Blut der Völker?

Die Pantherkäze.

Da färbt sich ihr Gewandsaum rot — versteh'e! —
Bei wem wirst du denn wohnen, sag', in Rom?

Jugurtha.

Bei meinem Gastfreund Mummius.

Die Pantherkäze.

Hat der

Ein schönes Weib?

Jugurtha.

Ich glaube. Hört' einmal
In Spanien, irr' ich nicht, so was dergleichen.

Die Pantherkäze (nach einer Pause).

Auch ich beschloß, nach Rom zu wandern . . .

Jugurtha.

Närrchen! —

Allein?

Die Pantherkäze (ernst).

Mit dir'

Jugurtha.

Mit mir?

Die Pantherkäze (wie oben).

Warum denn nicht?

Wenn and're zu Begleitern Hunde lieben,
Versuch's einmal mit einer Käze du!

(Sie blickt ihm ins Gesicht und mit plötzlich veränderter Miene streichelt sie ihm zu
traulich die Wange.)

Jugurtha.

Mit einem Schmeichelkätzchen? Samtne Pfötchen
Weißt du zu machen!

Die Pantherkätz.

Und die Krallen drunter

Kennst du wohl auch — vom Hörensagen!

Jugurtha.

Ja!

Giebt's Rosen ohne Dornen?

Die Pantherkätz.

Eine wilde

Schon gar nicht. (Zutraulich.) Willst du, daß ich wem die Augen
Auskratze? Bitte, sag' es nur, befiehl nur!
Etwa dem römischen Kommissarius?

Jugurtha.

Vorläufig nicht! — Mit deinen Krallen, Kind,
Ist nichts gethan. Da braucht's noch and'res.

Die Pantherkätz (wieder ernst.)

Was denn?

Jugurtha (lacht und setzt sich auf den am Boden ausgebreiteten toten Löwen).

Seß' dich zu mir auf diese Löwenhaut!

Ich will dir was erzählen.

Die Pantherkätz (sich neben ihn auf den Löwen setzend).

Ah! da sitzt

Sich's weich!

Jugurtha.

Gewiß! (Er fasst sie um die Mitte.)

Auf einem toten Löwen

Gelagert ein lebendig Mädchen küssen,

Ist angenehme Labung nach der Jagd!

(Er will sie küssen.)

Die Pantherkäze (ihn abwehrend).

Was? küssen? Weichling! wolltest du mir nicht
Etwas erzählen?

Jugurtha.

Ja, was wollt' ich sagen?

Dass du die sehnigste, geschmeidigste,
Die prächtigste, die schönste Pantherkäze
In ganz Numidien bist!

Die Pantherkäze.

Du lügst! das wolltest du
Nicht sagen, und das will ich jetzt nicht hören!

Jugurtha.

Das willst du jetzt nicht hören? Was denn sonst?

Die Pantherkäze.

Das, was du sagen wolltest! — Reut dich's schon?
Heraus damit! Was braucht es, dass einmal
Wir auf der toten Wölfin sitzen können,
Wie jetzt hier auf dem Löwen?

Jugurtha.

Was es braucht?

Kind, deine Augen leuchten wie Karfunkel!

Wie dieser da!

(Er zieht einen glänzenden Stein an einer Schnur aus dem Busen.)

Schau ihn dir einmal an!

Die Pantherkäze (ihn aufmerksam betrachtend und im Lichte spielen lassen).

Wie weggestohlen aus der Sternenkrone
Der Mutter Nacht! — Was soll's mit dem Gestein?

Jugurtha.

Geduld! du sollst's erfahren! du allein!

Die Pantherfazze.

Schön! ich allein! —

Jugurtha.

Bavor noch weggestorben
 Die Eltern mir und Ohn Micipsa mich
 Genommen in sein Haus, galt ich als toller,
 Verweg'ner Junge schon, im Lanzenwerfen,
 In Wettkauf, wilder Rosse Bändigung
 Geschickt, den Spieß, den Bogen stets zur Hand.
 Es flirrte, schwirrte so den ganzen Tag
 Von Erz, von Wehr und Waffen um mich her.
 Gar wohl gefiel die Sache meinem Vater
 Mastanabal. Zugrinste Beifall mir
 Der sieche Mann mit seinen weißen Zähnen.
 Doch meine Mutter, die Karthagerin,
 Die Enkelin des großen Hannibal,
 Sprach lang' kein Wort, verzog nicht eine Miene;
 Doch einmal, schon verwitwet, als man höchstlich
 Just wieder pries mein junges Heldentum,
 Da fasste mich die hag're, düst're Frau
 Stumm an der Hand und zog mich mit sich fort
 Ins abgelegene Gelaß des Hauses.
 Hier schloß sie eine Kammer vor mir auf,
 Die niemals ich betreten. Und hinein
 Da stieß sie mich. Geblendet stand ich, blinzelnnd,
 Als trät' ich plötzlich untern Sternenhimmel
 Aus finst'rer Höhle; denn da funkelte,
 Da glänzte, glitzerte, da blinkte, blißte,
 Da schimmerte, da flirrte, flimmerte
 Mir's blank entgegen rings aus allen Winkeln
 Von Schätzen — von Juwelen — doch zumeist
 Von Gold — von Gold, von lichtem, gelbem Gold!
 Und als ich gaffend stand vor so viel Glanz,
 In so viel Reichtum Aug' und Sinn berauschte,

In so viel Schimmer schwelgte, da begann
 Zu reden so die Mutter: „Sohn, du bist
 Ein junger Held des Eisens — das ist läblich!
 Doch and're Schachte gilt's nun aufzuthun;
 Denn Heldenhum ist eins, Herrschaft ein and'res.
 Aus Eisen schmiedet man nur Schwerter, traumt!
 Die Kronen aus dem Gold! —
 Gut ist das Eisen, besser ist das Gold!
 Gold übertrifft das Erz, gleichwie die Sonne
 Den fahlen Mond am Himmel übertrifft!
 Des Wassers Glanz hat Eisen, Gold des Feuers!
 Das Eisen macht den Menschen kalt, indes
 Das Gold sein Blut erhitzt, es durch die Adern
 Als Blutstrom jagt in wilder Lebensgier!
 Drum ist des Goldes Meister nicht der's nimmt,
 Nein, der es spendet! Gold, das ist der wahre
 Magnet der Seelen, der sie an sich reißt
 Und sie als Sklaven hinter sich her schlepppt.
 Des Goldes Wehr, sie ist in Gift getaucht:
 Und dieses Giftes erste Wirkung ist
 Ein Durst — ein fieberhafter Durst nach mehr —
 Nach mehr des Goldes! So vergiftet lechzt
 Der Welteroberer, der Völkermörder,
 Der Römer — und des Goldes Herr ist Herr
 Der sieben Hügel dort am Tiberstrom! —
 Die Nacht, bevor ich dich gebar, mein Sohn,
 Da sah ich einen weißen Europäer
 In dunkler Eisenwehr: ihm gegenüber
 Ein dunkler Libyer stand, mit lichtem Golde
 Bewaffnet — und das Eisen wisch dem Gold! —
 Der braune Libyer bist du, mein Sohn! —
 Du selbst sei ehren — golden deine Wehr!“

Und weiter sprach sie: „Dein bald ist dies Alles!
 Doch nicht mein Segen ruht, mein Fluch darauf,
 Wenn du's genießen willst, statt es zu brauchen! —

Und dies Gestein," so fuhr sie fort und zog
 Aus ihrer Brust den blitzen den Karfunkel,
 „Den Stein hier, der all' dieses Goldes Wert
 In sich vereint, all' dieses Goldes Licht
 Hat ohne seine Schwere, seine Last —
 So lang' dies Kleinod du dein eignen nennst,
 Und hätt'st du all' das and're hingegeben,
 So lange bist du unermäßlich reich!
 Von den durch seinen bloßen Anblick schon
 Verblendeten, Bethörten flugs erreichen
 Wirst du, was immer du begehrst: erretten
 Wird er aus jeder Fährde dich — erringen
 Dir jeglichen Triumphes Anwartschaft! —

Karthago sendet das von Römerhand
 Vermüßte, dies Erbe dir, mein Sohn!
 Den Stein — mein Ahnherr Hannibal besaß ihn;
 Doch hoch genug nicht hielt er ihn, er glaubte
 Nur an das Eisen — das war sein Verderben.
 Karthago fiel; dies sind die letzten Reste
 Der einst'gen Macht, dies ist der Rache Saat,
 Dies ist der Giftzahn der erschlag'nen Viper,
 Dran sich der Sieger spät noch tödlich riß!" —

So sprach an jenem Tag die Rachegöttin
 Des Libyerstrands, die düst're, meine Mutter.
 Und wenig Monde später ging sie hin,
 Wohin Mastanabal vorausgegangen.
 In treuer Diener Obhut blieb der Hirt,
 Gesichert vor Micipjas Neid und Habgier,
 Der mich umsonst nun zog an seinen Herd,
 Umsonst zum Kampf mich nach Hispanien sandte,
 Umsonst den Jüngling hoffte zu beerben!
 Ich bin's, der ihn beerbt! —

(Er bleibt vor dem Mädchen stehen, ihm ins Gesicht blickend, nachdem er früher im Laufe der Erzählung erregt von seinem Siege sich erhoben, das Mädchen aber, auf dem Löwen sitzen bleibend, ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hat.)

Was ist dir denn?

Du glühst ja ganz! Dein Auge flammt! Sympathisch
 Erglühst du, trozig-wildes Waldeskind! —
 Ist dir's genug, was eben du gehört?
 Glaubst du an mich? an meines Goldes Macht?

Die Pantherfazze (sich erhebend und ihm entgegentretend).

Ich glaub' an dich — an deines Goldes Macht?
 Doch fester noch — an meine Pantherklau'n?

Jugurtha.

Wie meinst du das? Was soll's mit diesen Klau'n?

Die Pantherfazze.

Su Leibe geh'n will ich damit der Wölfin,
 Wenn sie ihr Wolfsgesicht etwa — für dich —
 Vermummt in eines schönen Weibes Karve . . .



Gedichte aus dem Nachlaß.

Auswahl aus „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“.



Inhalt.



	Seite
Vaterland und Mutterland	487
Des Babenbergers Erwachen	488
Deutschland und Italien	492
Des Ungarkönigs Krönung	492
1870	494
Mitleid	496
Nur Eins	496
Spätes Glück	497
Das Kreuz am Wege	498
Wiedergeburt im Lichte	499
Die Feuersäule des Shiva	502
Nimrod	503
Am Herzschlag	504
Blinder Schrecken	505
Der Tänzer	506
Der kleine Leo	508
Das Galgenholz	510
Der Springer	513
Meine Lehrer	514
Traum und Erwachen	516
Der Dichter und sein Werk	516
Epigrammatisches, I., II., III.	518
Nachtgebet	518
An B. (Hamerlings letztes Gedicht)	520





Vaterland und Mutterland.

Deutschland ist mein Vaterland!
Und Öſt'reich? ei, mein Mutterland!
Ich liebe sie innig beide.
Hat Vater, Mutter nicht der Mensch?
Warum nicht so desgleichen
Ein Vaterland, ein Mutterland,
In Freuden und im Leide?

Mein Vaterland, ich lieb' es,
Wie man den Vater liebt;
Mein Mutterland, ich lieb' es,
Wie man die Mutter liebt.
In jenem wurzelt meine Kraft,
In diesem treibt die Blüte:
Von jenem hab' ich Geiſt und Sinn,
Von diesem das Gemüte!

Wenn ich denke, wenn ich finne,
Wenn ich dichte, wenn ich schaffe,
Fühl' ich mich als Sohn des Vaters,
Sproß vom deutschen Stammie;
Aber wenn ich liebe, schwärme,

Wenn ich jauchze, lache, weine,
 Bin ich meiner Mutter Sohn,
 Liege wie am Mutterbusen
 In dem weichen Schoß der grünen,
 Blumigen Heimaterde!

Darum denkt nicht, fordert nicht,
 Daß von des Vaters starker Brust,
 Vom weichen Mutterbusen ich
 Unkindlich je mich scheide:
 Ich liebe dich, mein Vaterland,
 Ich liebe dich, mein Mutterland,
 Gott segn' euch alle beide!



Des Babenbergers Erwachen.

(In der Vornacht des 2. Dezember 1888.)

Nacht ist's — sternklare Nacht; am Sarkophage
 Des Babenbergers, der des Berges Grat
 Entstieg und am verheißungsvollen Tage
 Zum Herrschersth' erkor die Donaustadt,
 Ein Weckruf leis' erklingt, der den Erlauchten
 Zu festlich wundersamer Schau beruft.
 Zu Zinnen, die in Ältherhöh'n sich tauchten,
 Entführt ein Genius ihn aus der Gruft.

Hernieder blickt' er von dem Thurmaltane
 Des hohen Doms, und seinem Blick erschien
 Endlos gedehnt auf unabsehbar'm Plane
 Das kaiserliche, stolze, gold'ne Wien.
 Sein einst'ges Heim mit staunender Geberde
 Sieht er, in eine neue Welt entrückt,
 Erblüht zur schönsten Stadt auf deutscher Erde,
 Mit einer Weltstadt Reizen ausgeschmückt.

„Mein Wien,“ ruft er, „einst in bescheid'nem Kleide
 Mir wert, was ward aus dir, ich ahnt' es nie!
 Wie fügstest du die tausend Prunkgeschmeide
 Zur alten Žier, die schon Gott selbst dir lieh?
 Dein Spiegel war der Strom, der Wald dein Fächer,
 Dein Diademi der Berge stolzer Kranz:
 Wann, sage, wob sich, wie, um deine Dächer
 So ehren Löses märchenhafter Glanz?“

Er spricht's. Aufrauscht es in der Donau Wellen,
 Die Wolke scheint ein flatterndes Panier,
 Hoch kreist ein Adlerpaar — die Mondeshelle
 Webt um sein Doppelhaupt ihm gold'ne Žier.
 Der Genius spricht: „Sie hat gekämpft, gerungen,
 Die stolze Stadt, die du vor Augen schau'st;
 Aus mancher Not hat sie sich aufgeschwungen,
 Getroht so manchem Sturm, der sie umbraust.

Von Anbeginn war dem Germanentume,
 Der Christenwelt sie ein gewalt'ger Danum:
 Und als zuletzt, bedeckt von ew'gem Ruhme,
 Zur Ruhe sich gelegt dein edler Stamm,
 Vererbt er einem gleichen die Vollendung
 Des Glanzgeschickes, der in kühnem Drang,
 Ein Götterliebling, treu der hohen Sendung,
 Des Deutschen Reichs Goldreif um's Haupt sich schläng;

Und der, als er ein Kaiserreich errungen,
 Ein zweites selbst sich schuf aus eig'ner Kraft:
 Ein Donaureich, das Völker hält umschlungen,
 Darin er waltend heut' noch wirkt und schafft.
 Und so zur Kaiserstadt ist Wien geworden!
 Doch es verblieb ihr höchster Stolz und Wert
 Im Frieden wie im Ansturm wilder Horden:
 Ein treues deutsches Herz an deutschem Herd!

Dem nord'schen Geiste lauschend zugewendet,
 Vom Hauch des Südens wärmer angeglüht,
 Hat sie zum deutschen Ruhmeskranz gespendet
 Manch' edles Reis, das unverweltlich blüht.
 Sie gab, als Mehrerin im Reich des Schönen,
 Der Welt ein unvergleichlich Schönstes hin
 In hoher Meister ernsten Himmelstönen,
 In heit'rer Klänge Zaubermeodien.

Der milde Fürst, geliebt in weiten Landen,
 Der nun das Reich seit vier Jahrzehnten lenkt,
 Er sah mit andern, morsch geword'nem Banden
 Auch die granit'nen seiner Stadt gesprengt.
 Stolz schüttelte sie ab des Tags Beschwerde,
 So mancher Wirrsal trocken, die uns drückt,
 Und ward zur schönsten Stadt auf deutscher Erde,
 Im Wettsreit von Natur und Kunst geschmückt."

„Gott segne dich, mein Wien!“ rief der erglühte,
 Vieledle Fürst; „mag in der Zeiten Schoß
 Dir sprossen immer neu des Glückes Blüte;
 Lichtwoll, wie jetzt, sei künftig auch dein Loos!“
 Der Genius spricht: „Sie bleibt, was sie gewesen,
 Schutzwehr vor äußer'm, inner'm Feind dem Reich,
 Zu seinem Halt, zu seinem Hort erlesen,
 Sein sinnend Haupt, sein warmes Herz zugleich!

Hochwarte wird sie sein verjüngten Lebens,
 Heimstätte freien, echten Bürgersinns,
 Ringschule jedes tüchtigen Bestrebens
 Und füllhorn jedes bleibenden Gewinns!
 Zuströmen wird ihr stets von nah und ferne,
 Was keimt und sproßt an Segen, ungesucht,
 Und wiedergeben aus gesundem Kerne
 Wird sie zu aller Heil die reife Frucht.

Wie soll das Glück nicht stets die Stätte segnen
 Mit neuem Heil, wenn altes ihr entchwand,
 Wo alle Völkerpfade sich begegnen,
 Zwanglos das Band sich schlingt von Land zu Land!
 Einladend winken, traun, und nicht vergebens,
 Wird immerdar dem regen Völkerchor,
 Umbrandet voll stets von der Flut des Lebens,
 Der Hochgebirgswelt off'nes, gold'nes Thor!

Nie weichen wird, der webt um ihre Dächer
 Von Anbeginn, der Schönheit heit'rer Glanz.
 Ihr Spiegel ist der Strom, der Wald ihr Fächer,
 Ihr Diadem der Berge stolzer Kranz;
 Und bleiben wird, so lang' die Berge ragen,
 Die blaue Donau rollt, ihr schönster Wert,
 Ihr höchster Stolz, wie in vergang'nen Tagen,
 Das treue deutsche Herz am deutschen Herd!"

Heim kehrt mit fromm'm Wunsch aus Herzensgrunde
 Der Babenberger still in seine Gruft.
 Kommt einstens noch im Zeitenlauf die Stunde,
 Die winkend ihn zu neuer Schau beruft,
 Erfüllt dann seh' er, was am heut'gen Tage
 Dem Lauschenden der Genius verhieß,
 Und was im friedlich stillen Sarkophage
 Jahrhundertlange Nacht ihn träumen ließ.

Wie heute schau' er dich in deiner Helle,
 In deiner Macht und Pracht, du gold'nes Wien!
 Wie heute rausche stolz die Donauwelle
 Dir um den Fuß, gebor'ne Herrscherin!
 Des Ost-Reichs Banner wehe, Pfade weisend
 Aus Fahr und Noth zu Bahnen, sonnig klar;
 Mit ungebroch'nem Schwingen wiege kreisend
 Sich in entwölktem Blau der Doppelaar.



Deutschland und Italien.

Nie wieder pocht ein Staufenschwert
An's welsche Alpenthor:
Im eig'nen Land, am eig'nen Herd
Blüh' deutscher Grüße Flor!
Doch schlägt nicht mehr an's Alpenthor
Das deutsche Schwert, so kreist
Lieb'werbend um des Südens Hort
Nunmehr der deutsche Geist!

Den leuchtenden Gedankenblitz
Des Nordens auf der Stirn,
Schwebt er hinab vom Wolkenfisch,
Von hoher Alpe firi':
Und dort in Myrthenschatten lind
Erwartet ihn die Braut:
Italia, du Götterkind,
Sei hold ihm angetraut!

Wenn segensreich durch Himmelsgunst
Sich dieser Bund vollzieht,
Dann singt die Dichtung, singt die Kunst
Ihr schönstes Feierlied;
Herüber von Sicilien
Grüßt Friedrich milden Sinn's:
Und Rosen blüh'n und Lilien
Am Grabe Conradin's!



Des Ungarkönigs Krönung.

(Zum 8. Juni 1867.)

Von Süden kommt zu goldenem Fest
Gezogen ein weißer Schwan.
Er rudert zum prangenden Budapest,
Nicht rastend auf blauer Bahn,

Bis dort, wo der blinkende Goldreif ruht
 Im Dom auf hohem Altar:
 Da schlägt er freudig in Morgenglut
 Sein rauschendes Flügelpaar!

Und ihm entgegen von Norden her
 Schwebt Habsburgs heiliger Nar.
 Es grollten die beiden, sie grollten schwer,
 Sie grollten manch' dunkles Jahr.
 Im Röhricht der Theiß, auf verschwümptem Plan,
 Da senzte, gebrochen und lahm,
 Nach besserer Stunde der Ungarschwan;
 Und die bessere Stunde, sie kam.

Der Nar schwebt über Pannoniens Flu,
 Nach Leiden besonnen und mild,
 Und freudig schaut er im Stromesblau
 Sein doppeltgekröntes Bild.
 O Adler, was wäre des Ungars Gut,
 Des Ungarlandes Erz,
 Was wäre des Ungarvolkes Blut
 Dir ohne des Ungars Herz?

Das Richtschwert führt nach der Väter Brauch
 Der Fürst — doch die Liebe nur krönt!
 Den Scepter schwingt er im Hader auch,
 Die Krone nimmt er versöhnt!
 Er nimmt sie, wenn er erneut den Bund,
 Er nimmt sie mit heil'ger Scheu,
 Denn ein gold'ner Ring ist das Kronenrund,
 Und ein Ring ist Symbol der Treu'!

Es erstrahlt der Tag, fanfarenn-umtönt,
 Nach langer finsterer Nacht:
 Den versöhnten Fürsten der Ungar krönt
 Mit Arpads heiliger Macht!

Auslösst sich in Jubel der alte Schmerz,
 Und es schallt in die Gräste hinab:
 Und manch gebrochenes Ungarherz
 Durchzuckt es in seinem Grab.

Im Busen glühend und schmerzbedrückt,
 Im Haupte verstandesklar:
 So hast du gekämpft, so hast du gesiegt,
 Hochherziger Magyar!
 Mit festem Mut und mit klugem Sinn
 Unblutig erkämpft im Gefecht,
 fällt in den Schoß dir als neuer Gewinn
 Dein tausendjähriges Recht!

Wenn Massenvölker wirbeln wie Spreu,
 feststeht in ehrenem Grund
 Ein kleineres Volk, das sich selber treu,
 Und das wuchert mit seinem Pfund!
 Drum werden sich spiegeln gesegnet und hold
 In des Jsters brausendem Tanz,
 So lang' er die Woge zum Pontus rollt,
 Die Sterne des Ungarlands!



1870.

Im Jahr des Heiles Achtzehnhundertsiebzig,
 Als floh das Hochwild im Ardennenwald
 Bis hin zu Belgiens Grenzen, aufgeschreckt
 Vom Knall der deutschen Büchsen, Sieg auf Sieg
 Gemeldet ward vom Strand der Seine, der Loire,
 Und sich zum höchsten Ruhmesgipfel hob
 Ein ganzes Volk, mein Volk, das deutsche Volk —
 Da brach in Qualen, abseits, unbemerkt,
 Ein Einzelleben still in sich zusammen:
 Ein Menschenherz, ein Einzeldaseinsglück —
 Es war das meine. Aber manchmal plötzlich

Aufhorcht' ich vom Profussesbett des Leids
 Und trank in mich die hellen Siegeskunden
 Wie einen Cabetrunk, und mußte lächeln:
 „Hurrah, Germania! Das machst du gut:
 Ich kenne dich nicht mehr!“ — Verblutend lag ich,
 So fern dem Kampf und doch zum Tod getroffen.
 Die Balken des geborß'n Lebenskahns
 Verloren still sich einer um den andern
 In öder Flut. Mir war, als löste sich
 So Stück für Stück von meiner Seele selbst;
 Mein Hirn vertrocknete, mein Herz erlosch.
 Doch nein — noch zwischen meinem Todeslied
 Und jenen Siegeskunden hin und her
 Ging mein Gedanke. Thränen zu vergießen
 Aus Schmerz hatt' ich verlernt; nunmehr gelang's
 Zu weinen mir doch einmal noch vor Freude.
 Und jetzt, wo ausgetobt in mir der Kampf,
 Wo abgethan treibt meines Lebens Wrack,
 Gespenstig wie ein Geisterschiff im Meer,
 Und stolz auf seinen Lorbeer Deutschland ruht,
 Nun denk' ich still noch manches Mal zurück,
 Zurück an jene schicksalsvolle Zeit
 Und wäge Leid und Trost von damals gegen
 Einander ab. — Hurrah, Germania!
 Wenn vor mich träten jetzt die Schicksalsschwestern
 Und sagten; „Wähle, Mensch, es steht bei dir,
 Das ausgestrich'ne Achtzehnhundert siebzig,
 Das schicksalsvolle Jahr aus deinem Leben
 Und aus dem Leben deines Volkes auch —“
 Ich riese noch: „Hurrah, Germania!
 Laßt leben, was da lebt, und blüh'n, was blüht,
 Und sinken, was da sinkt! Und brach zusammen
 Mein Daseinsglück — Hurrah, Germania!
 In Blüten sank's, und über seinem Hügel
 Dein Lorbeer grünt, mein deutsches Vaterland!“



Mitleid.

Ein Teufelsweib! — Ich sprach sehr lang zu ihr
Vom Liebeselend, das sie mir bereitet;
Wie sehr sie mich gebracht um Glück und Ruh',
Wie sie zur Furie an mir geworden.

Sie hörte still und wohlgefällig zu.

Und als ich weiter sprach: „Mich rettet nur
Ein Wunder noch — vielleicht geschieht
dies Wunder!

Vielleicht ersteh' ich aus den Todeschmerzen
Zum Leben wieder, ja, zu neuem Leben,
Zu besser'm Glück an einem edler'n Herzen,
Das wahrhaft lieben kann!“ — Als ich so sprach,
Und aus dem Aug' ein Hoffnungsstrahl mir brach,
Erst da begann die Stirn sich ihr zu trüben.

Kalt hatte sie gehört von meinen Peinen;
Doch als ich sprach von meiner fünf'gen Lust,
Da stahl ein Seufzer sich aus ihrer Brust,
Und sie begann vor Anger still zu weinen.



Nur Eins.

Nur Eins noch lernt' ich nicht im langen Leben:
Dankbar zu sein auch für erlosch'ne Liebe.

Hat sie nicht schwindend mir im Weltgetriebe
Weit mehr geraubt, als sie mir je gegeben?

Nein! besser, ungehört in eitlen Glüten
Verschnachten und vergeh'n in durst'gem Triebe,
Als glückbethört zu schöpfen aus dem Siebe
Den Trank, o Minne, deiner Nektarfluten!

Und doch — bedenk' ich, daß, was wir gewinnen,
 Ein Schatten meist, ein Hauch, wonach wir trachten,
 Daß nur ein Traum, was wir als Höchstes achteten,
 Und Spinnweb alles, was die Parzen spinnen —:

Da mach' ich's oft, so manchem Schicksalshiebe
 Zum Trost, wenn alte Bilder mich umschweben,
 Zum Vorwurf mir, daß ich nicht lernt' im Leben
 Dankbar zu sein auch für erlosch'nre Liebe.



Spätes Glück.

Es bestürmt — o Ironie des Geschicks! —
 Mit sehnsuchtsvollem Gestöhne
 Den Poeten in seiner Matratzengruft
 Brieflich eine reizende Schöne.

Sie flötet wie eine Nachtigall,
 Sie trillert wie eine Lerche;
 Sie lockt mich zum Leben, lockt mich zur Lust
 Aus dem dumpfen, dem düsteren Pferche

O warte, Kind, jetzt bin ich zu frank,
 Jetzt kann ich dir leider nicht helfen!
 Warte, bis ich gestorben bin,
 Und das Grab mir schmücken die Elfen,

Und ich auferstehe zur Geisterstund',
 Und mitten im nächtlichen Schweigen,
 Im Gehege des ewigen Friedens walzt
 Der bekannte knöcherne Reigen.

Dann komm zu mir, du schönes Kind,
 Mit Kränzen und duftigen Salben!
 Dann mache ich, heiße, ein Tänzchen mit dir
 Im Mondesglanze, dem falben:

Und es soll werden ein Rajetanz,
 Daß fliegend die Pulse dir klopfen
 Und dir vom perlenden Schweiße steh'n
 Auf der blühenden Stirne die Tropfen;

Bis daß ich außer Atem getanzt
 Das holde, das wonnige Leben,
 Das, so früh mit off'n Sinne ersehnt,
 Sich so spät mir zu eigen gegeben —

Das sich mir versagte so launisch kalt,
 Das mit grinsendem Hohn mir entschwebte,
 So lang ich eifrig haschte nach ihm,
 So lange ich liebte und lebte —

Und das mir erst nah'te, als es zu spät,
 Im Lebensherbst, dem falben! —
 O warte, bis ich gestorben, Kind!
 Dann komm mit Kränzen und Salben!



Das Kreuz am Wege.

Ich dich verachten? Nimmermehr! Das Haupt
 Entblöß' ich ernst vor dir, Kreuzbild am Wege,
 Ob auch von Stümperhänden roh geschnitten!

So viele Millionen Herzen hat,
 O Zeichen du des Kreuzes, Schmerzensbild,
 Getrostet nichts im Erdenthal wie du,
 Kein Anblick, wie der deinige, die Summe
 Des Leids gemindert, das die Menschheit drückt.
 Du hast erlöst nicht Alle zwar, doch Viele!
 Aus schlichtem Holz geformt, in Gold und Silber
 Gegossen, hehr von Meisterhand gebildet,
 Von kindlicher, von roher Hand gestümpert,

Am Schwanenhalse stolzer Königinnen,
 Wie in der zitternden verdornten Hand
 Des ärmsten Duldens und des Sterbenden
 Und des zum Richtplatz wandelnden Verbrechers,
 Hast du der Welt gemeines Leid besiegt
 Mit eines größern Leids erhab'nem Bild.
 Die Neugeborenen grüßt dein ernster Segen,
 Und auf der Toten Gräber ragst du still.
 Der Raumwelt Urbild bist du, Kreuzesbild,
 Die zwiefach ihre Pole kreuzt, gleich dir:
 Der Gottmensch, der, an dich genagelt, blutet,
 Das ew'ge Leben ist's, das in den Schranken
 Der Raumwelt stirbt den ew'gen Kreuzestod.

Ich dich verachten? Nimmermehr! Das Haupt
 Entblöß' ich ernst vor dir, Kreuzbild am Wege,
 Ob auch von Stümperhänden roh geschnitten.



Wiedergeburt im Lichte.

Von einer dichten Wolkenatmosphäre
 Umspannt, war hingerollt manch' ungezählte
 Jahrtausende der Erdball, und nichts ahnten
 Auf seinem weiten Rund die Lebewesen
 Von einer gold'nen Sonne, welche sich
 Jenseits des grauen Wolfenhorizonts
 Lichtpendend hehr im Aetherblau bewegte.

Und als zuletzt sich lichtete die Hülle,
 Und sacht, in fliegendes Gewölk sich lösend,
 Zerriß der windzerzauste Riesenvorhang
 Der Weltenbühne — als sich prachtvoll endlos
 Erschloß die eherne, azurne Kuppel,
 Und blendend stand im Blau das wunderbare

Gestirn, das goldne, da war unbeschreiblich
 Das Staunen aller Irdischen. Es glühte
 Der rauhe fels, die Blumenhäupter wandten
 Dem Strahl sich zu. Die Ungetüme brüllten,
 Und selbst die blödesten der Erdnaturen
 Glohten, aus Schlamm und Dust hervor sich wälzend,
 Verzückt nach oben, nach der blendenden,
 Der großen, strahlesprüh'nden Sonnenscheibe.
 Und was geflügelt war, das schwang sich hoch
 Und höher nun empor; aus Vogelkehlen
 Rang ein melod'scher Schrei sich los, so hell
 Als wär' ein Klingender Sonnenstrahl er selbst.
 Und aus der Zahl der Wesen, die da krochen,
 Sich ringelten, auf Vieren wandelten,
 Erhob sich eins und, hohen Staunens voll,
 Verharrt' es aufrecht — Haupt und Angesicht
 Für immer zugekehrt dem gold'nem Licht.
 Wie neugeboren, wie vergöttlicht schien
 Im Licht dies Wesen, und sein Augstrahl grüßte
 Bald mit verwandter Glut den Sonnenblitz.
 In seinem Haupte zu Gedanken werden
 Wollte der heil'ge Strahl, zum Hochgefühl
 In seiner Brust, in seinem Mund zum Wort.

Das Meer, als Spiegel der azurnen Wölbung,
 Begann zu wallen und sich sacht zu kräuseln,
 Zu leuchten, aufzuglüh'n im tiefsten Grunde;
 Und sehnsvoll erregt, wie unter'm Kuß
 Erschauernd einer himmlischen Umarmung,
 Aus ros'gem Schaum, vom gold'nem Glanz befruchtet,
 Gab es dem Licht ein Pfand des Liebesbundes,
 Den jetzt der Himmel mit der Erde schloß;
 Ein selig Wunder, eine Huldgestalt,
 Ein Urbild alles Schönen, Edlen, Hohen.
 Und dieser Zauber schwiebte auf den Wogen,

Halb Schaum, halb Götterleib; halb Wirklichkeit,
Halb schöner Traum; vom Meere her ergoß
Durch alle Wesen sich der Monneschauer.

So hohe Wunder schauten, ahnten, träumten
Im neuen Lichte die Lebendigen.
Doch wie erschraken sie, als, tiefer stets
Am Rand des Horizonts hinuntergleitend,
In's Meer versank nach Kurzgenieß'nen Stunden
Die gold'ne Sonnenleuchte, und ein Dunkel
Hereinbrach, trauriger als je zuvor,
Das bleischwer sich auf ihre Lider senkte.
Doch wußten sie es nicht, die Erdenkinder,
Dass unerträglicher als ew'ge Nacht
Wär' ew'ges Licht, und unerträglicher
Als ew'ger Schlummer wär' ein ew'ges Wachen.
Doch sieh, es kam der Mond, die Sterne kamen,
Und trösteten die Erde und versprachen
Der schönen Sonne bald'ge Wiederkehr.
Und sie kam wieder, treu fortan vollendend
Von Tag zu Tag die Bahn am Himmelsbogen.

Von da an wußte dem erfahr'nen All
Verknüpft die Erdwelt sich, gefetet
An's große, heiße Sonnen-Mutterherz,
Verschlungen mit unzähligen Geschwistern
Im Reigen, dem unendlichen, des Lebens,
Der, kreisend zwischen Werden und Vergeh'n
Und Licht und Nacht und Todeschlaf und Wachen,
Froh seiner selbst nur ist im ew'gen Wandel.

Der Erdenfloß war zum Gestirn geworden.



Die feuersäule des Shiva.

Mit Brama stritt, dem Welterschaffungsgotte,
 Der Gott der Welterhaltung Wiſchnu ſich.
 „Ich bin das Sein, das Wesen!“ ſagte Brama.
 „Ich bin das blühende Leben!“ ſagte Wiſchnu.
 „Mein Haupt ragt in des Himmels Höh'n!“ ſprach dieser
 „In Abgrundtiefen wurz'l ich!“ ſprach der and're.
 So prahlten ſie. Da trat vor ſie der dritte
 Des Dreigestirns der allgewalt'gen Götter,
 Shiva genannt, als ries'ge Feuersäule,
 Die aus dem Boden loderte und flackernd
 In Ältherhöhen ſich verlor. „Ich bin,“
 Sprach er, „der Gott der ew'gen Weltverneinung,
 Des großen Nichts, des ungeschied'nen Seins,
 Der alten Nacht, des Chaos, draus die Welt
 Entſprang, in das ſie wieder kehrt zurück!
 Erneht erst meine Tiefen, meine Höhen,
 Eh' ihr entscheidet, wer der Götter größter!“ —
 Da wandelte in einen Eber Brama,
 In einen Adler Wiſchnu ſich: der eine,
 Den Grund mit mächt'gen Hauern aufzuwühlen
 Rings um des Shiva ries'ge Feuersäule;
 Der andre, um die unermess'ne Spize
 Der Feuersäule fliegend zu erreichen.
 Von Stund' an grub in jeglicher Minute
 Zehntausend Meilen tief im Weltenabgrund
 Des Ebers mächt'ger Zahn, und aufwärts trug
 Zehntausend Meilen hoch die Säul' entlang
 Den Aar der Flug in jeglicher Minute . . .
 Der eine gräbt, der and're fliegt noch immer.



Nimrod.

Mit einer Kriegerschar, von blanken Schilden
Und Helmen funkeln, gold'nen Panzerhemden
Vor Abram's Zelt, des frommen, rückte Nimrod
Und fordert' ihn heraus, ihn und die Seinen.
Und aus dem Zelte trat der Patriarch.

„Wo ist dein Kriegsheer?“ fragt höhnischend Nimrod.
Voll Gottvertrau'nns gen Himmel Abram blickte
Und sah ein graues Wölklein in der Luft,
Auf dieses Wölklein wies er hin und sprach:
„Dies ist die Heerschar, welche Gott mir sendet.“
Und sieh, das Wölklein senkte sich herab;
Es war ein Schwarm von Mücken, unzählbaren.
Und dieses Heer der allerunscheinbarsten,
Verachtetsten von allen Tierlein warf sich
Auf Nimrod's wilde Krieger und bedeckte
Zu Tausenden der Riesen Angesichter,
Einbohrend in die Wangen, Lippen, Nüstern
Und Augen seine winz'gen scharfen Stacheln.
Geblendet, irr', vor Schmerz und Unmut heulend,
Entslohn die Recken, stürzten in den Strom sich,
Hinwegzuspülen vom Gesicht den Gräu'l.

Heimkehrt in seinen prangenden Palast
Nimrod, verfolgt von einer einz'gen Mücke.
Und als er nachts auf's Lager sich geworfen,
Umschwirrte sein Gesicht die kleine Mücke,
Und kroch zuletzt hinein in seine Nüstern,
Und durch die Nüstern bis in sein Gehirn.
Und sie begann an dem Gehirn zu nagen.
Empor fuhr Nimrod aus dem tiefen Schlaf
Und wußte nicht, was ihm tief innen schwirre
Im Haupt und ihm benage das Gehirn.

Unhielt dies Nagen, Schwirren, ruhelos,
So daß Gott lästerte mit flüchen Nimrod
Und Menschen mordete in toller Wut.

Und als so Monde schwanden, und die Folter
Kein Ende nahm im Haupt, im Hirn des Riesen,
Befahl er täglich zweien seiner Sklaven,
Sie sollten unablässig Tag und Nacht
Auf's Haupt ihn schlagen mit zwei ehr'nen Hämtern.
Da schlugen mit zwei wucht'gen Hämtern sie
Das felsenharte Haupt ihm unablässig.
Doch sie betäubten nicht die Qual im Haupte.
Und immer grauenvoller fluchte Nimrod
Und immer reichlicher floß Menschenblut.
Da rafften, ihrer Arbeit müd, die Sklaven
Zusammen ihre Kräfte und zerschlugen
Das Haupt des Riesen ganz mit ihren Hämtern.
Und seine Seele fuhr hinab zur Hölle.
Die Mücke aber, als hervor an's Licht
Sie kam aus dem zerschmetterten Gehirn,
Da war sie lahm an ihren beiden Flügeln,
Und auf den beiden Augen war sie blind:
Doch groß geworden war sie wie ein Sperling.



Am Herzschlag.

Am Herzschlag, sagten sie, sei er gestorben.
Ganz recht! sein junges Herz hat ausgeschlagen.
Ein blut'ger Spalt, ha, klafft in seinem Haupt,
So wie ihn gräßt das mitleidslose Blei —
Laßt euch nicht irren dies; es bleibt dabei:
Der blut'ge Spalt, den seine Stirne trug,
War eine Wunde, die das Herz ihm schlug.

Ein grelles Licht wirft dieser Tod in's Leben.
Ein fatum herrscht in Höhen, herrscht in Tiefen,
Das uns're Kraft zermürbt, und dann
Gebiet'risch heischt, was nur der Starke kann,
Der Held, der Mann.

So ging auch er dahin. Als Scheidegruß
Hat er die Mahnung uns entboten:
„Kehrt ein in euch — des Unheils Woge steigt!“ —
Und fragt ihr sonst noch etwas ihn — er schweigt.
Denn Schweigen ist das große Recht der Toten.



Blinder Schrecken.

Der Tod wirft uns aus dieser Welt hinaus,
Wie Vogeleltern aus dem Nest die Jungen.

Zitternd blickt
Von des Nestes Rand,
Das seine Welt ist,
Der scheue Nestling
Hinab in den Abgrund.
Jedes Schwungfederchen
An seinen Fittichen,
Jedes Flaumfederchen
An seinem Halse,
An seiner weichen Brust
Sträubt sich vor Angst.
Ein Stoß — die Sinne schwinden ihm —
Er stürzt —
Er meint zu vergehen —
Aber seine Schwingen
Wissen es besser:
Ausbreiten sie sich,

Und über sein eig'nes
Flattern und Schweben
Erstaunt der Besflügelte.
Er fühlt sich getragen
Vom Äther,
Und seine Brust weitet sich,
Und krächzend vor Lust,
Stürzt er an's Herz der Unendlichkeit
So wir
Am Rande des Abgrunds!
Was zittern wir?
Der unendliche Äther
Des Lebens, der uns trägt,
Ist überall,
Und jede Seele geflügelt.



Der Tänzer.

An der Wand auf zartem Ständer,
Gegenüber meinem Bette,
Wiegt, aus weißem Gips gebildet,
Schwebend sich ein schlanker Tänzer.

Wiegt auf einem Beine, tanzend
Auf der Spitze seines Fußes,
Seit so manchem, manchem Jahr sich
Mit gewohnter Zier und Würde.

Weggebrochen ist sein and'res
Bein seit langem, weggebrochen
Auch ein Arm, auch sonst das Antlitz
Und der Rumpf nicht unverkümmelt.

Doch er tanzt. Noch immer zierlich
Tanzt er, hält im Gleichgewichte
Auf dem einen Bein sich schwebend,
Auf des einz'gen Fußes Spitze.

Scheint zu sagen: „Ei, was thut's,
Dass ich nur ein armer Torso?
Mein ja nenn' ich unverzagt noch
Eine heile Zehenspitze!

Tanzen will ich, tanzen werd' ich
Mit gewohnter Zier und Würde,
Bis in Scherben ich gegangen,
Bis zum letzten Augenblicke!“

Recht so, alter Bursche, tanze,
Wie du that'st in besser'n Tagen;
Herhaft muß man etwas treiben,
Ob sich ändern auch die Seiten.

Nimmer unter alten Trödel
Werf' ich dich, so lang du schwebend
Dich erhält'st in munter'm Tanzschwung
Auf des einz'gen Fußes Spitze.

Jahr für Jahr so wiegt der Torso
Gegenüber meinem Bette
Arg verstümmelt sich, doch munter,
Mit gewohnter Zier und Würde.

Oft betracht' ich ihn mir sinnend,
Den Genossen langer Jahre;
Und bei seinem Anblick kommen
Mir Gedanken in der Stille.

Tröstlich sind sie, die Gedanken,
Tröstlich halb und halb wehmüdig ...
Tanze, tanze, alter Bursche!
Herhaft muß man etwas treiben!



Der kleine Leo.

Um Tag der Weihnacht, wo den andern Kindern
Der Christbaum freudenreich wird aufgerichtet,
Begruben sie den armen kleinen Leo.

Näßkalte Winde wehten, rieselnd fiel
Schneeregen, als der kleine Leichenzug
Sich mit dem Kindersarge durch die Straßen
Bewegte, rings umdrängt von dem Gewimmel
Der Leute, die, mit reicher Weihnachtsfracht
Beladen, froh-geschäftig heimwärts eilten.

Als angelangt das trauernde Geleit
Im Friedhof, legten in die Grube sie
Den armen Leo, schütteten das Grab
Mit Erde zu und gingen fort und ließen
Allein den Kleinen in dem kalten Bettchen.

Es dunkelte. Die Flocken fielen dichter,
Und aufgehäuft war über'm frischen Grab
Des Kindes bald ein Hügel weißen Schnees.

Kalt war und schauerlich die Lagerstätte
Des kleinen Leo. Aber um so tiefer
Schlief er, und um so schöner war sein Traum.
Denn stets, je rauher ist die Wirklichkeit,
Um desto schöner ist der Traum; und Kinder,
Die man begräbt am heil'gen Weihnachtsabend,
Die träumen in der gnadenreichen Nacht
Im Grab vom Christkind und vom Himmelreich.

So fand denn auch das Knäblein Leo sich
Entrückt hoch in den gold'nen Himmelsaal.
Von Glanz umgeben, staunt er, denkt: So schön
Sah ich noch nie den Christbaum aufgerichtet,
Wie dieses Mal! — Das Christkind kommt herau

Und nimmt ihn freundlich bei der Hand und führt
 Ihn überall umher, und zeigt ihm all'
 Des Himmels Herrlichkeiten, gibt zu kosten
 Ihm wunderbare Süßigkeiten, heut
 Ihm hundert schöne, goldene Geschenke
 Und goldenes Gewand und gold'ne Flügel.
 Die Engel plaudern mit ihm, reichen ihm
 Zum Spielen kleine Sterne und den Mond,
 Den er so oft vergebens sich gewünscht,
 Und schaukeln ihn auf einer Schaukel, die
 Von einem Himmelstrand zum andern fliegt,
 So daß er hell aufjaucht in kind'scher Freude.
 Dann singen sie ihm himmlisch holde Weisen
 Und tanzen mit ihm um des Himmels Thür.

Zuletzt doch wird der kleine Leo müd',
 Es fallen trunken ihm die Auglein zu
 Allmälig unter all' den Wunderdingen,
 Und nichts mehr will er jetzt, als ruhen, schlafen.
 Da bringt das Christkind ihn zu Bette, breitet
 Ihm reiche Kissen unter, deckt ihn sanft
 Mit einer lilienweißen Hülle zu.
 Und jezo schläft der kleine Leo, wie
 Nach Mitternacht die andern Kinder auch,
 Wenn sie den Christfestjubel durchgefrostet.
 Sagt nicht, die haben Wirkliches genossen,
 Und Leo nur geträumt. Sie träumten alle!
 Sie träumten jenen alten gold'nem Traum
 Von Glück, - das ohne Leid — von Glück, das eins
 Mit Himmelslust, mit himmlisch-holder Rast.

Nicht ganz ein leerer Wahns ist dieser Traum!
 Und niemand träumt ihn schöner als die Kinder,
 Und niemand träumt ihn süßer als die Toten.



Das Galgenholz.

Unterm Galgen stand der Räuber,
Stand der fluchbelad'ne Mörder,
Der Gefürchtete, der Wütrich,
Der gerast in wildem Wahnsinn,

Einen Greis erwürgt im Schlafe
Und ein Kind, ein blondgelocktes,
Blaugeaugtes, lächelnd holdes,
An der Mutter Brust getötet.

Unter'm Galgenholze harrt' er,
Finsterblickend, seines Looses.
Plötzlich überkam es traumhaft
Ihn mit wundersamer Regung.

Zu zerrinnen schien die Welt ihm
Vor dem Blick, dem düster-starren,
Und im Holz begann's zu flüstern:
Blicke nicht so wild, so trostig!

Du, der fluchbelad'ne Mörder,
Ich, das Holz, das schmachbedeckte,
Traulich standen uns wir beide
Nah' schon einmal — o wie anders!

Holz bin ich vom Stamm der Tanne,
Unter deren Schattenzelt du
An des Sommers blau'stem Tage
Süß einmal als Kind geschlummert!

Mittagschwüle webte brütend
Über'm Walde; hochanfragend
Wiegte meine Wipfelkrone
Still im himmlischen Azur sich.

Hoch im Wipfel sang ein Vogel,
Wie herauscht vom Strom des Liches,
Das durchbrach die grüne Dämm'rung:
Sonnemüde dann verstummt' er.

Im Gezweig' benagt' ein Hörnchen
Eine Tannfrucht, ließ sie fallen
Und entschließt, den Schweif als Decke
Über Haupt und Rücken breitend.

Neben dir, dem weich im Moospühl
Ruh'nden Kinde, lag ein Schläglein,
Harmlos; goldig schillernd glänzten
Seine Schuppen in der Sonne.

Fromm zu deinen Füßen lag es,
Nur bedacht, mit allen Poren
Seines Leib's die wohlige-weiche
Sommerglut in sich zu trinken.

Falter flogen, Käfer krochen,
Lautlos in der Mittagsstille
Ruhete heil'ger Gottesfriede
Über'm Wald und allen Thierlein.

Doch am sühesten, am schönsten
Lag der heil'ge Gottesfriede,
Der im Wald so wonnig webte,
Über deiner Stirn gebreitet.

Mit des Schweizes Silberperlen
Glich in fleckenloser Reinheit
Sie der thaubesprengten Blume;
Rosig glühten deine Wangen.

Deine unentweihten Lippen
 Glänzten purpur, selig lächelnd,
 Eine Knospe, die erschlossen
 Schien vom Kusse eines Engels.

O wie ändern sich die Zeiten!
 O wie ändern sich die Dinge!
 O wie kreist des Lebens Wirbel,
 Reißt uns fort durch Licht und Nachtgrau'n!

Holz vom Stämme jener Tanne
 Bin ich, unter deren Schatten
 Du geruht in gold'ner Kindheit —
 Und nun wieder sollst du ruhen!

Raßt bei mir noch einmal finden
 Sollst du nach der langen Unraß!
 Neu will ich in Schlaf dich lullen,
 Der dich läutert, der dich heiligt.

Fluche nicht der Welt, dem Dasein!
 Deine Schmach, sowie die meine —
 Sei's im Moder, sei's in Flammen —
 Tilgt die wirkende Vernichtung.

Gnädig löst sie und erlöst sie
 Aus dem Schicksalsbann der Tage
 Auch das fluch- und Schmachbelad'ne,
 Das Entartete, Verworf'ne —

Legt auch uns an's Herz der Mutter
 Der Natur, zurück zu ew'ger
 Neugeburt in sel'ger Schönheit,
 Laut'rer frische, heil'ger Unschuld.



Der Springer.

Un einem Frühlingstag auf grüner Haide
Trieb sich umher ein junger toller Fant.
Ein Turner ohne Zweifel war's; er übte
Des Springens Künste. Jauchzend sprang er, schwang
Zur Klafterhöh' sich auf. So trieb er's lang',
Und immer toller wuchs in ihm die Lust
Zu springen, heiße, himmelhoch zu springen.
„Dürft' ich mir etwas wünschen," ruft er schließlich,
„Von einer Fee, von einem Gnom, ja, wär's
Vom Bösen selber, wünscht' ich mir die Gabe,
Im Sprung mich hundert Klafter hoch zu schwingen!“

Da trat aus dem Gebüsche ein Männlein vor,
Ein wunderliches, und das Männlein sprach:
„Nicht unerreichbar ist, was du begehrst!
An dieser Wurzel da — 's ist eine Springwurz —
Ein bischen laue, sauge! Traun, ihr Saft
Verleiht die Gabe dir, die heißersehnte,
Im Sprung dich hundert Klafter hoch zu schwingen!“

So spricht der zauberkundige Versucher,
Und gierig nach der Wurzel greift der Fant.
Ha, welche Kraft durchströmt die Muskeln ihm,
Als er den Springwurzsaft in sich gesogen!
Ihm ist, als wär' geflügelt jeder Nerv.
Und jauchzend springt er, springt und schwingt empor
Zur Schwindelhöhe sich von hundert Klaftern.

Was lacht im Busche dort der zauberkund'ge
Versucher tüchtig, schadenfroh?

Es ist

Ein Schwung, ein Flug des Sprunges erste Hälfte,
Doch seine zweite ist ein Fall, ein Sturz —
Sie folgt der Schwerkraft ehrenem Gesetz.

Das hatte nicht bedacht der kühne Springer.
 Verlieh'n war ihm des Aufschwungs Zauberkraft,
 Nichts war gewährt, verheißen, ausbedungen
 Zu Gunsten einer sichern Wiederkunft
 Aus der ersprung'nen Schwindelhöh' zur Erde.
 Aufschlägt er, nach dem Sprung in stolzem Bogen
 Zum Erdreich wiederkehrend, auf den Grund,
 Den festen, mit verhundertfachter Wucht,
 Zerschmettert sich die Glieder, bricht den Hals.

Und die Moral der kläglichen Geschichte?
 Ach, die Moral, sie lautet: Mensch! zu steigen
 Verlange höher nicht, als du im Stande
 Zu fallen, ohne dir den Hals zu brechen!



Meine Lehrer.

O scheltet nicht das Kind, wenn es noch schwach,
 Wenn es noch böse fast, selbstsüchtig ist
 Und mitleidslos, und wenn es lügt und leugnet!
 Aus meiner Jugendzeit so manches Worts,
 So manches schnöden Thuns gedenk' ich jezo
 Mit Scham, und um Vergebung bät' ich gern
 In seinem Grab so manchen längst Begrab'nen
 Für manchen Streich, womit ich ihn gefränt.
 Die allerschönste Lehre ließ mich kühl,
 Kühl ließ mich selbst das schönste Tugendmuster.
 So wär' ich wohl geblieben, der ich war,
 Häfft' ich im Leben anderweitige
 Lehrmeister nicht getroffen, die mich hetzten
 Zum Haß des Schlechten mit besond'ren Stacheln,
 Die Scham und Zartgefühl in mir erweckten,
 Bis aus mir ward ein leidlich Menschenkind.

Soll ich sie nennen, diese meine Lehrer? —
 Nun wohl, vernehmt! Wollt' ihr zum Beispiel wissen,
 Von wem ich wahr sein lernte? — Von den Lügnern,
 Den Heuchlern, Schmeichlern, Doppelzüngigen —
 Klatschbrüdern und Skandalgeschichtenjägern —
 Nicht minder von Phantasten, Phrasendrechslnern,
 Schönfärbern, geckenhaften Faselhänsen!
 Bis in den Grund der Seele so verleidet
 Ward Unwahrheit durch alle diese mir,
 Selbst die geringste, daß ich hassen sie
 Und meiden lernte für mein ganzes Leben.

Von wem ich Milde lernt'? — Von Splitterrichtern,
 Von rücksichtslosen Spöttern, bösen Jungen,
 Verleumudern, Lästermäulern — von Zeloten,
 Fanatikern — von menschenfresserischen
 Meinungstyrannen und Parteiwütrichen! —

Von wem ich lieben lernte? — Von den Hassern,
 Von Egoisten, Menschenfeinden, Neidern,
 Von Seelenmäklern, Thier- und Menschenquälern,
 Vivisektoren — seelenlosen Weibern!
 Traun, erst als ich erfahren an mir selbst,
 Wie weh' Herzlosigkeit, Lieblosigkeit,
 Wie weh' die Bosheit thut, begann im tiefsten
 Zu dauern mich jedwede Menschenseele,
 Die solches dulden muß, und über's Herz nicht
 Brach' ich es mehr, so weh' zu thun den andern.

Von wem ich schweigen lernte? Von den Schwätzern!
 Von wem ich treu sein lernt'? Von Flatterseelen!
 Charakterfest? Von Wind- und Wetterfahnen!
 Pünktlich? Von Wortbruchshelden, Schwindelköpfen!
 Geheizt, Leichtsinn, von deinen Ekelbildern,
 Ward ich Pedant beinah' der Ordnungsliebe . . .

Habt Dank, ihr meine Lehrer! Was als Lehrgeld
 Ich euch entrichtet, nicht zu theuer acht' ich's.
 Und traf auf euren Bahnen mich so manch'
 Unsanfter Schlag und Stoß — Suchtrutensreich
 Der Lebensschule war's, die ich zuletzt
 Dankbar verschmerzte; hat er doch gefruchtet.



Traum und Erwachen.

Wir beklagen das Erwachen,
 Wenn im Traum ein Glück uns lachte:
 Doch — was wär' ein süßes Traumglück,
 Wenn man nicht daraus erwachte?

Im Moment erst des Erwachens
 Kosten, seine Flucht bedauernd,
 Wir des Traumes ganze Süße,
 Leis' im Nachgenuss erschauernd.

In dem wachen Nachgenusse
 Wird uns erst der Traum ein Leben,
 Traumesglück — erst im Erwachen
 Wird es wahrhaft uns gegeben.

O wie schön muß erst des Lebens
 Wach erträumtes Glück uns lachen,
 Und der ganze Traum des Lebens —
 Wenn wir sterbend d'raus erwachen!



Der Dichter und sein Werk.

Still hinlebt der Poet, abseits vom Lärm
 Und Streit des Tags, und keinen Feind zu haben,
 Ist, wenn auch nicht sein Stolz, doch seine Lust.

Er sieht, er hört, wie bitter sich befehdend
Die Menschen Tag für Tag, mit Lüge sich
Begeifern, mit Verleumdung Tag für Tag.

„Wie wär's," denkt er, vom Treiben angewidert,
„Wenn diesen allen einmal, statt der Schmähung,
Der blinden, blöden, d'r'an ihr Ohr gewöhnt,
Machtwoll, parteilos, einer im Gewande
Der Dichtung*, in phantastisch-neck'schem Spiel,
Darböt' ihr zugemess'n es Teil von Wahrheit? —

Und er versucht's. Er gibt dem Taumellärm
Des Tags, zur Melodie gedämpft, ein Echo
Und weist der Welt, der Zeit ein Spiegelbild,
Ein schalkhaft grinsendes Hohlspiegelbild,
In dess' groteskem Schauspiel sich erkennen,
Doch auch belächeln mag die Wirklichkeit.

Da schlägt ein wild Gezeter an sein Ohr.
Er sieht der Freunde Züge grimmverzerrt;
Die seinem Herzen fremd, sie werfen sich
Ihm an die Brust; Hohnrufe gellen rings,
Man bückt nach Steinen sich, und Rache weht
Geheim die Klingen . . .

„Was hab' ich gethan?“

fragt der Poet erstaunt. „Weh mir, ich merke,
Gedämpft nicht, nein, verstärkt hast du, o Muse,
Mein Wort zu hallendem Posaunenton!
Wo ich zu säuseln glaubte, hat's gedonnert,
Und meine lustig prasselnde Rakete,
Sie ging als Feuerregen zündend nieder.
Traun, eine Stimme hat aus mir gesprochen,
Die lauter als die meine, und ein Geist,
Der stärker als der meine . . .

* Der „Homunculus“.

Doch nicht entmutigt fühl' ich mich, vielmehr
Voll eines Mutes, den ich nie gekannt.
Der Mut des Schwachen, er erwacht im Kampfe,
Treu fühl' ich mich dem Geist, dess' Werkzeug ich,
Und was die Stimme, die nur halb die meine,
Aus mir gesprochen, ich vertret' es ganz." —



Epigrammatisches.

I.

Männlich verbanne die Angst — doch naht sie dir un-
bezwieglich,

Nun, so wisse du auch sie zu ertragen als Mann!

II.

Strecke die Hand nicht aus nach den Blüten der Freude,
wo schmerzlich —

Läuternd ein heiliger Ernst nicht dir die Seele berührt!
Wonne der Sinne, hinab in den Abgrund reißt sie den
frechen,

Nur ein edleres Herz hebt sie zum Himmel empor.

III.

Schleunig vergessen die Sinne Genossenes: aber das Herz bleibt
fromm und treulich gedenk jeder Minute des Glücks.
Darum zerrinnt sie, die Lust, wenn nicht das Herz sie ge-
theilt hat,

Spurlos gleichwie ein Traum, gleichwie der flüchtige
Rauch.



Nachtgebet.

Von Emilio Praga.

fromme Seelen, die ihr betet, eh' ihr abends geht zur Ruhe,
Betet nicht für die Verstorb'nen, die im Sarg gebettet liegen,
Betet nicht für die Erlösten, die umfängt das ew'ge Dunkel,

Denn von dieser Erde scheiden, heißt es nicht der Höll'
entrinnen?

Ausgestreckt da unten liegend, ruhig, mit gefreuzten Armen,
Lauschen den geheimsten Stimmen der Natur sie, der ge-
weihten,

Sehn das unermess'ne Leben sich empor zum Lichte drängen.
Künst'ger Veilchen Wurzeln sprießen ihnen in den feuchten
Haaren,

Und in ihren Händen halten sie die Stengel künst'ger Tannen.
O! die Toten in der Erde ruh'n glückselig und in Frieden!
Fromme Seelen, die ihr betet, wenn die Nacht hereingebrochen.
Nicht für die Verstorb'nen betet, welche tränkt der Tau des
Morgens,

Die in grüne Frühlingsblätter und in Blumen sich ver-
wandeln,

Nicht für die, die schon am Ziele, nein, für die, die unter-
weges,
für die, welche leben, betet, wenn die Nacht herein-
gebrochen,

In der Nacht, da drängt heran ja sich zu Hauf' das
Menschenelend,

Und es ist, als ob vergäße seiner armen Kreaturen
Gott der Herr und selber schliefe hoch in seiner Himmelshalle.
Betet für die armen Mütter, die verirrter Söhne harren,
Betet für die armen Häupter, die an's Spiel der Dämon
fesselt,

für das Weib, das reicht am Wege seinen Arm dem Un-
bekannten,

für den armen Dichter betet, der den Himmel möchte stürmen,
Sklav' des Staubs, mit einer Seele, welche thränt und
welche blutet;

Betet für den Schwarm der Aermsten, die im Hospitale
schmachten,

Die, sobald der Abend dämmert, von des Trübsinns Grau'n
umdunkelt,

Schwerer fast als mit dem Tode, mit Erinnerungen kämpfen;
 für die, welche lieben, betet, und beschwört für sie den
 hohen
 Herrn des Himmels, der das Unglück schuf, traunt, als er
 schuf die Liebe.



An B.*

Kind, das nun harmlos gaukelt wie ein Falter
 Vorbei am Kranken, Schmerzgefolterten,
 Wenn heimgeh'n du mich sahst nach langem Leid,
 Gedenke meiner nicht im Braus der Jugend.
 Nur flüchtig würdest meiner du gedenken.
 Auch nicht in Liebes-, Eh- und Mutterglücke.
 Nur matt im Trubel wäre dein Erinnern.
 Mit sechzig Jahren erst gedenke meiner,
 Des armen kranken Manns, den du gesehen
 So Jahr für Jahr auf seinem Schmerzenslager
 Und der, von unabläss'ger Qual gefoltert,
 Mühselig ächzend wen'ges nur gesprochen,
 Der nichts dir war und nichts dir konnte sein.
 Mit sechzig Jahren, Kind, gedenke seiner;
 Dann denkst du sinnend seiner, lange sinnend,
 Und spätes, tiefes Mitleid überkommt dich
 Mit dem, der ausruht längst von aller Qual.

 Und eine Thräne quillt dir aus dem Aug'
 Als Totenopfer für den längst Verblieb'nen,
 Der nichts dir war und nichts dir konnte sein.



* Robert Hamerlings letztes Gedicht, geschrieben drei Wochen ungefähr vor dem Tode. Vergleiche hierüber unsere Biographie im 4. Bande. Der Herausgeber.

Ein Schwanenlied der Romantik.





I.

Noch einmal öffne rauschend, o Born der Melodie,
Mir deine gold'nen Bronnen; zu süßer Threnodie
Besflügle dich noch einmal, meines Liedes Gang:
Noch einmal töne klangfroh, wie dir's gebeut des Herzens
Drang!

Still durch meine Seele weht ein Schwanenlied:
Ahnung weht in Lüften; Sehnsucht zieht
Mich aus der engen Zelle mit weicher Lilienhand:
Hell winkt mir aus der Ferne des Traumes Purpurwolken-
strand.

Auf San Marcos Zinnen stirbt der gold'ne Tag:
Und wie um die Lagune der Möve Flügelschlag,
So weht um mich die blasse, holde Melancholie:
Venedig ist des Meeres lockend süße Lorelei!

II.

Herauf, du ewig milde, sanftstrahlende Mutter Nacht!
Was soll den gelben Zinnen die grelle Tagespracht?
Stirb in der Welle des Westens, o Sonne, den Opfertod,
Und schminke mir diese Ruinen mit deinem Blute, dem
Abendrot!

Auf's Sonnengrab, das nasse, das glüht wie strömend Gold,
feurig erglühend nieder, wie Goldlawinen, rollt
Ihr Wolken, ein feurig Denkmal; still um Land und Meer
Schlingt, heil'ge Dämmerungen, den sternenfleckten Schleier her!

Wie mit hüpfenden Lichtern spielt wundersam die Nacht!
Traumflüsternde Wellen plätschern um Marmorschwellen sacht;
Schmeichelnde Lebenshaube, wer weiß von wannen, weh'n,
Die mir so süßverlockend, so mild an Herz und Seele geh'n!

Das ist die Segensstunde, wo die Rosen der Dichtung blüh'n,
Das ist die Stunde, wo golden die Sterne der Liebe glüh'n;
Die Stund' auch ist's, wo Sehnsucht verscholl'ne Klänge weckt,
Und sich um's graue Leben ein Schein der alten Schöne legt!

Wohlauf, es lockt zu wandern in's lispelnde Dunkel hinaus!
Läß die Piazzetta hüten das wirbelnde Menschengebraus!
Am Strande harrt die Gondel, da wiegt sich's hold und weich;
Auf, Gondolier, und rud're mich in der Woge blankes Reich!

III.

O selig Wogen und Wiegen! Versunken die gleißende Welt
Des Tags in lethische Tiefen — auffschlag' ich mein Ruhezelt
In heiliger Meeresstille: zu führen die ewige Flut,
Zu Häupten den ewigen Äther, im Herzen die ewige Glut!

Ihr schönsten meiner Träume, schwebt nieder, ich bin allein!
Spielt um die gleitende Gondel nicht lichter Rosenschein?
Lispelt es nicht in der Tiefe? Romantik, du Zauberweib,
Hebst du zu mir aus den Wellen den weißen, reizumfloss'nen
Leib?

Es flüstert an meiner Seite, es legt ein Lilienarm
Sich mir auf die bebende Schulter: „Vergiß des Tages Harm,”

Tönt es von lächelnder Lippe: „nicht in die Ferne hin,
Nicht trüb' in's Dunkel starre, nach rückwärts wende Blick
und Sinn!“

Ich wende das Haupt — o Himmel, Welch' prangende
Wunderschau!
Die Kuppeln und Giebeln und Zinnen, zerbrockelnd und
altersgrau,
Sie schimmern, wie einst vor Zeiten: ein hold erblühender
Kranz
Von Wundern, steh'n sie farbig in goldenem Lebensglanz!

IV.

Das ist ein märchenhafter, versteinerter Zauberwald
Voll marmorner Riesenblumen in seltsam bunter Gestalt;
Ein Wundergarten der Schönheit, wo seliger Lebensdrang
Zeiten- und Völkerblüten holdselig ineinander schlängt!

Der Goldglanz der Moreske zeichnet auf schimmerndem Grund
Phantastische Wunderfresken; in Bogen, weich und rund,
Schwingt sich die Rose des Südens; darüber strebend schier
In's Unermess'ne, hebt sich der nord'schen Lilie Kronenzier!

Das alles lag entschlummert in schnödem Zauberbann,
So lang' im Äther lenkte der Tag sein Goldgespann:
Nun aber sanken die gelben Schleier — in holdem Tand
Schlingen die Silberzinnen den Strahlenreih'n von Strand zu
Strand!

Es ist, als enttauchte den Wassern nun eben erst die Pracht
Der schimmernden Paläste, gleich Nixen, die zur Nacht
Im blanken Silberspiegel der Ströme sich beschau'n,
Und nur dem wandelnden Auge des Mondes ihren Reiz
vertrau'n.

V.

Die hohen Prachtkolosse, die rings in's Äthergezelt
 Aufragen, wer türmte sie alle? Wer schleppte aus aller Welt
 Zusammen hier ein Schatzhaus? Wer baute dem sinnigen
 Spiel

Der Künste hier so prächtig ein meerumflossenes Asyl?

Das warst du, Herzensfrische, du warst es, göttlicher Drang
 Nach Lebensschöne, du letzter elyssischer Silberklang
 Vom Schöpfungspsalter der Urwelt, der noch im Menschen-
 gemüt

Nachtönte schöneren Altern, die nun auf immerdar verblüht! —

VI.

Mein Herz, was pochst du so schmerzlich? was neigt du
 dich, sinnendes Haupt?
 Steht wohl der Baum des Lebens nun aller Blüte beraubt?
 Ruht lieblich auf Meer und Himmel die Mondeshelle nicht?
 Quillt nicht aus Ätherhöhen in Seelentiefen süßes Licht?

Blick' aufwärts! unermäßlich leuchtet die Sternenwelt
 Da droben aufgeschlossen; das glanzerhellste Zelt
 Des Äthers wölbt zum Tempel der ew'gen Schöne sich,
 Ob auch ihr Glanz dem Auge der Tageskinder längst erblich!

VII.

Sternenglut, du hehre, gold'nes Zauberreich,
 Seh' ich dich erschlossen, wird das Herz mir weich.
 Tröstung winkt mir ewig deine lichte Zier,
 Ewig jauchzt entgegen meine ganze Seele dir!

Während mitternächtlich Mond- und Sternenlauf
 Der Erde Rund umwandelt, geht eine Welt mir auf

Versunk'ner Herrlichkeiten; verscholl'ner Klang erwacht,
Vereint vor meinem Auge blüht aller Zeiten Wunderpracht.

Und wie der Pilger, flüchtend vor Welt und Schicksalswucht,
Heil'ge Wunderstätten wallfahrend fromm besucht,
So nachts in alle Weiten zieht meines Sehnens Traum:
Zeiten- und Völkerfernien sind meiner Andacht Tempelraum!

VIII.

Ich knie vor Lotosblumen, gottestrunk'n und fromm,
Werde zur Blume selber und hebe zum Sternendorf
Aus den schimmernden Wellen des Ganges den Kelch im
Mondesglanz
Und mische die feurige Seele den Glutaromen Hindostans.

Ich lese granitne Lettern, in's Felsengebirg am Nil
Ge graben, Runen der Urwelt; ich lausche dem Geisterspiel
Der Sonnenlyra des Memnon: wird schwül die Wüstenluft,
Schmiegt' ich zu Sesostriden mich in die Pyramidengruft.

An Asias Küste wall' ich, mich mischend auf Tmolus' Höh'n
Dem Taumelreigen des Bacchos; berauscht vom Cymbelgetön
Durchseg'l ich, in Träume gefächelt von Blütenhauch und Kuß,
Die schönen Meereilande des blauen Archipelagus.

Und glänzend als Ritter tret' ich in blanker Waffenzier
Zur Tafelrunde des Artus; in Schlachten und Turnier
Tumm'l ich das Roß: ich breche des Halbmonds Diadem
Und sehe mit Gottfried schimmern die Zinnen von Jerusalem.

Der Minne Lilien glänzen; mein trunkenes Ohr belauscht
Seelentiefe Klänge: Wolfram's Harfe rauscht,
Dome seh' ich streben in's ew'ge Blau hinauf,
In heil'gen Farbenwundern geht leuchtend mir der Himmel auf.

IX.

So spinnt ein lieblich Leben die glanzhelle Nacht
 Um meine glüh'nde Seele; so blüht uralte Pracht
 Mir neu; wo Sterne leuchten, ist Sehnsucht Gewinn;
 Hold in Traumgesichten geht Stund' um Stunde wechselnd
 hin.

Doch was durchwittert auf einmal die Seele mir so fühl?
 Es schwindet der gold'ne Schimmer dem Meeresflutgewühl,
 Im matter'm Scheine glänzen seh' ich das Sternenheer,
 Ein scharfer Hauch von Osten weht fröstelnd über's dunkle
 Meer.

Götterweib, du bleiches, meinem trüben Sinn
 Tröstend gesellt in der Mondnacht, wo schwandest du plötz-
 lich hin?
 Entführte der Windeshauch dich als Wolkenkind zur Höh'?
 Verschlang dich, wieder erwachend, als ihres Schaums
 Gebild die See?

Hoch, mit den kühleren Lüften, die sacht herüberweh'n,
 Hör' ich eine Stimme, die mag ich wohl versteh'n;
 Der Zeit verhallende Stimmen hab' ich gern belauscht:
 Horch auf, mein Ohr, und höre, was dieser Stimmen jüngste
 rauscht!

X.

„Hör' an, du sinnender Träumer, merk' auf das junge Licht,
 Vor dessen Dämmergrauen schnöde zusammenbricht
 Das Wolkenschloß der Dichtung. Einsam hinzuknie'n
 Läß ab vor wüsten Altären, wo längst verstummt die Psal-
 modien!

Hinfahre des Schönen Zauber, uns bleibt des Wissens
Macht!

Weiche der Fadel des Tages, traumberauschte Nacht!
Nicht länger wird genügen der Künste Gaukelspiel:
Es locken neue Bahnen, es winkt ein frischgestecktes Ziel!

Was soll uns noch des Orpheus tierzähmende Melodie?
Wir zähmen der Erde Kräfte mit stärkerer Magie;
Alle Schleier lüstend, auf kühn entdeckter Spur
Dringen wir erobernd bis in dein tiefstes Herz, Natur!

Wir türmen keine Dome mehr in's Himmelsblau,
Doch der Gesittung wölben wir einen Wunderbau,
Riesenhaft und prächtig; in tausendjähr'gem Frohn
Müh'n sich der Erde Geschlechter um dieses junge Babylon.

Wegspotte deines Sinnes Orafel der Herzen Urweltstraum,
Vom Weine des Gedankens schwinde der Fabel Schaum;
Die Dämmerung verzehrend, hoch auf die Zinne gestellt,
Enthülle des Geistes Leuchte mit tageshellem Schein die Welt!"

XI.

„Schneegipfel und Urwaldtiefe lockt uns; des Seglers Kiel
Troßt dem starrenden Eispol; uns scheucht von der Wiege
des Nil

Kein Sonnenpfeil, kein Gifthauß; mit keckem freiersinn
Zerrn wir am Schleier der braunen Wüstenkönigin.

Wir tauchen um die Perle bis auf den Meeresgrund,
Goldtribut ertroßen wir von dem dunkelsten Schlund
Des Erdballs; überschwebend Forst, Flur und Meeresplan,
Ergreifen wir vom Älther Besitz im luftgewob'nen Kahn!"

XII.

„Straff halten wir am Zügel mit fühl' nem Mannesgriff
 Das flügelroß des Dampfes: ein zahmer Hippogrÿph,
 Wälzt es, Riesenräder trabend, oder saus't
 Prustend durch die Lüfte, gelenkt von führner Menschenfaust.

Seine Mähnen wehen in den blauen Tag,
 Auf schwimmenden Kolossen rauscht sein Flügelschlag;
 In die hohe See zieht schnaubend es hinaus,
 Helle Funken streuend in's öde Meeresschaumgebraus.

Und selbst des Hochgebirges einsame Wunderwelt
 Durchraust es flammenspeidend; erschrocken innehält
 Am Felshang die Lawine, seitab mit Ungestüm
 Entstürzt der Bergstrom, schaudernd vor jenem Flammen-
 ungetüm.

Stille Hochwaldwipfel, um die nur Ätherhauch
 Geweht und Adlerschwingen, univallt sein Gang mit Rauch;
 Vom Hornhanch seiner Nüstern dunkelt des Äthers Dom,
 Vor seines Hufschlags Donner bebt in der Erde Bauch der
 Gnom.“

XIII.

„Der Funke, der sonst nur gewandert am Himmel den
 feurigen Weg,
 Er dient uns als Bote gehorsam: wandelnd auf eheruem
 Steg
 Von einem Pole zum andern, Schnellstes zu Schnellstem
 gesellt,
 Trägt der Blitz den Gedanken im Fluge durch die weite
 Welt.

Wir hetzen ihn über die Berge, wir jagen durch Strom
und Thal
Ihn rastlos, ja wir zwingen ihn schon so manches Mal,
Auf daß er Botschaft sage dem anderen Erdhalbrund,
Kopfüber sich zu stürzen selbst in den tiefen Meeresgrund.

Über den hüpfenden Funken, der sie durchwandelt, grollt
Die staunende Purpurtiefe der See; zornfunkelnd rollt
Das Zug' der Meerunholde, besloßt und langgeschwänzt,
Wie nachts im Urwalddunkel das Auge der Hyäne glänzt.

Der Hai mit offenem Rachen bedräut ihn; im Wogenenschwall
Begräbt ihn prustend und tobend der grimme, riesige Wal;
Es umstarrt ihn mit Zahn und Stachel, es umschnebelt ihn
mit Flosse und Schwanz,
In wildem Getümmel umdrängt ihn die kühle Brut des
Ozeans.

So wird von Ungeheuern die Botschaft ihm geraubt;
So verliert er sich schaudernd im Schlamme und stößt an
Klippen das Haupt;
Wir aber zähmen ihn bald wohl, wir finden ihm klugen Rat
Und lehren ihn ruhig wandeln den schauerlichen Meeres-
pfad."

XIV.

„Bald dienet uns bezwungen die Erde und das Meer!
Wir sammeln alle Fülle des Lebens um uns her;
Von dienenden Geistern wird sie reich uns zugeführt,
Ein willenloser Besitz ist, was unser Finger kühn berührt.

Reich und stolz bewimpelt geht seine kühne Bahn
Das Riesen Schiff der Bildung: nicht länger herrscht der
Wahn

Des Herzens, der Empfindung höhles Traumidol:
 Die Flamme des Gedankens weht siegesstolz von Pol zu
 Poll" —

XV.

So hör' ich das Weh'n der Zeiten; so, nächtlich unbelauscht,
 Kommt es mit Lüften der Frühe mir leise zugerauscht;
 So tönt mir die Rede des Geistes, vor dessen kühlem Hauch
 Dein Traumglück mir, o Mondnacht, zerflattert ist wie eitel
 Rauch!

Ich hör' es und beuge mich willig vor dir, gewalt'ger Geist,
 Auf dessen trockiger Stirne die Krone der Zukunft gleißt;
 Ich muß dich staunend bewundern, du ringender Titan,
 Die Fülle des Geschaff'nen umspannst du mit des Willens
 Bann!

Und doch — wie gerne der Sinn auch an deine Krone
 glaubt,
 Was rauscht mit Schwingen der Ahnung so dunkel mir um's
 Haupt?

Wie kommt's, daß leise Schauer durch meine Seele weh'n,
 Unholde Nachtgesichte trüb' an mir vorübergeh'n? —

XVI.

Ich seh' einen Zauberlehrling inmitten des Kobold-
 schwärms:
 Entfesselt brausen die Wasser; doch wer ist, der mächtigen
 Arms
 In Schranken hält die Geruf'nen? Ich fürchte, der
 Zauberspruch
 Ist nahezu vergessen, der donnern soll: Nun ist's genug!

Und einen Midas seh' ich, der kindisch jauchzet: Gold!
Golden und starr der Apfel in seine Hände rollt;
Golden erstarrt die Welt ihm, bis schaudernd Kunde hebt
Auf seinen verschmachtenden Lippen, wie sich's von starrem
Golde lebt!

Und einen Magier seh' ich auf Höhen, gehüllt in Nacht,
Der greift nach dem Szepter der Erde, nach dem Schlüssel
der Höllenmacht,
Indes der Stab des Zaubers, der ihm den Himmel hold
Herniederzog zur Erde, zersplittert in die Tiefe rollt!—

XVII.

Und ein riesiges Fahrzeug seh' ich: das ragt mit unendlichem
Maß
Empor in die ziehenden Wolken, bis an die Sterne fast;
Dran bauen wir selber noch immer, dran haben die Väter
gebaut,
Seit über den dunklen Wässern der erste Sonnentag gegraut.

Es schwindelt, wer an den hohen Borden blickt hinauf,
Von eitel Golde gleißen des Schiffes Bug und Knauf,
Hoch zum Himmel flattert schimmernde Wimpelzier,
Und unten greift der Anker hinab bis an die Hölle schier.

Mit Speichen, unermäßlich, wälzt sich ein Zauberrad
Wohl an des Schiffes Seiten entlang den feuchten Pfad,
Unendlich ineinander greift Balken, Stange, Tau,
Wie Donnergewölk entsenden die Schloten schwarzen Qualm
in's Blau.

Doch fragt ihr, was so träge hinschleicht der mächt'ge Kiel?
Horchet der Wunderkunde! Indes zu stolzem Ziel

Das Fahrzeug strebt und kecklich sich türmt zur Wolken-höh', —
Versandet unter'm Kiel dem Riesen Schiff die See! —

Ich seh' die Stunde kommen: da türmt der gelbe Schlamm Rings um Räder und Sparren den schlüpfrig zähen Damm;
Unk' und Kröte nistet in des Schiffes Bauch,
Der flammend einst zum Himmel helle Funken spie und Rauch.

Manch' ungezählt Jahrtausend daliegt es brütend dann
Wie ein im Schlamm erstickter Riesenleviathan:
Es dorrt die toten Augen ihm aus die Sonnenglut —
Vertrocknet unter'm Kiele dem Fahrzeug ist die Flut.

XVIII.

Im Hintergrund der Seiten seh' ich ein Riesengebild,
Und dieses Gebild, es lächelt. — Erst lächelt es sanft und
mild;
Die keck sich brüstende Thorheit erblickt es und erbleicht,
Beschäm't verbirgt sich der Dünkel, des Wahnes Fraze zitternd
weicht.

Doch immer grinsender lächelt das lauernde Zaubergebild:
Weglächelt's die Thräne der Sehnsucht, die schimmernd dem
Auge entquillt;
Vom Angesichte der Trauer wegspottet's den heil'gen Flor,
Und schilt mit frostigem Hohne den Jubel: du bist ein Thor!

Auffährt vor diesem Lächeln der Träumer aus seinem Traum
Und schäm't sich der Ruhe, des Sinnens unter dem Blütenbaum.
Der Sänger, dem Klänge zu weben gedünkt ein herrlich Ziel,
Hinwirft er die Reime, die Rhythmen: sie sind ein eitles
Kinderpiel.

Es stößt der Held in die Scheide zurück sein gutes Schwert:
 Bitterer Lorbeer wäre des Lebens Süße wert?
 Die Liebe sagt der Schönheit entzaubert: Fahre wohl!
 Herztrümmert vom Altare der Hoffnung stürzt des Glücks Idol. —

Und immer grinsender lächelt das lauernde Riesengebild:
 Es hält vor's blühende Leben des Hohnes Gorgoschild;
 Zuglezt, wie es weggelächelt die Träume, die Liebe, die Lust,
 Weglächelt's vom Himmel die Sterne, den Herzschlag aus der
 Menschenbrust!

XIX.

Und anders wieder erscheint mir des Dämons grause Gestalt:
 Mit einer lodernden Fackel, die glüht erst in sanfter Gewalt;
 Als Leuchte des Geisterreiches, wie Mondlicht ruhig und hell,
 Spendet sie, friedlich entzündet, des Lichtes gold'nen Segens-
 quell.

Doch greller, immer greller lodert, die ruhig erglomm;
 Sie durchleuchtet mit frecher Helle des Himmel entgötterten
 Dom;
 Aus des Herzens mystischer Dämm'rung aufscheucht sie der
 Träume Schwarm
 Und zeigt in grellem Scheine die Welt entseelt und nackt
 und arm.

Und endlich, in Höllenglutten aufflammend, erhellt sie den
 Schlund
 Des Todes dem Auge des Lebens: der schaurige Weltabgrund
 Gähnt offen: da schwindeln die Welten und stürzen aus
 ihrer Bahn
 In die feurigen Arme des Molochs, in einen Glutenocean!

XX.

Kommen wird der Tag einst, kommen wird die Stund',
 Wo, wie des Mondes Scheibe, der Erde wüstes Rund
 Als ausgebrannte Schlacke dahin im Äther rollt,
 Wenn des Gerichtes Donner verzehrend d'rüber ausgegröllt.

Doch nicht mit einem Male breitet der Todesflor,
 Der gelbe, sich über den Erdkreis. Wegschwindet zuvor
 Der Schmelz von den Blumen, vom Meere Sonnenduft
 Und Ätherblau, der heit're Goldschimmer aus der Sommerluft,

Und aus dem Menschenauge der mildfeuchte Glanz,
 Der aus der Seele quillet, der Silberperlenkranz
 Heil'ger Herzempfindung, welcher lind und lau
 Den dünnen Staub der Erde befeuchtet sonst mit Himmelstau.

Kein Engelsfittig rauscht dann mehr im Hain, empor
 Ragen stumm die Wipfel, ihrer Lispel Chor
 Weiß nichts mehr zu sagen, der Waldbach sucht
 Klanglos und grollend den öden Weg zur finstern Schlucht.

Es sehnt nach Mond und Sternen sich nimmermehr die See;
 Träg' in ihren Tiefen liegt sie, von der Höh'
 Küßt den versumpften Spiegel die gold'ne Sternenglut
 Nie wieder; Pesthauch brütet und Schwüle stumm auf ihrer
 Flut.

Öde liegt die Erde, öde liegt das Meer,
 Öde liegt der eh'rne Himmel drüber her;
 Des Mondes Auge sieht man strafend niederschau'n,
 Daß durch das Herz der Erde geht ahnungsschwer ein
 banges Grau'n.

Und von den kreisenden Sternen tönt ein Chor herab,
 Wie ein Totenhymnus um ein offnes Grab;

Der erbebenden Erde ist ein grauer Fluch
Die Harmonie der Sphären, ein mahnend ernster Richterspruch.

Stumm sonst brütet alles, und klänge wo ein Ton
Noch von verlor'ner Schöne, begleitete der Hohn
Der Hölle sein Verzittern, und wie ein schneidend Erz
Durchführ' er qualerregend des Lauschers gottverlass'n es Herz.

Denn nur des Lichtes Söhnen klingt Schönes ewig hold,
Des Dunkels Brut vernimmt er zitternd und grollt,
Geheim im Busen schaudernd, weil schamrot vor dem Strahl
Des Schönen sich Umschönes verzehren muß in herber Qual!

So, immerdar unselig, aller Schöne fern,
Hinrollt die bange Erde, ein ausgelöschter Stern,
Bald im ew'gen Geiste vergessen, ungewußt
Und hinweggestoßen, Natur, von deiner Mutterbrust!

Wie Geier oder Rabe in Öden, unbelebt,
Hoch über einem schwarzen, verschlammten Waldsee schwiebt,
So, nachdem versieget ist der Liebe Born,
Kreiset ob den Sümpfen auf dunklen fittigen der Zorn;

Und wie auf Bergesgipfeln grollende Wetter steh'n:
Stumm, regungslos ist alles, und nur die Wolken geh'n
Am finstern Nachthimmel dahin: so, des Gerichts
Gewärtig, hängt die Erde, vor Schauder stumm, am Rand
des Nichts.

XXI.

Vorüber, ihr Nachtgesichte! Vorüber, du Eulenzug
Dunkler Unglücksräume, deren Todesflug
Mit finstern Riesenschwingen mich lang genug umkreist —
Vorüber! Auszuruhen sehnt sich der angstgequälte Geist!

Golden herniederrinnend, spüle, du Dämmerschein
 Des Morgens, von all' dem Grauen mir Herz und Auge rein!
 Neues Erquicken taue: der Sterne Glanz erblich;
 Nun weh' es in die Seele mir wieder frisch und morgendlich!

XXII.

Silbern und spiegeleben bis an den Uferrand,
 Der die Lagun' umschlinget als gold'nes Gürtelband,
 Liegt ringsum hingebreitet die See; sanft ausgeruht
 Aufrauscht, aus Morgenträumen vom Ruderschlag geweckt,
 die flut.

Grüne Blüteninseln, gehüllt in's Dämmergrau
 Der jungen Frühe, schlummern noch im Meeresblau,
 Ragend aus der Welle geheimnisvoll und still:
 Sie harren der gold'nen Helle, die fern im Osten dämmern will.

XXIII.

Reichbebüscht sie locken; doch welche, vor allen hold,
 Winkt mir unwiderstehlich, von Silberwogen umrollt?
 Das ist das grüne Torcello, das Eiland ewig lieb
 Jeder sinnenden Seele, das mir zu tieft in's Herze sich schrieb!

Schon trägt die Welle mich näher; die gleitende Gondel streift
 Vorüber an Blütenufern, wo die Granate reift.
 Halt an, o Barcaruole! was ließe sich Besser's thun,
 Als weich hier unter Blumen am schönen Meeresstrand zu
 ruh'n?

Ja, hier will ich rasten; hier will in's holde Grün
 Mein summend Haupt ich schmiegen, wo Reben und Rosen
 blüh'n.

Hier soll der Schmerz, der zuckend durch meine Seele geht,
Austönen in weicher Wehmuth, die schmerzlich süß im Lied
verweht!

XXIV.

In kaum verwick'nen Tagen rosig mir erschien
Das Dämmerbild der Zukunft: schal und öde hin
Mochten die Tage rinnen, ich dachte der gold'nem Zeit.
Die einst noch müsse blühen in wunderbarer Herrlichkeit.

Am fernen Zeitausgang sah ich ein Paradies
In gold'nem Scheine stehen. Ein Dichterwort verhieß
Es mir und Völkersage. Fromm und glaubensvoll
Dacht' ich des gold'nem Alters, dem neu erblüh'n die
Vorwelt soll.

So schwanden hold in Träumen die rauhen Tage hin,
Paradiesesbilder blühten in meinem Sinn,
Und frohbegeistert sang ich in Tönen, mild und weich,
Vom tagenden Morgenrote, von ew'ger Schöne künft'gem
Reich.

XXV.

Und nun in dieser Mondnacht dunklem Traumgesicht,
Schöner Trostgedanke, holdes Herzenslicht,
Wo schwand'st du hin? Was ließen Nacht- und Mondesgrau'n
An deiner Statt für wüste Gebilde meine Seele schau'n?

O Glückstraum meiner Jugend, gold'nes Paradies,
Das warm mein Herz erfaßte, das ich in Liedern pries,
Es sollte mir auf ewig dein reines Bild verweh'n?
In einer Nacht Gesichten dein Glanz auf ewig untergehn?

O nein, ich halte dich fest noch; was ahnungsvoll durchhebt
 Alle Völker und Zeiten, was holden Klanges schwiebt
 Auf allen Dichterzungen, das muß in Zeit und Raum
 Doch einmal blüh'n und leben, unmöglich ist's ein leerer
 Traum!

XXVI.

Neben die Grau'ngesichte schlafloser Mitternacht
 Stellt es ewig wieder seine Märchenpracht.
 Wie beide sich vereinen, zu deuten weiß ich's nicht;
 Sie wechseln in der Seele wie Nachtgrau'n mir und Morgen-
 licht.

Aus schmerzesdunklem Auge die helle Thräne quillt,
 Es taucht aus Wetterwolken das reine Mondesbild:
 So taucht aus Grau'ngesichten, meiner Seele treu,
 Das Bild des Paradieses, des Reichs der Schönheit, ewig neu.

Ich weiß es nicht zu deuten: versenkt in's inn're Schan'n,
 Tauch' ich den Stern des Auges in's Helle wie in's Grau'n;
 Die Muse beschert mir Bilder des Todes wie des Glücks:
 Es folgt des Herzens Saite dem Fingerdruck des Augenblicks.

Ich weiß es nicht zu deuten, doch ewig ist es da:
 Ich weiß nicht, wo es blühet, ob fern es ist, ob nah',
 Wohin sich's ewig flüchtet, schwindenden Lenzen gleich,
 Vor'm frost'gen Hauch des Lebens, in welches schöne, blanke
 Reich.

Wie lebte, du schönes Traumbild, wie lebt' auch ohne dich
 Ein Dichterherz? Wie tanzte, so bald dein Schein erblich,
 Der Springquell des Gesanges in buntem Lebenslicht?
 Verlör' er sich zerstäubend in der Verzweiflung Tiefe nicht?

XXVII.

Ja, es blüht und lebet, mein Herz, es blüht in dir!
Was deinem Traum erschienen mit winkendem Panier
Als Ziel am Zeitenausgang, blüht außer aller Zeit,
Erfassbar ewig jedem, der ihm das Herz zur Stätte weiht!

Aus Sternen webt, aus Blumen, sich sein Wonnekranz,
Ewig gegenwärtig, ewig voll und ganz
Schon lebt es in der Sehnsucht, lebt es im Gesang:
Sein Eldorado blühet in jeder trunk'nen Seele Drang!

Wer selbst ihm hält die Treue, dem ist es ewig treu,
Aus aller Hoffnung Asche steigt es ewig neu,
Dem gläubigen Gemüte bleibt es nicht unerfleht,
So lang' in seinen Tiefen ein Hauch der ew'gen Liebe weht!

XXVIII.

Nur dir nicht wird es blühen, mattfühlendes Geschlecht,
In welchem schaler Dünkel zu stürzen sich erfrecht
Des Ideales Tempel. Den Besten aufgespart,
Wird es ein Fremdling werden der herzerschlafften Gegen-
wart.

Denn diese Zeit ist trübe; lärmvoll, doch thatenarm.
Wirre Pfade wandelt ihrer Söhne Schwarm;
Es liegt ob allem Streben ein seltsam dunkler Bann,
Schwül ist's — ich wollt', es klärte die Lüfte Wetter und
Orkan.

XXIX.

Nicht eurer Goldjagd gross' ich, nicht jener fiebernden Hast,
Die wie ein toller Wirbel dies ganze Geschlecht erfäßt;
Nicht eurem kühnen Ringen, das Berg' auf Berge türmt,
Und, nach dem Glücke trachtend, titanengleich den Himmel
stürmt;

Nicht aller ird'schen Fülle reichenfaltete Pracht
 Mißgönn' ich euch: der Wurm ist's, was mich schaudern
 macht,
 Der, während der Prunk des Daseins bis in die Wolken
 reicht,
 Allmählich, doch entsetzlich, des innern Lebens Keim beschleicht;

Der grause Wurm, der innen, tief innen zehrt,
 Von heil'ger Herzenseinfalt, heil'ge Seelenglut,
 Von heil'ger Herzenseinfalt, heil'ge Seelenglut,
 Bis ausgehöhlt das Inn're: noch gleift das Wangenrot
 Des Lebens, aber drinnen im Herzen sitzt der blasse Tod.

XXX.

Hohe Herzenseinfalt, heil'ge Seelenglut,
 Die, alles Starre schmelzend in ihrer sel'gen Flut,
 Für Himmelsblumenstaaten besuchtet den Erdenstaub,
 Allmählich, ach, allmählich wirst du des grinsenden Dämons
 Raub!

Göttersohn Gedanke! wo ist dein Sonnenflug,
 Der wie mit Adlerschwingen aufwärts dich trug?
 Gottestrunk'n schwabtest du im Schooß des Lichts:
 Nun ist der Stoff dein Göze, dein Pfad der Schlamm, dein
 Ziel das Nichts!

Wo ist dein göttlich Siegel, o Kunst, das Ideal?
 Ich sehe Gestalten und Farben schimmern im Marmorjaal,
 Doch es fehlt der beseelende Funke von oben, das zündende
 Licht:

Ich sehe Gesichter und Larven, ein Menschenantlitz seh' ich
 nicht!

Wo blieb dein Himmelszauber, stolzer Liedesklang,
 Der Löwen und Delphine gelockt und Steine zwang?

„Mein Lied ist ausgesungen!“ seufzt die Poesie,
Und drückt in's eig'ne Herz sich den Stachelzahn der
Ironie! —

XXXI.

Ja, wo ist dein Zauberklang, o Poesie?
Es prallet wie an Felsen die reinste Melodie;
Der Flügelschlag des Rhythmus verwehet unbelauscht,
Der Klangesfrohem Ohr vor Zeiten wie Musik gerauscht

Weh' dir, dem zur Seite des Liedes Kächer tönt!
Deiner Klangespfeile reines Schwirren höhnt
Als leeren Schall die Menge, sie leugnet, wahnbethört,
Dein formgebändigt fühlen, ob's auch geheim dein Herz
verzehrt!

Was hat die arme Schönheit, Barbaren, euch gethan?
Muß der zarte Sänger verhauchen wie der Schwan
Seine Seele glühend, eh' seinem Lied ihr glaubt?
Schwirrt reines Klanges Fittig so gar unheimlich euch um's
Haupt?

XXXII.

Im Ohr widertönt mir ein pindarisch Lied,
Das kündet, wie der Adler, wenn ein Klang entflieht
Von Apollons Leier, einschlummert am Mantelsaum
Des Zeus, und weich aufwogend vor Wonne hebt des
Rückens Flaum;

Indes was Zeus nicht liebet, was in die dunkle Nacht
Gebannt ist, stets unselig, ferne der gold'nen Pracht,
Sich sträubt und reine Klänge mit leisem Grolle hört,
Mürrisch, gleich der Eule, die Fackelschein im Dunkel stört.

XXXIII.

Wie gern das begeistertste Preislied, o Zukunft, säng' ich dir!
 Wie gerne trüg ich jauchzend selber dein Panier,
 Säh' ich, daß mit des Daseins äuß'rer Kräftigung
 Zu gleicher Höhe steige des innern Strebens Adlerschwung;

Dß nicht allein erstarke der Arm, der alles zwingt,
 Dß auch des Herzens Leben sich herrlicher beschwingt,
 Dß neue Flügel wachsen der schaffenden Phantasie,
 Dß höher klingt und edler verjüngten Lebens Melodie!

Doch ach, es suchen die Blicke dies schön're Sein umsonst:
 O Dämon des Jahrhunderts, der du so prunkvoll thronst
 Auf deinen eroberten Schätzen, wie bist du dennoch arm!
 Dir beugt kein Knie der Dichter, wie sehr dich auch um-
 drängt der Schwarm!

XXXIV.

Ihr scheltet: „Du klebst am Moder nur der Vergangenheit,
 Wir aber hoffen und heischen Neues von neuer Zeit:
 Begrüßen wir erst erneuten Lebens Dämmerung,
 Verjüngt wohl auch das Herz sich, nimmt wohl die Dichtung
 neuen Schwung!“

O süßer Glaube, wie gerne schwelgt' ich in deinem Glück!
 Doch unerbittlich steht es vor meines Geistes Blick:
 Je mehr des Geistes Leben sich auf sich selbst besinnt,
 So ärmer wird der Brunnen, aus dem der Quell der Dichtung
 rinnt!

Es altert die holde Tochter des Himmels, die Phantasie;
 Verstandes Hauch durchkältet die Kunst, die Poesie:
 Vor seinem Szepter schwindet, wie vor dem Tag die Nacht,
 Des Herzens unbewußte, schöpferische Zaubermacht!

Im Hintergrund der Zeiten seh' ich ihn grinsend steh'n,
 Das arme Leben versteinernd mit seines Mundes Weh'n:
 Ich seh' ihn, den jetzt, o Menschheit, du deine Leuchte
 nennst,
 Als drohend aufgerichtet, gorgonenhaftes Weltgespenst!

XXXV.

Wollt ihr euch nah' betrachten ein Musterbild der Zeit?
 Am Strand der Seine blühet seine Herrlichkeit.
 Da lebt ein Volk, das einig und stark und ruhm-
 berauscht,
 Und dessen Lebenspulsen die halbe Welt in Spannung
 lauscht.

Wie muß der Menschheit Blume gedeih'n zu hohem Ruhm
 In solchem Lande! Wär' es nicht alles Schönen Heiligtum?
 Und doch — da klingt die Parole: Gold und Genuß!
 Und nach des Lebens früchten greift wild die Gier des
 Tantalus.

Ein hohes Ziel nur giebt es: das ist — die Million!
 Und wer es kühn errungen, als neuer Salomon
 Ruft er: die Welt ist eitel und alles ist ein Traum —
 Außer Phrynenbusen und zischendem Champagnerschaum!

Im goldgeschmückten Prunksaal schlägt ihr Pfauenrad
 Blitzaugig die schimmernde Hoffart; die Dirne geht im Staat,
 Keine Mütter giebt es, in Prunkgemächern, schwül
 Und üppig, bläht die Schande sich buhlerisch auf sammt'nem
 Pfühl.

Um schimmernde Juwelen verschreibt das schönste Weib
 Einem grauen Buhlen freudig ihren Leib
 Und ihre Seele der Hölle. Die Frechheit blickt mit Spott
 Ins Angesicht der Tugend, bis dies vor Scham wird blutigrot.

XXXVI.

Stolz auf sein Sternenbanner, auf seines Goldes Macht,
 Blüht in der Welle des Westens in vielgerühmter Pracht
 Columbia. Sie sagen, die Freiheit wohne dort!
 Europa lauscht, und Scharen hinüberlockt das Zauberwort.

In der Natur noch reichem, fast unberührtem Tisch
 Sitzt ein Geschlecht, das nennt ihr kraftvoll und lebensfrisch;
 Doch jenseits schminkt wie diesseits des weiten Ozeans
 Sich Fäulnis oft und Verderbnis mit wirkendem Lebens-
 glanz.

Jenseits der rollenden Wogen wie diesseits schafft
 Geltung sich die Klugheit, der Reichtum und die Kraft;
 Aber der Charis Kränze vergilben im Kohlendunst;
 Im Lärm verstummen die Musen, und leere Tempel schmückt
 die Kunst.

XXXVII.

Preist junger Lichtgedanken weltbefreiende That,
 Ich pflege der Empfindung uraltheil'ge Saat,
 Des inniglichen Dranges, der, in's Herz gesenkt,
 Immerdar die Seelen auf dunkler Bahn zum Licht gelenkt.

Singt ihr des Geistes Loblied, ich preise mir das Herz!
 Selig in der Wonne und selig auch im Schmerz,
 Hoch über der Bahn des Gedankens schwelgt es im Morgen-
 rot:

Es spiegelt im Geiste die Welt sich, im Herzen spiegelt sich
 der Gott!

Du bist die Jakobsleiter, o Herz, drauf wunderbar
 Zur trüben Erde nieder steigt der Engel Schar!
 Du bist die Lotosblume, die, mondesglanzumgraut,
 Auffängt die Segensperle des Himmels, die herniedertaut!

Du bist der Irisbogen des Friedens, farbengeschmückt,
 Der zwischen Himmel und Erde den Abgrund überbrückt!
 Du bist die Taube des Noah, die über den Wassern
 schwebt,
 Und aus den Winden und Wellen den grünen Ölzweig ewig
 hebt!

XXXVIII.

Sei Nüchternheit euch rühmlich — ich preise die Trunk'nen =
 heit,
 Die glühende Träumerseelen zur Wiege des Großen weiht:
 Was Helden je und Weise gestiftet, was da lebt
 Göttliches, ew'ger Dauer, durch ihren Zauber ward's er-
 strebt.

Ja, sei mir gegrüßt, Begeist'rung; sei's, daß aus Trauben-
 blut
 Du garend schäumst und loderst; sei's, daß mit holder Glut
 Du atmest in Rosendüften, oder mit sel'gem Drang
 In Lenznachklüften gewitterst und in der Nachtigall Gesang!

Unendliche Weite des Weltraums durchnißt die Nüchternheit,
 Und was sie fern erbeutet, mühselig in langer Zeit,
 Sind Zahlen nur und Namen; und wenn es wohl ihr glückt,
 Dies All zu messen, zu wägen — es bleibt ihr ewig fern-
 gerückt.

Dem Trunk'nen aber schmilzt, durchglühet von deinem
 Schein,
 Der Himmel mit allen Gestirnen feurig in Liebeswein,
 Cleopatras Perlen vergleichbar: an seine fühlende Brust
 Legt sich die Welt und giebt sich zu eigen ihm in Liebeslust.

XXXIX.

Singt ihr das Lob des Wachens — ich preise mir den Traum;

Mag euch die Hefe locken, ich nippe den zarten Schaum,
Den Schaum vom Lebensweine, der gold'ne Blasen wirft,
Und dessen Flut die Lippe zu wonniger Narkose schlürft!

Müh'selige Haßt des Strebens, ach, was errängest du,
Was in den Schoß nicht fiele der traumestrunk'n Ruh'?
Die Stirne, die der heil'ge Taumelmohn umlaubt,
Wie mag sich ihr vergleichen ein brütendes Gelehrtenhaupt?

Was soll dies Rennen und Jagen um all den bunten
Tand?

In ewiger Siesta, wie das Morgenland,
Möcht' ich ruh'n und feiern: in gold'nen Traum gewiegt,
Und in die Blumenarmie der ewigen Natur geschmiegt!

Sinke, du Sonnenleuchte, schwinde, du lauter Tag,
Dass himmlischer Traumesfriede mich überkommen mag;
Mitleidig in die Mühsal des irdischen Lebensfrohns
Träufle dein himmlisch Manna, du heil'ger Taumelkelch des
Mohus!

XL.

Lobt ihr den Strahl des Tages, ich lobe mir die Nacht,
Wo die Viole Duft haucht, wo reiche Sternenpracht
Taucht aus des Himmels Tiefen, und aus dem Felsenschlund
Ein lichter Elfenreigen und Nixen aus des Stromes Grund!

Schwarz zeichnet im Kalender des Seins der Tag sich hin,
Die Nächte blüh'n als Festzeit in Goldglanzfarben drin;
Das Rad des Lebens wälzet der Tag im Staube treu,
Es salbt die Nacht, die milde, mit Himmelsöl die Spindel
neu!

Das ist die Zeit der Liebe: sei's, daß im Feierlied
 Der Sphären hold nach oben ein sehnd' Herz sie zieht
 Zum Born der ew'gen Schöne; sei's, daß ihr Wonnetraum
 Zwei Herzen wiegt im Garten am duftenden Hollunderbaum.

Das Ferne grüßt sich wieder: Himmel und Erde tauscht
 Holde Liebespfänder; urewig Sehnen rauscht
 Empor im Sprosserwirbel, und mild im Sternentau
 Träuft Himmelshuld hernieder aus Ätherhöh'n auf Meer
 und Flu.

Der Schwarm der Tageskinder, die hadernd, ohne Zahl
 Flus ew'gem Limbus quellend, umdrängen des Lebens Mahl,
 Sieh', wie sie nachts ein Weilchen wie Ungeborne thun
 Und friedlich wie vor Zeiten im Schoß der ew'gen Liebe
 ruh'n!

Wie oft zwei Vöglein rastlos, in Eines Käfigs Bann,
 Tagüber sich befehd'en, doch naht die Stunde dann
 Der Dämm'rung, schlummertrunken, von Einem Sproß
 gewiegt,
 friedlich zusammen sitzen, und eins sich traut ans andre schmiegt:

So ruhen, die tagüber in wildem Grimm gekämpft,
 Die ew'gen Lebensmächte; so schweigt ihr Streit, gedämpft,
 In heil'ger Mondnachtstille: nach wilder Kampfesnot
 Versöhnt ruh'n Erd' und Himmel, Gedank' und Leben,
 Mensch und Gott.

XLI.

Preißt ihr das arme Leben und seufzet in seiner Qual,
 Ich preise das Selbstvergessen, das selige Sterben im All:
 Mit prometheischem Troze bleibt auf euch selbst gestellt:
 Ich schmiege, liebesehnend, mich traut an's warme Herz der
 Welt.

Öde sind die Tiefen, schaurig ist es dort,
Wo Eigensucht geshmiedet steht an dunklem Ort,
Das Herz vom Adlerbisse des Strebens stets benagt,
An einem Bergesfelsen, der einsam in die Lüfte ragt.

Warm ruht es sich am Herzen des Alls: voll Liebeslust
Vertrau' ich dem heiligen Strome des Lebens die offne
Brust,

Und mit geschlossen'n Augen hingleit' ich in süßem Traum,
Wie Schwäne, von Krystallen geschaufelt und von Silber-
schaum.

Mit NachtvioLEN schlürf' ich gold'nen Mondesduft,
Mit Sonnenblumen heb' ich in die Morgenluſt
Mein sinnend Haupt; mit Faltern ob der grünen Au
Schweb' ich, und mit Adlern in Morgenroth und Äther-
blau.

In's Herz der Welt neugierig schaut ihr, wie man schaut
In eine dunkle Tiefe. Ich schau' ihr wie der Braut
Der Bräutigam in's Auge, fromm und stillberauscht:
In heil'ger Minne hab' ich Herz um Herz mit ihr getauscht!

Sterne, Flut und Wolken, Blumen und Gestein,
Alles, was da lebet, taut wie Feuerwein
In meine Seele wonnig; auf heil'gem Herzensgrund
Vollziehet unbegriffen sich ewig jener Liebesbund.

XLII.

Folgt ihr dem Gözen des Mammons in eurer Seele
Drang:

Ich singe der ew'gen Schönheit meinen Hochgesang;
Das ist das Licht, das süße, das in der Wüste glimmt,
Das ist die Himmelsrose, die hell auf grauen Wassern
schwimmt.

Ihr sing' ich den feurigsten Hymnus: mag sie hold empor
 Schweben als Silberwolke, mag im Rosenflor
 Sie blühen, oder schweben in Klängen, oder mild
 Sich auf sich selbst besinnen in einem süßen Frauenbild!

Es wendet, wie meine Seele, sich das ganze All
 Nach ihr; im dunkelsten Abgrund horcht noch der Krystall
 Auf ihr Gesetz und fügt sich freudig ihrer Norm:
 In allen Lebenstiefen, ein heilig Wunder, blüht die Form!

Und wer sie schaut, ihn fesselt ihr unerklärter Bann:
 Tiger und wilde Löwen ziehen ihr Gespann;
 Meeresungeheuer folgen ihr, berückt
 Sänke vor ihr der Mordstahl, auch von der Hölle selbst
 gezückt.

Sie trifft mit ihrem Zauber manches Herz allein
 Aus schönen Frauenaugen; mich trifft ihr gold'ner Schein
 Mit tausend Liebespfeilen aus Berg, Flur, Wald und Flut;
 Mit tausend süßen Flammen schürt sie meines Herzens Glut.

So war ich denn ihr Sklave: seit mein Sinn erwacht,
 Träumt und sieht ewig mein Aug' nur ihre Pracht;
 Herz und Seele gab ich freudig ihr dahin:
 Ohne das Schöne wäre mein Leben ohne Wert und Sinn!

XLIII.

Helden mochten sterben für ein schönes Weib,
 Für flücht'ge Reize boten sie gerne Seel' und Leib,
 Und ich, der weiche Sänger, sollte mit mut'gem Sinn
 Freudig nicht gestehen, daß ich der Schönheit Sklave bin?

Was wäre dieses arme Leben ohne sie?
 Als Wiegensang des Leides weht ihre Melodie

Durch's All; ihr gold'ner Frieden ist das letzte Ziel,
Nach welchem sehnd trachtet des Lebens Ernst, der Künste
Spiel!

So lasset vor der Schönheit den stillen Sänger knie'n,
Und seine Minn' und Andacht ausströmen in Melodie'n;
Weil sie mein Herz erkoren, daß sie es durchflammt,
So laßt mich ihr verwalten dies stillbeglückte Priesteramt.

Und weil von ihrem Dienste die Gegenwart so leer,
So gönnen, daß in alte Tempel, hoch und hehr,
Meine Seele pilg're, darinnen schön bekränzt,
Sie einst vor allem Volke als heilig Götterbild geglanzt!

Gönnt, daß ich besuche noch ihr Heiligtum,
Das ein Völkerfrühling umblüht im Altertum;
Gönnet, daß mein Auge noch mit feuchter Glut
Schwermutvoll undträumend auf jenen heil'gen Trümmern
ruht!

Gönnet, daß ich weihe meiner Jugend Sang
Dieser zarten Liebe, eh' des Lebens Drang
Auch mich ergreift und diese holde Glut mir raubt!
In schön'er Seiten Schooße laßt ruh'n mein jugendliches
Haupt!

XLIV.

Laßt pilgern mich zum schönen Strand von Sunion,
Zur meerumrauschten Wiege der Helden von Marathon,
Wo vom Felsen schimmert die Akropolis,
Und in blauer Welle träumt das grüne Salamis!

Wo sind die Lüfte streichen und golden die Wolken zieh'n
Um des Parnassos Gipfel, wo leise Melodie'n

Noch klingen von Chios und Lesbos herüber, und fern der Schaum
Des Troérmeers umflüstert das Grab Achill's in tiefem Traum!

Dahin laßt mich wandern, so oft es hin mich zieht:
Ob tausendmal besungen, laßt Hellas blüh'n im Lied!
Auch fürder von Dichterhänden werd' es frisch bekränzt,
So lang an seinem Strande noch eine Dorersäule glänzt!

XLV.

Und gönnst es mir zu weilen hier im schönen Land
Italia, zu wandeln am Südmeerstrand
Und holden Trost zu suchen für meines Herzens Glut,
Hier, wo hellen'scher Schöne Widerschein auf Trümmern ruht!

Nirgend blaut des Äthers Bronnen so schimmernd; so hehr
Spült an Blütenufer nirgend das liebliche Meer;
Nirgend tönt die Lippe so hold, so zauberfroh
Blüht in Frauenbildern der Schönheit Adel nirgendwo!

Die Städte reih'n wie Perlen sich auf prangender flur
Und heben in des Himmels glänzenden Alzur
Edelstolze Zinnen: es schimmert Palast und Dom
Und spiegelt sich in Bucht'nen, in grünen See'n, im Silberstrom!

Und von der Dome Wänden grüßen Bild an Bild
Olympische Gestalten mich als Heil'ge mild;
Darunter Venus-Madonna, wie unter Sternen der Mond,
Mit himmlisch-blauen Augen und süßen Locken, goldig blond!

Marmorbilder winken mir im Lorbeerhain,
Hohe Tempelrümmer blinken im Albendschein,
Süß träumt sich auf gestürzten Säulen der Vorzeit Traum,
Wenn blühend drüber säuselt des Frühlings ewig junger Baum!

Daß dich der Himmel seg'ne, schönes Blütenland!
 Wahre der Vorzeit Abglanz, der, wie auf deinem Strand,
 So auch auf deinen Liedern, auf deinen Bildern blüht,
 So lang dein Himmel blauet und deine Sonne golden glüht!

XLVI.

In diesen schönen Weiten, wie sollte nicht der Schmerz
 Zur Wehmut sich verklären für ein krankes Herz?
 Von holder Schau beschwichtigt, von Lüsten lind umkost,
 Wie fände nicht die stille, die sehn suchtkranke Seele Trost?

In schönen Meergewässern, die tief und heiter blau'n,
 Wie süß ist's, Sonne des Südens, dein Spiegelbild beschau'n;
 Wie süß, am Seestrand spinnen manch' wohl gemessen Lied,
 Das über's Meer, ein Vöglein, fernhin zur deutschen Heimat
 zieht!

XLVII.

Harte Lieder sang ich, einsam und freude leer,
 Erst in Heimatwäldern und dann am blauen Meer:
 Das Haupt, das jugendliche, gebeugt in siecher Qual,
 Doch still im Busen während der Seele gold'nes Ideal!

Das schöne Sehnen sang ich, das ewig, ewig flieht
 In die blaue Ferne, das stromab zieht
 Mit jedem gleitenden Schifflein, das mit den Adlern fliegt,
 Und mit den Lüsten wandert, und sich auf gold'nen Wolken
 wiegt!

Die stille Minne sang ich, die durch's Herz der Welt
 Geht mit süßer Trauer: sie, welche schwelst
 Entgegen dem gold'nen Mondlicht die Schwanenbrust der See,
 Und um einsame Blumen schwiebt wie stummes Liebesweh!

Den ew'gen Zauber sang ich, wie er aus tiefem Wald
 Und Stromestiefen tödlich in süßer frau'ngestalt
 Dem Träumer tritt entgegen, die dann, schön und bleich,
 Den Entzückten ziehet hinunter in ihr stilles Reich!

Das heilige Geheimnis, das um Mitternacht
 Aufschließt der Blume Busen, sang ich: wenn Sternenpracht
 Erlänzt, wenn Ströme leuchten, mondhell die Gipfel steh'n,
 Und in die wache Seele wunderbare Schauer wehn!

Das Eldorado sang ich, das die Seele tränmt,
 Von Wipfeln hold umgrünet, von Wassern süß umschäumt;
 Das aus alten Tagen herübergänzt so mild
 Und in die Ätherferne der Zukunft haucht sein Spiegelbild.

Die sel'ge Andacht sang ich, die vor Blumen kniet
 Und vor krystall'nen Wassern, die das Märchenlied
 Funkelnder Gesteine belauscht und ungestört
 Heil'ge Liebeschöre in Wind und Welle rauschen hört.

Die dunkle Tiefe sang ich, die ewig sünnt und minnt,
 Bis sie in deinem Schimmer, Unendlichkeit, zerrinnt:
 Der ewigen Lebenswonne, der ewigen Todeslust
 Des Alls gab ich ein Echo tief aus meiner Dichterbrust!

Und alle diese Klänge verwob ich dann,
 Als mich Lagunenzauber zum ersten Mal umspann,
 Zu einem hohen Liede der Sehnsucht: dein Exil,
 Göttin der Lieb' und Schöne, feierte mein Saitenspiel! —

So sang ich zarte Lieder, einsam und freudeleer,
 Erst in den Heimatwäldern und dann am blauen Meer:
 Das Haupt, das jugendliche, gebeugt in siecher Qual,
 Doch tief im Busen während der Seele gold'nes Ideal!

XLVIII.

Was thaten die Hörer, die ich im Traum zum Sonnenflug
 Mit fortwährend begeistert ich die Saiten schlug?
 Sie blickten mir fühl ins Antlitz und sagten: „Wohl geglückt
 Ist dir der Vers, und klingend der Reim, die Rhythmen
 schön gefügt!“

Sie lobten, unberühret vom schäumenden Ueberschwang
 Des Liedes, seinen Wohlklang und seinen gemess'nen Gang,
 Als hätt' ich nicht soeben enthüllt mein tiefstes Herz,
 Nein, froh nur leeren Klanges, geschlagen an ein tönend
 Erz!

Wie nachts ein Ständchen, werbend um süße Sympathie,
 Lob und Dank wohl erntet für seine Melodie,
 Und dennoch der Holden Thüre spröde verschlossen sieht —
 So an die Herzen pochte umsonst mein liebewerbend Lied!

XLIX.

Armes Herz, so lockt dich keine Hoffnung mehr?
 Deine Träume schwanden ohne Wiederkehr?
 Dir bliebe nichts, nachdem du glühtest so liebewarm,
 Als einsam zu verkümmern, thatlos in stummigetrag'nem
 Harm?

O sieh', wie glänzt der Morgen ringsumher so mild!
 zerstoßen ist das Frührot: aus Wolken des Osten quillt,
 Von süßen Lüften geleitet, das gold'ne Sonnenrund:
 Lebensfreude durchwittert Au'n und Gebirg' und Meeresgrund.

Und all der holde Schimmer und all das liebliche Weh'n,
 Es soll so ganz verloren an dir vorübergeh'n?
 Morgendliche Perlen schmücken die Blumen der Au;
 In deine Tiefen siele nicht auch ein Tröpflein Himmelstaun?

Betrachte die holde Frische, das liebliche Wechselspiel
Des Morgens und des Frühlings, das bis an der Zeiten
Ziel

Von ewiger Liebe zeuget, und frage dich noch einmal:
Ob ganz sich eine Seele verschließen darf dem gold'nen
Strahl?

L.

Schwebt deinem Blicke leuchtend kein würdig Ziel mehr vor?
Trifft kein hohes Wort mehr mit Zauberklang dein Ohr?
Tönt kein hehrer Name, der dich erhebt
Und deines Jugendmutes gesunk'ne Schwinge neu belebt?

Berührt dich nicht erweckend ein Hochgefühl, geweiht,
In dem du flammend begegnen darfst deiner Zeit,
Das nicht einsam lodert in deinem tiefsten Grund,
Nein, tausend Bruderherzen mit dir vereint zum Segens-
bund?

Das, wenn es begeistert von der Lippe schwebt,
Ringsum widerhallend in deinem Volke lebt,
Und das, wie trüb und düster das Bild der Zukunft droht,
Dir doch zu sterben gönnst für ein erhofftes Morgenrot?

LI.

Ja, Hauch der reinen Frühe, mich grüßend an lieblichem
Ort,

Ich habe dich verstanden: wohl tönet noch ein Wort,
Wohl tönet noch ein Name, dem mein Herz erbebt,
Der meines Jugendmutes gesunk'ne Schwinge neu belebt.

Ich darf nicht thatlos großen dahier an fremdem Strand;
Mir tönt dein Name, Heimat, dein Name, Vaterland!

Ob auch mein Ohr nach Klängen in allen Fernen lauscht,
fromm denk' ich der grünen Wälder, die meinen Jugend-
traum umrauscht.

Und weil' ich fern dir, Heimat, und hält des Südens Pracht
Mich fest in Blumenbanden, es lebt geheim mit Macht
In mir dein Angedenken: ich bin doch ewig dein;
Mir naht dein Bild, von Wehmut verklärt, in mildem Feuer-
schein!

Ein weckender Hauch durchsäuselt dich wieder, o mein Land,
Der längst auch treu die Wege zu meiner Seele fand,
Und der nicht still verzitternd an mir vorüberschwebt,
Nein, als ein heil'ger Mahnruf mein Herz gar wundersam
durchhebt!

Vor diesem deinem Weckruf verstummen und entflieh'n
Die düstern Schreckphantome, die nächt'gen Phantasie'n,
Die das Bild der Zukunft so trostlos mir gezeigt:
Du winkst, und sieh, das trübe Cassandralied im Busen
schweigt!

Des Herzens heilig' Leben während mit frommer Scheu,
Die Schätze der Empfindung festhaltend fromm und treu,
Festhalt' ich auch die Liebe, deren Zauberband
An dich unwiderstehlich die Herzen zieht, o Heimatland!

LII.

Vaterland, du starkes, wo blüh'n im Sonnenschein
Vom Elbstrom hundert Städte bis an den grünen Rhein,
Wo von den Alpenhängen bis an den Nordseestrand
Viel tausend Brüder wohnen — Gott seg'ne dich, du starkes
Land!

Vaterland, du schönes, wo stolz die Ströme geh'n,
 Wo hoch die Dome ragen und ernst die Burgen steh'n,
 Wo sich in zwei Meeren spiegelt der Ufer Rand
 Und grün die Hügel glänzen — Gott seg'ne dich, du schönes
 Land!

Vaterland, du kühnes, wo eichenlaub-umkränzt
 Noch Hermann's Schild nicht rostet, wo neu geschärfst er-
 glänzt
 Das Heldenwert der Väter, und wo deutsche Hand
 Weiß beides noch zu führen — Gott seg'ne dich, du kühnes
 Land!

Vaterland, du hehres, wo jedem dunklen Trug
 Kühn und stolz begegnet lichten Geistes Flug,
 Indess' doch Lieb' und Treue, rein wie Opferbrand
 Glühet in den Seelen — Gott seg'ne dich, du hehres Land!

Vaterland, du teures, das wie ein holder Stern
 Erglänzet lieben Brüdern auch in weiter fern',
 In welches treu gebunden hält ein festes Band
 Alle deutschen Herzen — Gott seg'ne dich, du teures Land!

Vaterland, du heil'ges — wohlauf im Morgenrot!
 für dein Banner geh'n wir freudig in den Tod,
 Wenn es allgemeinsam weht am Nordseestrand
 Und von den Alpen flattert — Gott seg'ne dich, du heil'ges
 Land!

LIII.

Ja, Vaterland, geliebtes! umströmt dich Glück und Heil!
 Was Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zu teil!
 Nur, fleh' ich, nie mißachte, in neuen Strebens Drang,
 Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

Entfache des Geistes Leuchte zu niegejeh'nem Glanz,
 Doch pflege du das Herz auch; pflege den leuschen Kranz
 Tiefinniger Gefühle; wahre duftig zart
 Die Blume deutschen Gemütes im frost'gen Hauch der
 Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für gold'ne Kränze flieht,
 Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
 Steh'n ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
 In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Und weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
 So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls;
 Hoch halt' es unter den Völkern und walle damit voran
 Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes
 Bahn!

Ruhmvoll ist deutsche Treue, hoch gilt Germanenwort:
 So bleibe, mein Volk, denn ewig des ewigen Rechtes
 Hört!

Wem ist, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
 Wer ist, du größtes der Völker, so sehr wie du sich selbst
 genug?

Herzensadel bleibe des deutschen Namens Ruhm,
 Recht und Wahrheit bleibe sein Palladium;
 Auf diese starken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreis't,
 Gründe für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutscher Geist!

LIV.

In dieser Zeiten Zwielicht Morgendämmerung,
 Mit einem neuen Tage schwanger, der herrlich und jung
 Ueber den harrenden Völkern beginne den stolzen Lauf:
 Er gehe dir, o Heimat, er gehe dir am ersten auf!

Und kommt er als Vöte des Dunkels, und bricht die Nacht
herein,

Auf deinen Bergen säume des letzten Tages Schein;
Die letzte aller Blumen, sie blühe auf deinem Ried,
In deinen Hainen flöte die Nachtigall ihr letztes Lied!

Die Perle des himmlischen Segens, die irdische Blüten neßt,
Von deinen Blüten, o Deutschland, wegetrockne sie zuletzt!
Zuletzt dir schwinde der Seiten verglimmendes Abendrot:
Du bist das Herz Europas, so lähme dich zuletzt der Tod!

LV.

Mit diesem Wunsch verhallend, nun ziehe hin, mein Lied!
Wohl ziehest du, wie auf Wassern ein Kahn im Sturme
zieht,
Entgegen der Strömung rudernd, von Wind und Welle
bekämpft:
Doch ziehe hin mit mut'gem Klange, wenn auch schmerz-
gedämpft!

Wohl ist dir nicht gegeben des Sanges Vollgewalt,
Der unwiderstehlich der Mitwelt Herz durchhallt:
Du bist den Zeitgenossen, wie feurig auch beschwingt,
Ein Sangesezpigone, nachhallend, was kein Herz mehr zwingt:

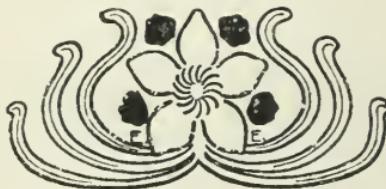
Doch schön ist's, Homeride, wenn auch ein letzter, sein!
Wer fromm dem Schönen treu blieb, nie steht er ganz allein!
Töne, mein Lied, der Jugend, töne zarten Frau'n:
Verwandte Herzen schlagen dir doch vielleicht in deutschen
Gau'n!

Es röhren vielleicht doch manchen, trogend dem rauhen Tag,
Deine zarten Rhythmen; der sterbende Flügelschlag

Schönheitstrunk'nen Schnens, der da Zeugnis giebt
Von einer weichen Seele, die viel gestrebt, gehofft, geliebt.

Nun, tönender Schwan, verstumme! Schon mahnet rings-
umher

Der steigende Tag zur Heimkehr. Wohlauf, in's off'ne Meer
Zurück, mein Barcaroule! Hell winkt die See. Fahr wohl,
O Blumenstrand der Dichtung: du grünes Eiland, fahre
wohl!



PT Hamerling, Robert
2239 Werke
Al
1900
Bd. 3

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 03 06 011 5